4114 [1-2]

Der Krieg in China

Von

J. Scheibert Major z. D.

Der Krieg in China

1900—1901.

Der

Krieg in China

1900—1901

nebst einer

Beschreibung der Sitten, Gebräuche und Geschichte des Landes

von

J. Scheibert

Major z. D.

Erster Band.

Berlin 1903.

Verlag von A. Schröder

Potsdamer Straße 84 a.

Chiny
lit. fiol

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773
Wa5165406

Alle Rechte vorbehalten.

4114 [1-2]

NH-63918 (Bd. 1) | TMK
NH-63917 (Bd. 2) | TMK

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Die Boxer-Bewegung.

Alte und neue Kultur 1
Die Chinesen in Nordamerika 7
Die Boxer und ihr Schlachtruf 17

Die Provinz Petschili.

Taku 26
Von Taku nach Tientsin 33
Tientsin 37
Das Blutbad von Tientsin 46
Ankunft in Peking 58
Die Gesandtschaften in Peking 66
Allerlei aus Peking 72
Tempel und Paläste in Peking 79
Die Kaiserliche Stadt 90
Der Sommerpalast 99
Die Minggräber und die große Mauer 108

Quer durch China.

In der Löß-Formation 118
Signanfu 125
Im Thee-Distrikt 131
Hankau-Wutchang-Hanjang 142
Die Städte am Yantsekiang 148

Schanghai und seine Umgebung.

Die Fremdenniederlassung in Schanghai 163
Theehallen, Restaurants und Tingel-Tangel 171
Spielhöllen und Opiumkneipen 176
Das chinesische Schanghai 183
Geld und Gelderwerb in Schanghai 186
Sü-ka-wei 194

Seite

Die Vertragshäfen am Ost-Meer.

Ningpo und Schusan 204
Futschou und Amoy 211
Der Hafen von Kanton 222
Die Stadt Kanton 230

Religion, Philosophie und Aberglaube.

Der Buddhismus 241
In der Buddhisten-Hölle 248
Schwarzkunst und Teufelsspuk 259
Götter und Götzen 266
Die christliche Missionsthätigkeit 270

Das Beamtentum.

Die Stufenleiter 280
Das erste Examen 288
Das zweite und das dritte Examen 294
Wie man zum Amte kommt 302
Die Rang- und Amtsabzeichen 310

Die Rechtspflege.

Das bürgerliche Rechtsverfahren 320
Das Strafrecht 329
Körper-, Tortur- und Todesstrafen 343
Gefängnisse 357

Fest- und Feiertage.

Das Neujahrsfest 366
Das Laternenfest 379

Verzeichnis der farbigen Beilagen

zum ersten Bande.

Graf und Gräfin Waldersee bei ihrer Abfahrt aus Deutschland . . Vor dem Titel
Fischerdorf am Peiho . . . . . Nach Seite 32
Schi-Ssu-Pai-Ro-Straße in Peking 64
Ein Leichenzug vor den Thoren Pekings 96
Auf der Stadtmauer von Signanfu 128
Eine religiöse Prozession in der Umgebung der Stadt Nanking 144
Mandschurin mit Wasserpfeife und Chinese mit Opiumpfeife 176
Bestrafung von Opiumrauchern durch Bambushiebe 192
Das Toilettezimmer einer chinesischen Kaufmannsfrau 224
Am Landungsplatz in Laohokin am Hankiang 240
Eine christliche Missionsstation 272
Peking und die Prüfungshallen 288
Ein Mandarin und seine Familie 320
Diener des Pekinger Leichenbesorgungsinstituts 336
Eine chinesische Musikkapelle 368

Die Boxer-Bewegung.

Alte und neue Kultur.

Unter allen Staatengebilden unseres Planeten ist kein anderes mit einem so märchenhaften Schleier umgeben als China. Jahrhunderte lang hatte man von ihm überhaupt keinen rechten Begriff, sondern setzte sich aus den mit Übertreibungen und Mißverständnissen durchwobenen Berichten von Seeleuten und Missionaren ein Wunderbild zusammen, das die chinesische Kultur gewaltig überschätzte: man betrachtete es als selbstverständlich, daß jede Erfindung von Bedeutung den Chinesen viel früher als den Europäern bekannt geworden sei. Erst seit sechzig Jahren, als man die Chinesen bei offenkundigen Lügen ertappte, als sie behaupteten, daß auf den Flüssen im Innern ihres Landes sich zahlreiche Dampfschiffe bewegten, während sie thatsächlich nicht ein einziges besaßen, begann man, die chinesischen Verhältnisse mit nüchternem Auge zu prüfen.

Aber wenn es uns auch nun gelungen ist, von den technischen, litterarischen und künstlerischen Leistungen des „himmlischen Reiches des Weltalls“ — wie die Chinesen ihren Staat nennen — ein ziemlich klares Bild zu erlangen, so bietet der Charakter des Volkes noch genug an Rätseln und Widersprüchen. Wir sehen, daß einerseits neun Zehntel der Bevölkerung sich um politische Angelegenheiten überhaupt nicht kümmern, andererseits, daß das Land mit geheimen Verbindungen durchzogen ist und in gewissen Zeitabschnitten immer wieder durch große und schwere Revolutionen bis in seine Grundfesten erschüttert wird; wir können uns täglich überzeugen, daß der Export von allen Schichten der Bevölkerung unterstützt wird, daß sich aber dem Import gegenüber sämtliche Rangstufen vom Kaiser bis zum Bettler gleich

ablehnend verhalten; wir können endlich beobachten, daß der Chinese im allgemeinen höflich und gutmütig gegen den einzelnen Reisenden ist, daß aber der Fremdenhaß trotzdem tief in die Seele des Volkes eingegraben ist.

Eine Erklärung für letztere Erscheinung ist allerdings nicht schwer. Von allen Europäern, die seit zwei und einem halben Jahrhundert ihren Fuß auf chinesischen Boden gesetzt haben, hat sich keiner um die traditionellen Anschauungen der Chinesen gekümmert, sondern — obschon meist in bester Absicht — seinen eigenen Absichten und Wünschen Geltung zu verschaffen gesucht und dadurch dem Einflusse Europas mehr Schaden als Nutzen gebracht. Die Bekehrungsversuche der Jesuiten, denen später die protestantischen Missionen folgten, mußten naturgemäß den einheimischen Priestern ein Dorn im Auge sein; die Eisenbahnbauten der letzten Jahrzehnte bedrohen eine Unzahl von Fuhrleuten, Schiffern, Karrenführern, Lastträgern, Gastwirten und ähnlichen kleinen Geschäftsleuten in ihrem Broterwerb und reizen sie zum Widerstand auf: endlich mußten die Annexionen mehr oder minder großer Gebietsteile durch die fremden Mächte die chinesische Regierung erbittern, so daß die Feindschaft gegen Europa eine ziemlich allgemeine geworden ist.

In diesem Sinne hat denn auch der englische „Daily Expreß" eine Unterredung veröffentlicht, welche einer seiner Redakteure mit einem in London sich aufhaltenden Mitgliede der Boxer-Vereinigung gehabt haben will:

„Die westliche Zivilisation", sagte der Chinese, „ist in unsern Augen wie ein Pilz, wie ein Ding von gestern. Die chinesische Zivilisation dagegen ist ungezählte Jahrtausende alt; wir glauben daher, daß wir euch um mindestens 2000 Jahre voraus sind. Auch bei uns gab es eine Zeit, da wir unsern „Kampf ums Dasein", unsere Jagd nach Reichtum, unsern Machthunger, unser Hasten und Hetzen und unsere Qual hatten. Auch wir hatten unsere klugen Erfindungen, wir hatten das Schießpulver, den Buchdruck und alles übrige, aber wir haben lange genug gelebt, um zu erkennen, wie wenig notwendig und wie nutzlos alles das ist. Wir haben auch unsere Zeiten des Zweifels, des Fanatismus und des Streites in Religionssachen gehabt; wir hatten unsere Märtyrer, unsere Reformationen, unsere Intoleranz und schließlich die Toleranz — und das alles vor Tausenden von Jahren. Aber, wie gesagt, wir sind diesen Dingen entwachsen. Aus den Erfahrungen vergangener Jahrhunderte haben wir Weisheit gelernt,

aus den Fehlern und den Unfällen unserer Ahnen ersehen, daß keines der Dinge, nach denen wir strebten, des Strebens wert war. So haben sich unsere Leidenschaften und unser Ehrgeiz allmählich abgesetzt in dem ruhigen Wunsche nach Glückseligkeit in dieser Welt, unsere Religion ist zu einer Lebensphilosophie geworden, die sich in der Probe der letzten 2000 Jahre als gesund erwiesen hat. Wir glauben, daß das Beste, was man in diesem Leben erreichen kann, die Glückseligkeit ist, und wir lehren unsere Kinder, daß sie dieses Glück nur durch Pflichterfüllung erzielen, indem sie die Vorschriften der Moral und der Lebensgemeinschaft erfüllen und sich mit einem Kreise gleichfalls glücklicher Freunde und Verwandten umgeben.

Wenn ein Chinese mehr von geschäftlichem Glück begünstigt ist, als seinen Verwandten zu teil geworden, so findet er seine größte Befriedigung darin, sein Vermögen mit jenen zu teilen. Und wir in China hören nie auf, zu arbeiten; etwas, wie ein Zurückziehen vom Geschäft, giebt es nicht, die Arbeit ist ein Teil unseres Vergnügens, weil sie ein Teil unserer Pflicht ist. Wir glauben das Beste in diesem Leben zu thun, weil es das einzige ist, von dem wir etwas sicheres wissen. Das ist das letzte Sein und Ende der chinesischen Philosophie.

So werden Sie überall in China dasselbe Maß und denselben gleichartigen Geist der Befriedigung finden. Sie mögen glauben, wir lebten in Unwissenheit, Schmutz und Trägheit, aber ich versichere Ihnen, es ist nicht der Fall. Wir fühlen uns so wohl, wie wir wünschen, und kein Mensch kann uns darin eine Besserung bringen. Und nun kommt ihr aus eurer westlichen Welt zu uns mit dem, was ihr eure „neuen Ideen" nennt. Ihr bringt uns eure Religion — ein Kind von neunzehnhundert Jahren; ihr fordert uns auf, Eisenbahnen zu bauen, damit wir von einem Ort zum andern fliegen können mit einer Eile, die uns weder Bedürfnis ist, noch Reiz für uns hat. Ihr wollt Fabriken bauen und dadurch unsere schönen Künste und Gewerbe verdrängen, ihr wollt blendenden Flitter verfertigen statt der schönen Gebilde und Farben, die wir durch Jahrhunderte erprobt haben. Gegen alles das erheben wir Einspruch. Wir wollen allein gelassen werden, wir wollen die Freiheit haben, unser schönes Land und die Früchte unserer alten Erfahrung zu genießen. Wenn wir euch bitten, wegzugehen, so weigert ihr euch und bedroht uns gar, wenn wir euch nicht unsere Häfen, unser Land, unsere Städte geben. Daher sind wir Mitglieder der Gesellschaft der sogenannten „Boxer" nach reiflicher Überlegung zu der Erkenntnis gekommen, daß die einzige

Möglichkeit euch los zu werden, darin liegt, daß wir euch töten. Wir sind von Natur nicht blutdürstig, aber wenn Zureden und Überzeugung und die Berufung an euren Verstand und euer Gerechtigkeitsgefühl versagen, so sehen wir uns der Thatsache gegenüber, daß nur unsere einzige Rettung ist, euer Dasein auszulöschen.

Nehmen Sie Ihre Missionäre! Sie kommen zu uns mit einer neuen Religion, über deren hauptsächlichste Grundsätze sie selbst unter einander bitterlich uneins sind; sie sagen uns, wenn wir ihre Lehre nicht annehmen, würden wir „ewige Strafe" erdulden. Sie schrecken unsere Kinder und alten Leute und veranlassen alle möglichen

Chinesisches Ochsengespann.

Zwistigkeiten zwischen Familien und einzelnen Personen. Da ist es doch kein Wunder, daß wir sie nicht dulden wollen. Wenn wir eure Eisenbahnen und Maschinen haben wollten, so könnten wir sie ja kaufen; aber wir wollen sie nicht, sie sind uns nichts nutz, wir haben gelernt, ohne sie fertig zu werden. Trotzdem sagt ihr, Ihr würdet uns zwingen, sie zu kaufen, ob wir wollen oder nicht. Ist das gerecht? Ich sage, es ist eine Anmaßung, eine Beschimpfung.

Viel Wesens wird auch daraus gemacht, daß wir keine Soldaten sind. Wir aber haben aufgehört, Soldaten zu sein, weil wir zivilisiert geworden sind. Der Krieg ist barbarisch. Die Wirkung davon, daß wir auf unserer jetzigen Höhe der Zivilisation angelangt sind, ist, daß

Ein Aufruf der Boxer an der Stadtmauer von Peking.

wir uns mehr als irgend eine andere Rasse auf der Erde vermehrt und vervielfacht haben. Trotz unserer großen Sterblichkeit — an der Sie wieder Anstoß nehmen, obwohl wir glauben, daß sie eine weise Vorsehung der Natur ist — vermehrt sich die chinesische Rasse schneller als irgend ein anderes Volk der Welt. Wenn wir es darauf ablegten, könnten wir die übrige Menschheit überwältigen; daß wir dies nicht thun, ist nur der Vollendung unserer Zivilisation zuzuschreiben. Wir zählen 400 Millionen menschliche Wesen, und wer könnte uns Widerstand leisten, wenn wir unsere Macht zur Geltung bringen wollten? Glauben Sie, wir seien uns dessen nicht bewußt? Im Gegenteil, wir wissen es zu gut, und nun ist es Sache der weißen Rassen auf der Erde, zu erkennen, daß wir, nicht sie die Herren sind.

China ist von 20 sogenannten glücklichen Invasionen heimgesucht worden. Aber was hat sich ereignet? Haben die Eindringlinge die Chinesen beherrscht? Nein, die Besiegten haben die Besieger aufgesogen und alle sind Chinesen geworden. Selbst die Juden, die zu uns gekommen, sind von unserer Rasse absorbiert worden, ein Vorgang, der nirgends seinesgleichen hat.

Lassen Sie mich wiederholen, daß alle die Dinge, die im Westen die Menschen trennen, in China thatsächlich keinen Daseinsgrund haben. Politik, Religion, persönlichen Ehrgeiz, Ausdehnungsdrang, Landhunger, Goldhunger — alles das giebt es in China nicht. Ihr meint, der Chinese sei ein Kind, weil er sorglos und einfach ist. Das ist ein großer Irrtum. Er hat das Geheimnis gelernt, glücklich zu sein; sein Leben ist ruhig, und nichts stört ihn, solange sein Gewissen rein ist! In ein Sprichwort zusammengefaßt ist das Bild unseres Charakters: „Laßt uns in Ruhe und wir lassen euch in Ruhe!“ —

Es mag dahingestellt bleiben, ob wirklich ein in London lebender Chinese solche Ansichten geäußert hat. Daß aber ein großer Teil des chinesischen Volkes sich thatsächlich zu diesen Anschauungen — deren zahllose Irrtümer, Fälschungen und Überhebungen sich später im Laufe unserer Schilderungen und Untersuchungen ergeben werden — bekennt, darüber darf kein Zweifel herrschen.

Wir wollen an dieser Stelle nur einem einzigen Punkte näher treten. Wenn die Chinesen den Europäern zurufen „laßt uns in Ruhe!“, so kann man ihnen mit demselben Rechte vorhalten, daß sie unaufgefordert in ungezählten Massen sich auf den zwischen Asien und Australien belegenen Inselgruppen niedergelassen haben und, trotz allen Protestes der dortigen Bevölkerung, sich in den Vereinigten

Staaten von Nordamerika, namentlich aber in Kalifornien, eingenistet haben. Erst die Anti-Chinesen-Bill hat der Einwanderung der bezopften Söhne des himmlichen Reiches Einhalt gethan.

Da man vor etwa fünfzehn Jahren versucht hat, Kulis auch nach Deutschland als ländliche Arbeiter zu ziehen und sie auf deutschen Schiffen als Heizer und dergleichen zu verwenden, so ist die Frage des Wettbewerbs zwischen der mongolischen und kaukasischen Rasse wichtig genug, um ihr ein besonderes Kapitel einzuräumen.

Die Chinesen in Nordamerika.

Bald, nachdem der Goldreichtum Kaliforniens bekannt geworden war, begann die chinesische Einwanderung, und sie erreichte ihren Gipfelpunkt, als nach Beendigung des Secessionskrieges die Sklaverei in Nordamerika verboten wurde.

Während aber die Europäer, obschon sie in unzähligen Scharen ankamen, einzeln eintrafen, rückten die Chinesen kompagnieweise ein. Sie stammten meist aus der Provinz Canton und gehörten der ärmsten und niedrigsten Klasse an. Keiner von ihnen besaß die 180 Mark, welche damals für die Überfahrt zu zahlen waren, da eine solche Summe für chinesische Verhältnisse bereits ein kleines Vermögen bedeutet, sondern sie wurden von kapitalistischen Vereinigungen, deren sich allmählich sechs (Samp Yup, Yung Wo, Bong Chow, Wing Yung, Hop Wo und Yan Wo) gebildet hatten, nach Amerika „verladen", denn mit einem anderen Ausdruck kann man dieses Zusammenpferchen ungezählter Personen auf einem Schiff nicht bezeichnen.

Jahrelang traf fast allwöchentlich ein solches Schiff mit chinesischen Einwanderern ein — zuerst Segelschiffe, später vollgepfropfte Riesendampfer — bis man 1880 die Gesamtzahl der gelandeten Chinesen auf rund 200000 berechnete, von denen etwa ein Viertel in wohlhabendem Zustande (d. h. mit einigen hundert Dollars in der Tasche) nach China zurückgekehrt und ein zweites Viertel gestorben war, während der Rest sich in mehr oder minder kümmerlichen Verhältnissen über den ganzen nordamerikanischen Freistaat verbreitet hatte.

Kam ein Auswandererschiff im Hafen von St. Franzisko an, so wurden die Leute in ihren nationalen blauen Blusen und Zeugkappen nebst ihren Bündeln und sonstigem Gepäck zu zwölf bis zwanzig auf einen offenen Wagen gesetzt, nach dem Chinesenviertel gefahren und dort in „Hotels" untergebracht. Von dem Schmutz, dem widerlichen Geruch und dem Gedränge in einem solchen Gasthaus kann man sich

Im Chinesenviertel zu St. Franzisko.

in Europa überhaupt keinen Begriff machen. Ein einfenstriger Raum, mit dem bei uns kaum ein stellungsloser junger Kaufmann fürlieb nehmen würde, wird durch eine Längs- und eine Querwand in vier Teile zerlegt, und an den so gewonnenen acht Wänden werden in Abständen von nicht viel mehr als einem halben Meter Bretter über einander angebracht, deren jedes einem Chinesen als Schlafstelle dient. Auf diese Weise bietet also ein Zimmerchen, das kaum einen Europäer

beherbergen kann, Unterkunft für ein viertel Hundert Zopfträger. In solchem Loch bleibt der Neuankömmling so lange, bis ihm die Compagnie, die ihn nach Amerika übergeführt hat, eine Stellung verschafft.

Das klingt überaus menschenfreundlich; in der Wirklichkeit handelt es sich aber um eine ausgesprochene Form der Sklaverei, denn vier oder fünf Jahre lang erhält der Kuli nicht einen Pfennig Lohn, sondern der Erlös seiner Arbeitskraft wandert als Ersatz für das Überfahrtsgeld in den Säckel der betreffenden chinesischen Kapitalisten-Gesellschaft. Am liebsten ist es der letzteren natürlich, wenn sie den

Christliche Handwerker.

Neuankömmling gleich auf mehrere Jahre an irgend ein größeres Unternehmen vermieten kann. Beispielsweise wurde die Zentral-Pacific-Eisenbahn fast ausschließlich von Kulis gebaut. Die Gesellschaft stand sich natürlich recht gut dabei, denn die Verpflegung und Kleidung stellte sich für den Kopf jährlich auf vielleicht 50 bis 60 Dollars, und wenn sie als Lohn an die Gesellschaft 100 Dollars bezahlte, so kostete ihr die einzelne chinesische Arbeitskraft jährlich nicht viel mehr als 600 Mark, während der Lohn für Europäer mindestens das Vierfache betragen hätte und ganz andere Vorkehrungen für Verpflegung, Küche und Barackenlager notwendig gewesen wären.

Das beste Geschäft machten natürlich die chinesischen Transport-Gesellschaften, denn da sie immer ganze Schiffe mieteten und dreimal

mehr Menschen darauf unterbrachten als eigentlich zulässig war, so kostete ihnen die Überfahrt des Einzelnen kaum mehr als sechzig Mark, während dieser in seiner vier- oder fünfjährigen Sklavenzeit mindestens das Zehnfache, wenn er aber intelligent war, selbst das Fünfzigfache einbrachte, da die Gesellschaften die besseren Leute als Hausdiener, Laufburschen, Köche, Minen- und Fabrikarbeiter, Handwerker und dergl. vermieteten. Das ist nach unserer Ansicht eine kapitalistische Ausbeutung, wie sie ärger gar nicht gedacht werden kann, aber der Chinese hält dies Verfahren für völlig gerechtfertigt und erfüllt deswegen auch seine Pflicht meist zur größten Zufriedenheit des Brodherrn, der ihn gemietet hat. Schon in den siebziger

Chinesische Christen.

Jahren wurde allen chinesischen Einwanderern bei ihrem Eintreffen im Hafen durch amerikanische Dollmetscher auf Anordnung der Regierung vorgelesen, daß es in Amerika keine Sklaverei gäbe, daß etwa dahin lautende Verträge, welche der Einzelne in China abgeschlossen habe, null und nichtig wären und daß jeder dahin gehen könne, wohin es ihm beliebe — aber es ist nie ein Fall bekannt geworden, daß jemand von diesem Rechte Gebrauch gemacht habe. Überhaupt werden die amerikanischen Gerichtshöfe fast nie von Chinesen angerufen, sondern die genannten Gesellschaften haben besondere chinesische Richter eingesetzt, vor denen deren Landsleute alle ihre Streitigkeiten zur Entscheidung bringen.

Am schlimmsten waren aber die Frauenzimmer daran, die sich verleiten ließen, nach Amerika zu fahren, denn während die Männer

nach Beendigung ihrer Sklavenzeit frei wurden und dann für ihre eigene Tasche verdienen konnten, kamen die Mädchen fast nie aus der Sklaverei heraus. Während der zwanzig Jahre der hauptsächlichsten Chinesen-Einfuhr haben sich kaum ein paar hundert Mädchen verheiratet und ein ebenfalls nur sehr geringer Prozentsatz hat als Dienstboten, Verkäuferinnen u. s. w. bei wohlhabend gewordenen Landsleuten Stellung gefunden. Die große Masse wurde sofort nach der Ankunft für einen Preis, der zwischen 1600—2400 Mark schwankte, an übelberüchtigte Häuser verkauft. Aber meist dauert die Freude, mit geschminkten Wangen, großen Porzellanringen an Handgelenken und Knöcheln, zierlich gestickten Gewändern, Pumphosen und buntem Schmetterlings-Haarputz auf den Straßen stolzieren zu können, nicht lange. Siechtum und Krankheit machen das arme Geschöpf bald für den Besitzer nutzlos und dann wird es erbarmungslos aus dem Hause gejagt, um von der Polizei aufgefunden und ins Krankenhaus gebracht zu werden. Fast nie gelingt es, von dem Mädchen den Namen des betreffenden unbarmherzigen Brodherrn zu erfahren; es nennt einen Namen, weiß aber angeblich die Wohnung nicht, und die Polizei ist dann machtlos. Ist jedoch die Krankheit zu weit fortgeschritten, so bringt der Herr das Mädchen auch wohl in einen Kellerraum, giebt ihm einen Teller voll Reis und überläßt es dem Tode durch Hunger und Entkräftung. —

Hat der männliche Kuli seine Sklavenzeit hinter sich, so beginnt für ihn das Glück seines Lebens. Er vermietet sich entweder als Diener, Koch oder Arbeiter oder fängt auch selbständig oder mit einem Landsmann zusammen irgend ein Geschäft an, das wenig Kapital und wenig Kraftaufwand erfordert. Vornehmlich ist es der Zigarrenhandel und die Wäscherei, die ihn anlocken. Es giebt vom Stillen bis zum Atlantischen Ozean kaum ein Städtchen, in dem sich nicht wenigstens eine chinesische Waschanstalt befindet. Meist ist es ein dumpfes Kellerlokal, in dem eine entsetzliche Hitze und eine noch furchtbarere Luft herrschen, aber die Wäsche wird so blendend weiß und glänzend zurückgeliefert, wie es keine irische oder deutsche Frau fertig bringt, und daher fehlt es dem Chinaman auch nicht an Zuspruch. Dabei ist der Chinese klug genug, den Preis nicht herabzudrücken (in New-York kostet Waschen und Bügeln eines Herrenhemdes 50 Pfg., weiter nach dem Westen zu: 70—80 Pfg.), so daß er thatsächlich in kurzer Zeit wohlhabend wird.

Weniger floriert das Zigarrengeschäft. An irgend einer Straßen-

ecke sehen wir einen niedrigen hölzernen Ständer, auf dem ein kleiner Kasten steht, dessen ganzer Inhalt sich aus einem Dutzend Zigarren, einigen Zigaretten und ein paar Stücken Kautabak zusammensetzt, und neben dem ein unglaublich magerer Chinese vom frühen Morgen bis zum späten Abend herumtrippelt. Seine Kundschaft besteht aus ein paar jugendlichen Stiefelputzern, die sich ausnahmsweise mal den Genuß einer Zigarre leisten wollen; aber billig, sehr billig muß sie sein, denn mehr als 2 Cents legen sie keinesfalls an. Andere Leute haben

Eine chinesische Waschanstalt in New-York.

schon genug, wenn sie seine Zigarren sehen — und ganz Unrecht haben sie nicht, denn als wir drüben waren, ereignete sich folgende niedliche Geschichte. Tritt da eines Tages ein Policeman an einen solchen Chinesen heran und fragt ihn nach der „Lizenz". In dem freien Amerika darf man nämlich auch nicht alles thun, was man will, sondern man braucht zu mancherlei eine obrigkeitliche Erlaubnis, z. B. zum Tabaksverkauf, und zwar kostet dieselbe jährlich 20 Mark. So viel wirft aber das „Geschäft" unseres Chinesen kaum im ganzen Jahre ab; also hat er keine und muß ins Loch und wird am nächsten

Ein chinesischer Leichenzug.

Tage dem Polizeirichter vorgeführt. Auf dem Polizeigericht giebt es aber viel Spaß, viel zu lernen und auch manchmal etwas zu verdienen, so daß jüngere Rechtsanwälte, die noch keine Praxis haben, dort immer zahlreich zu finden sind. Unser Chinese wird auf die Anklagebank geführt, der Polizist macht seinen Bericht, der Richter findet die Sache ungeheuer einfach: der Mann ist schuldig! „erhebt irgend jemand Widerspruch?" — „Ich", erschallt es durch den Saal — und ein junger Rechtskundiger tritt vor. Der Richter weiß natürlich, daß jetzt Spaß gemacht werden soll, legt sich würdevoll in die Lehne seines Stuhles zurück und sagt „Schön, mein Herr, was haben Sie einzuwenden?" — „Euer Ehren", erwidert der Junge, „das Gesetz besagt, daß ein jeder, der Tabak roh oder in irgend welcher anderen Form verkauft, einen Erlaubnisschein zu lösen hat." — „Gewiß" entgegnet der Richter, „und weil der Angeklagte einen solchen nicht besitzt, hat er sich einer Gesetzesverletzung schuldig gemacht." — „Das bestreite ich, Euer Ehren; der Angeklagte braucht keine Lizenz." — „Was?" sagt der Richter, dem der Spaß nun zu toll wird, „Sie haben doch selbst die Gesetzesstelle angeführt?" — „Das Gesetz spricht ausdrücklich von Tabak und von Tabaksfabrikaten. Ich behaupte aber, daß in den Zigarren des Angeklagten auch nicht die Spur von Tabak vorhanden ist, so daß das Gesetz auf ihn keine Anwendung finden kann." Der Richter starrt den jungen Rechtskollegen hilf- und sprachlos an. Dieser macht das bescheidenste Gesicht von der Welt und sagt „Möchten Euer Ehren nicht eine von den Zigarren probieren, um sich von der Wahrheit meiner Behauptung zu überzeugen?" — Der Richter wirft entsetzt einen Blick auf die strohgelben Dinger, welche Zigarren vorstellen sollen, dann brüllt er mit Stentorstimme: „Das Gericht spricht den Angeklagten frei!" — Der Chinese zog glückstrahlend seines Weges, aber dem chinesischen Zigarrenhandel hat der Urteilsspruch nicht allzu sehr auf die Beine geholfen.

Während daher der Zigarrenhandel nur noch von solchen betrieben wird, die die Hoffnung „reich zu werden" aufgegeben haben und nichts weiter als „zu leben" wünschen, giebt es außer der Wäscherei doch noch eine ganze Menge Berufe, z. B. Anfertigung von Feuerwerkskörpern, Spielwarenfabrikation u. s. w., welche dem Chinesen bei seiner bescheidenen Lebensweise ermöglichen, nach einem Jahrzehnt fleißiger Arbeit als wohlhabender Mann in seine Heimat zurückzukehren. Aber selbst diese Rückkehr ist ihm nur möglich, wenn er eine Bescheinigung der sechs Transport-Gesellschaften beibringt,

daß er alle durch seine Hinfahrt entstandenen Kosten abgearbeitet hat. Ohne eine solche weist ihn die Pacific Steam Navigation Co. vertragsmäßig von allen ihren Dampfern zurück, und da sich die Gesellschaften für die Ausstellung eines solchen Passes 20 Mark bezahlen lassen, wird der Chinese also zum Schluß, nachdem er seine Schuld bereits zehnfach entrichtet hat, nochmals geschröpft.

Zweckmäßiger wäre es jedenfalls, wenn der Zurückgehende eine Bescheinigung beibringen könnte, daß er seinem weißen Lohngeber gegenüber redlich gehandelt habe, denn während Untreue gegen seine Stammesgenossen infolge der scharfen Kontrolle überaus selten ist, macht sich der Chinese viel weniger ein Gewissen daraus, seinen weißen Brodherrn, nachdem er ihm Jahre lang zur vollsten Zufriedenheit gedient hat, plötzlich unter Mitnahme des Silberzeugs, der Schmucksachen oder anderer leicht transportierbarer Wertgegenstände zu verlassen. Nachforschungen sind meist zwecklos, da der Diebstahl fast immer erst zur Ausführung gelangt, wenn der Betreffende alles für die Rückfahrt vorbereitet hat und weiß, daß der Dampfer nach wenigen Stunden in See sticht. Dem Weißen gegenüber ist also weder Dankbarkeit noch Redlichkeit vorhanden, sondern nur der Wunsch, ihn nach Möglichkeit auszubeuten; ja, nicht einmal begraben will der Chinese im Lande der Weißen sein.

Die Gesellschaft, welche den Einzelnen nach Kalifornien schafft, ist unbedingt verpflichtet, im Todesfalle dessen Leichnam kostenlos nach der Heimat zurückzubefördern. Zu diesem Zwecke werden die verstorbenen Chinesen auf einem besonderen Kirchhofe bei St. Franzisko bestattet, auf dem die Verwesung der Leichen künstlich beschleunigt wird. Nach einem gewissen Zeitraum werden die Überreste wieder ausgegraben, die Knochen von den noch anhaftenden Teilen gesäubert, und dann das Knochengerüst mumienartig zwischen dünnen, mit dem Namen des Verstorbenen versehenen Brettern verpackt und nach China zurückgeschickt.

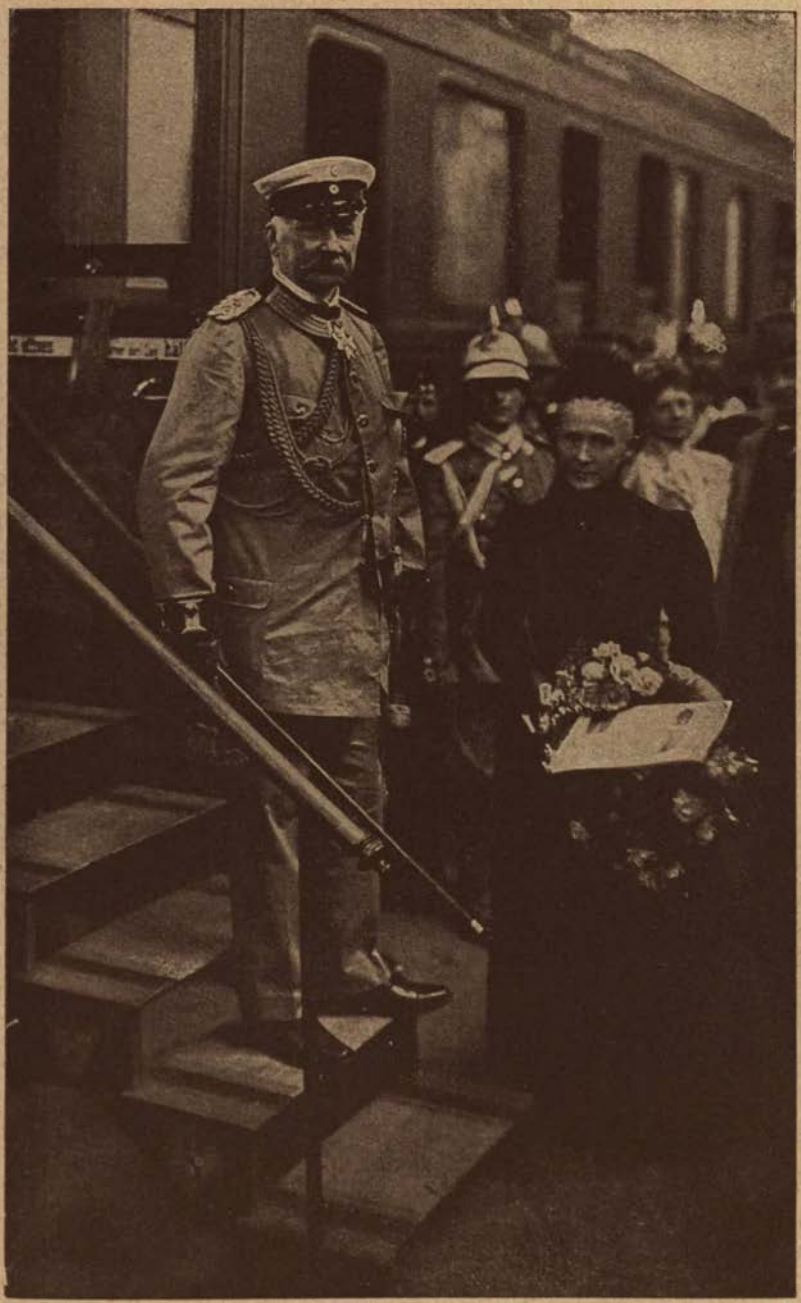
Wenn es nur etwa einem Viertel der nach Amerika eingewanderten Chinesen möglich gewesen ist, das erhoffte Ziel, wohlhabend zu werden — wozu ja nach dortigen Begriffen nur der Besitz von einigen hundert Dollars gehört — als unabhängiger Arbeiter in einem Zeitraum von zehn Jahren zu erreichen, so liegt die Schuld lediglich an den Nationallastern der Chinesen und dem dadurch verursachten Geldaufwand. Frauenhäuser, Opium-Giftbuden und namentlich Spielhöllen, die wir später noch im einzelnen kennen lernen werden, sind es, die den Beutel

der sonst so habgierigen und sparsamen Chinesen immer aufs neue leeren und die Erreichung des gesetzten Zieles erschweren.

Dieser scheinbare Mißerfolg nimmt der chinesischen Einwanderung aber nichts von ihrer Gefährlichkeit. Wollten Europäer so eng zusammengepfercht wohnen, so würden in kürzester Frist Seuchen ausbrechen; müßten Kaukasier sich mit den Speisen begnügen, die zum Unterhalt der Chinesen völlig ausreichen, so würden sie in kurzer Zeit

Irreguläres mit den Boxern fraternisierendes Militär in Tientsin.

zu jeder Arbeit unfähig sein und langsam dem Hungertode anheimfallen. Auf dem Arbeitsmarkte kann also die weiße Rasse der gelben niemals Konkurrenz machen, und da sie überdies von der letzteren im Durchschnitt an Schnelligkeit und Geschicklichkeit übertroffen wird, so muß es die Aufgabe aller europäischen Kulturstaaten sein, einer etwa drohenden Kuli-Einwanderung — und die Absicht einer solchen wäre nach Beendigung des gegenwärtigen Krieges keineswegs ausgeschlossen — sofort einen Riegel vorzuschieben.



Graf und Gräfin Waldersee bei ihrer Abfahrt aus Deutschland.

Die Boxer und ihr Schlachtruf.

Wenn die Chinesen bei dieser Sachlage die Europäer, denen sie so gern ihr Ausschuß-Porzellan, ihre wackligen Bambusmöbel und ihre verschrobenen, spiegelblank polierten Figürchen um hohen Preis verkaufen, die „weißen Teufel" nennen, scheint solch Vorwurf geradezu unbegreiflich. Wir werden aber weiterhin erfahren, daß England vor sechzig Jahren in einer nicht entschuldbaren Weise mit China Krieg begonnen, sich dadurch Eingang in das bis dahin völlige abgeschlossene Land erzwungen und Frankreich zu ähnlichem Vorgehen veranlaßt hat.

Deswegen richtet sich der jetzige Aufstand der Chinesen auch in erster Reihe gegen diese beiden Nationen, und unser deutsche Gesandte ist wohl nur der aufgestachelten Volksleidenschaft, die zwischen den „Fremden" keinen Unterschied zu machen versteht, zum Opfer gefallen.

Moritz von Brandt, ehemaliger deutscher Gesandter in China.

Was die „Boxer" sind und was sie eigentlich bezwecken, ist bisher noch keineswegs aufgeklärt. Zwei der bedeutendsten Kenner chinesischer Verhältnisse widersprechen sich ziemlich stark in ihren Ansichten.

Der frühere deutsche Gesandte von Brandt führte im Juliheft der „Deutschen Revue" folgendes aus: „Das Bestreben der einzelnen Mächte, sich besondere Vorteile zu sichern, wozu Frankreich das Beispiel gegeben hatte, mußte zu Eifersüchteleien und gegenseitigen Verdächtigungen bei der chinesischen Regierung führen, die in diesen Vorfällen nur die Bestätigung ihrer Auffassung sehen konnte, daß die Eifersucht der fremden Mächte gegen einander der beste Schutz Chinas sei. Die als Aufstand der Boxer bezeichneten Unruhen — in Wirklichkeit heißt die Gesellschaft I ho chuan, d. h. der Bund der vereinigten Patrioten; chuan, gleich ausgesprochen, wenn auch anders geschrieben, kann aber ebenfalls „Faust" bedeuten, und so haben wir es entweder mit einem Übersetzungsfehler oder mit einem chinesischen Wortspiel zu thun — sind das natürliche Ergebnis des Vorgehens der fremden Regierungen, die bei den verschiedenen seit 1895 an China gerichteten Forderungen übersehen haben, daß auch der Chinese eine natürliche und nicht ganz unberechtigte Abneigung dagegen haben kann, finanziell und industriell depossediert und zur Aufteilung ver-

urteilt zu werden. Der Aufstand der Boxer ist also, wenn auch nicht entschuldbar, so doch verständlich, und man braucht durchaus nicht an eine Mitschuld der chinesischen Regierung zu glauben, um zu verstehen, daß sie einer Bewegung nicht feindselig gegenübergestanden habe, die den Fremden beweisen konnte, daß die Aufteilung Chinas nicht so leicht vor sich gehen würde, wie dieselben sich vorzustellen schienen."

In mancher Beziehung das Gegenteil sagte der bekannte Bischof von Südschantung, Monsignore Anzer, zu gleicher Zeit einem Vertreter der Wiener „Neuen Freien Presse":

„Wie viel Irriges wird über die Boxer behauptet! Ich lese in den Zeitungen, daß sich die Sekte aus der Hefe des Volkes zusammensetze. Ganz und gar nicht. Es giebt allerdings Gesindel unter ihnen. Doch weiß ich, daß auch die besten Stände Chinas unter ihnen vertreten sind — Gelehrte, Mandarinen, hohe Beamte. Ich kenne den Chef der Sekte. Er heißt Chan und ist ein Gelehrter. Er verkündet, daß das regierende Herrscherhaus, die Dynastie der Mandschus, die Fremdlinge seien, abgesetzt werden müsse. Die Bewegung der sogenannten Boxers richtet sich also gegen die Dynastie.

Chan will selbst Kaiser werden. Er macht auch kein Hehl daraus. Er hat sich bereits wiederholt öffentlich im gelben Anzuge gezeigt, und das Gelb ist das Abzeichen der höchsten Gewalt. Das Gelb kommt nur dem Kaiser zu.

Der Hof in Peking ist demnach verblendet, daß er die Boxer im Geheimen unterstützt, in der Meinung, sie strebten nur die Austreibung der Fremden an und hätten demnach ausschließlich nationale, patriotische Ziele. Das sogenannte Edikt der Kaiserin, in welchem sie die Boxer mit dem Tode bedroht, halte ich für Komödie. Möchten sich die europäischen Mächte nur nicht von solchen Manövern des kaiserlichen Hofes in Peking irreführen lassen.

Der Hof hat es nie ehrlich mit der Bekämpfung der Boxer gemeint. Ein Günstling des Hofes, Jü, ist als der eigentliche Gründer der Sekte anzusehen. Er war Präfekt in Schantung während des chinesisch-japanischen Krieges. Schon schien es, daß die siegreichen Japaner dauernd nach China hinübergreifen würden; da entstand aber die Sekte „vom langen Messer", mit dem Programm, die Fremden, in dem besonderen Falle die Japaner, von China abzuwehren. Das war gewiß ein patriotischer Zweck. Die neue Sekte machte sich an weitere Aufgaben, an die Bekämpfung des Banditenwesens. Auch dies war ein löbliches Ziel. Doch bald mordeten die Leute die Fremden.

Ich machte in Peking darauf aufmerksam. Man schickte Jü zu ihrer Bekämpfung aus — Jü, welcher der geheime Stifter und Schützer der Sekte war. Er beging den schlauen Streich, die Sekte als nicht mehr bestehend hinzustellen. Indessen aber stand sie unter einem neuen Namen auf, als Sekte „von der roten Faust", und die Engländer nannten sie fortan „Boxers". Jü wurde Vizekönig von Schantung. Als von unserer Seite der Regierung in Peking Jü als Förderer der Boxer bezeichnet wurde, rief man ihn ab, aber nur, um ihn im Range zu erhöhen. Die chinesischen Beamten in der Gegend, in der meine mehr als 50 000 Köpfe zählende Mission steht, hatten in einem geheimen Edikt des Vizekönigs die Weisung, die Boxer ruhig gewähren zu lassen. Diese konnten also stets höherer Deckung sicher sein, wenn sie etwa Christen mordeten. Wie oft haben es mir jene chinesischen Beamten, zu denen ich und die Unseren gut stehen, im Stillen versichert, daß sie sich gern unser annehmen würden, wenn sie nicht dadurch die ihnen gewordenen geheimen Befehle verletzten.

Die Sekte verbreitet sich noch immer. In Schantung ist sie entstanden, und nun hat sie schon in vielen Teilen Chinas, wenn auch keineswegs im ganzen Reiche, Platz gegriffen." —

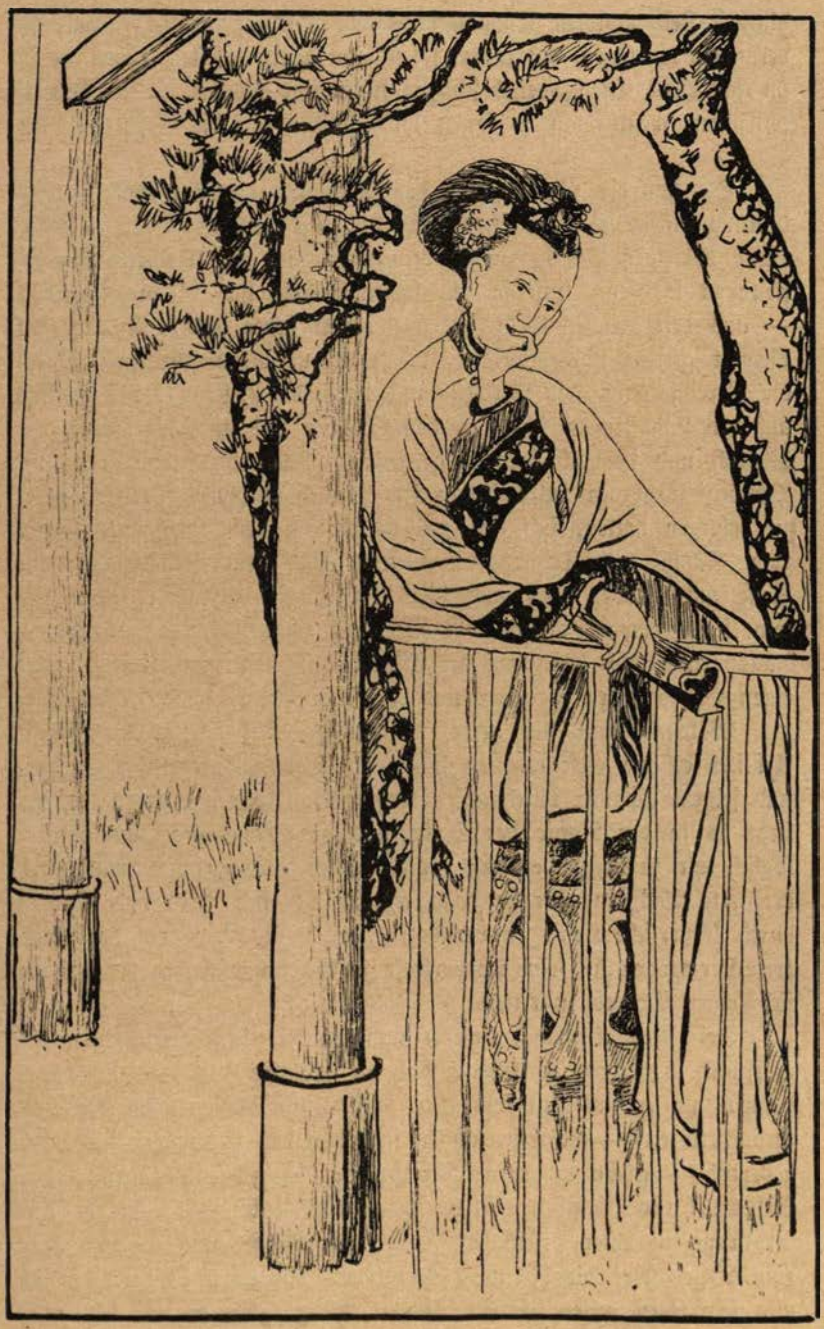
Wir wollen aber noch einem Dritten das Wort verstatten, nämlich einem hohen chinesischen Beamten, der den Aufstand in einer mehr den europäischen Verhältnissen angepaßten Weise zu erklären sucht. Li-Te-schun, ein Mitglied der chinesischen Gesandtschaft in Berlin und zugleich Vorsteher des Geheimen Kabinetts zu Peking, führt die Wirren auf soziale Übelstände zurück:

„Seit nunmehr einem Jahre ist der Bahnbau zwischen Peking und Tientsin vollendet. Allmonatlich beinahe erstehen in Verbindung hiermit kleine Anschlußbahnen, die hauptsächlich dem Kohlentransport zu dienen haben. Während nun früher, als dieses Bahnnetz noch nicht bestand und beide Städte noch nicht durch einen Schienenstrang verbunden waren, tausende und abertausende von Arbeitskräften bei dem starken Verkehr zwischen beiden Orten, der sich damals noch auf den Land- und Wasserstraßen abspielte, ihr tägliches Brot als Kameel- oder Eseltreiber, Wagenführer, Herbergsbedienstete, Lastträger und Bootsführer fanden, ist im Augenblick, wo der erste Zug von Peking nach Tientsin rollte, dieser ganzen Schar von Menschen ihr Erwerb genommen worden. Seit einem Jahr schon vermehrt sich die Armee von Arbeitslosen beständig. In dieser Menge gährt es also seit langer Zeit — begreiflich genug, denn Hunger thut weh! Zum Aus-

bruch allerdings wäre es auch heute nicht gekommen, denn der niedere chinesische Arbeiter ist geduldig, friedliebend und jeder Gewaltthat abgeneigt. Nun aber haben sich die „Tachuan", oder wie sie in Europa allgemein genannt werden, die Boxer, die aus ähnlichen Gründen unzufrieden sind, der Sache bemächtigt und die allgemeine Unzufriedenheit benutzt, um ihrem Ärger Luft zu machen.

Ein Mandarin mit seinen Beamten.

Wer sind nun diese Tachuan? Ursprünglich Leute, die ihre von Jugend auf durch Übung erworbene Körperkraft und Geschicklichkeit zum Broterwerb machen. Nicht wie in Europa, sondern indem sie sich als Beschützer und Wächter an Reisende und Privatpersonen, manchmal sogar auch an den Staat verdingen. Sobald sich jemand einen Boxer als Begleiter oder Wächter gemietet hat, ist er nicht nur vor allem übrigen Gesindel und vor Räubern geschützt, sondern auch vor augen-



Die Kaiserin-Regentin Tsu-hsi (nach einem chinesischen Original).

blicklich stellungslosen Tachuan, die ihre Körperkraft nicht anders zu verwerten vermögen, als indem sie sich zu denen gesellen, gegen die sie im Fall eines Engagements schützen sollen und würden. Diese Privatpolizisten, wenn man so sagen will, bilden also die Gesellschaft der Boxer.

So hat die Gemeinschaft der Tachuan eigentlich nur die Bedeutung einer Berufsgenossenschaft, die den einzigen Zweck verfolgt, Leute desselben Berufs zu vereinen und ihnen eine Arbeitsnachweisstelle zu schaffen. Erst in den letzten Jahren hat sich dies geändert — aus den gleichen Gründen, aus denen heute andere Arbeiter zur Gewalt greifen und politische Zwecke zu verfolgen scheinen. Durch die Vereinfachung des Verkehrs und durch die Hebung der Sicherheit auf den Landstraßen sowie in den Städten sind auch die Boxer entbehrlich und deshalb brotlos geworden. Während früher sogar die Provinzialbehörden selbst, wenn sie große Geld- oder Werttransporte zu besorgen hatten, sich eine größere Anzahl der sogenannten Boxer zum Schutz des Transports mieteten und kein Privatmann eine Reise antrat oder auch nur Geld im Hause verwahrte, ohne sich mindestens einen Tachuan als Begleiter oder Wächter zu nehmen, transportiert man heute auf der Eisenbahn schneller und sicherer, ohne einen Beschützer zu brauchen, und reist auch ebenso ohne Begleiter.

Während nun der arme, verhungerte und körperlich schwache Arbeiter es nie unternommen hätte, zu Gewaltmaßregeln zu greifen, und seinem Jammer durch aufrührerische Handlungen Luft zu machen, liegt es in der Natur der Sache und ist psychologisch und physiologisch nur zu begründet, daß der körperlich kräftige, auf Gewaltthaten dressierte Tachuan, der ja dazu erzogen ist, sich Brot und Erwerb durch körperliche Kraft zu verschaffen, auch jetzt, wo ihm der Broterwerb entzogen ist, seine Körperkraft zu Gewaltmaßregeln benutzt, um sich seinen Erwerb zu retten.

Sein Gedankengang, den er naturgemäß allen Teilnehmern am Aufstand suggeriert, ist sehr einfach zu analysieren: durch die Eisenbahnen hat er und mit ihm eine große Zahl Arbeiter ihr tägliches Brot verloren — die Eisenbahnen sind von den Europäern ins Land gebracht — gäbe es keine Europäer, so gäbe es auch keine Eisenbahnen; folglich müssen die Europäer hinaus! So ist eine Brotfrage zu einer politischen Frage, die Angst ums tägliche Brot zum Ärger über die Fremden geworden. In erster Reihe mag sich also sein Zorn gegen die Europäer richten. Da er und seine Ge-

nossen aber der Ansicht sind, die Dynastie, die ja auch fremd im Land ist, halte es mit den Fremden gegen ihn, so wird er folgerichtig auch ein Feind der Dynastie.

Die Ansicht, der chinesische Hof und insbesondere die Kaiserin-Mutter sei fremdenfeindlich, beruht auf vollkommener Verkennung der Verhältnisse. Die gegenwärtige Dynastie und mit ihr der ganze Hof sind Mandschu, also genau betrachtet ebenfalls fremd im Land. Die Mandschu stehen den Mongolen beinahe ebenso fern, wie den Kaukasiern, ja in vielen ihrer Gebräuche und Sitten nähern sie sich sogar sehr dem europäischen Westen. So im freien Verkehr beider Geschlechter untereinander, im Umstand, daß ihre Frauen nicht gleich den Chinesenfrauen ihre Füße verkrüppeln, in der Schrift — sie besitzen ein Alphabet, das sogar ebenfalls mit dem Buchstaben A beginnt — in der Begrüßungsform und in vielen andern Punkten. Daß die Mandschu, also der Hof, sich ziemlich entfernt von den Fremden halten und mit ihnen weniger in Berührung kommen als die Chinesen, ist wahr und mag viel zu ihrem Ruf der Fremdenfeindlichkeit mit beigetragen haben. Aber nicht in dieser liegt die Ursache. Die Mandschu sind fast alle Bannerherren (Chijen), d. h. Soldaten, und es ist ihnen streng verboten, sich dem Kaufmannsstand zu widmen. So entfällt der äußere Anlaß zum Verkehr. Andererseits aber dürfen sie sich auch nicht vom Hof entfernen, ja nicht einmal in die Chinesenstadt gehen, ohne fürchten zu müssen, ihres Standes verlustig und zu Chinesen erklärt zu werden. Also auch die Gelegenheit, mit den Fremden in Berührung zu kommen, es sei denn bei Empfängen oder im diplomatischen Verkehr, fehlt ihnen. So verharrt der Hof mit seinen Leuten in seiner starren Abgeschlossenheit und ist dadurch in den Ruf der Fremdenfeindlichkeit gekommen. Mit größtem Unrecht! Giebt es doch unter den Chijen sogar Christen!

Ist es unter solchen Umständen noch nötig zu betonen, daß der Hof allen Grund hat, zu wünschen, der Aufstand möge so schnell als nur möglich sein Ende finden? Würde er doch dadurch aus der unangenehmen Situation kommen, von zwei Seiten, mit denen beiden er im Frieden leben möchte, beschuldigt zu werden, von der einen der Fremdenfreundlichkeit, von der andern der Fremdenfeindlichkeit."

Es wird unter diesen Umständen gewiß noch geraume Zeit dauern, bevor man sich darüber klar werden wird, aus welchen Elementen sich die Boxer zusammensetzen und inwieweit der Hof die fremdenfeindliche Bewegung unterstützt hat. An allen asiatischen Revolutionen ist ein

Prinz, der gern selbst den Thron besteigen möchte, und ein Teil der Hofgesellschaft beteiligt, und so wird es auch in diesem Falle sein. Wir werden ja noch weiterhin die hauptsächlichsten Personen des kaiserlichen Hauses und die höchsten Würdenträger des Landes zu schildern haben und wollen uns daher jetzt darauf beschränken, den Aufruf, den die Boxer verbreitet haben, mitzuteilen:

„Die Götter helfen den Boxern,
Dem patriotischen, harmonischen Korps,
Und zwar darum, weil die fremden Teufel das Reich der Mitte stören.
Sie nötigen das Volk, ihre Religion anzunehmen,
Dem Himmel den Rücken zu kehren,
Die Götter nicht zu verehren und die Vorfahren zu vergessen.

Eine Beratung von Tachuan.

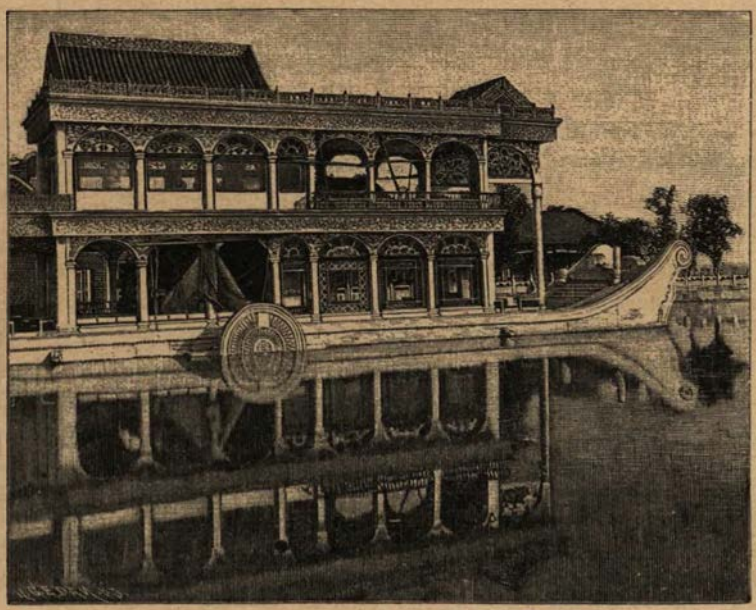
Männer verletzen die menschlichen Verpflichtungen,
Frauen begehen Ehebruch.
Fremde Teufel sind nicht von Menschen erzeugt,
Wenn ihr es nicht glaubt,
So seht sie genau an,
Die Augen aller fremden Teufel sind bläulich.

Kein Regen fällt,
Die Erde wird trocken,
Dies geschieht, weil die Kirchen den Himmel verschließen.
Die Götter zürnen,
Die Genien sind ärgerlich;
Beide kommen herunter von den Bergen, um ihre Lehre zu predigen.

Das ist kein Gerücht.
Die Übungen der Boxer werden nicht vergebens sein.
Rezitiert Beschwörungen, sprecht Zauberworte aus,
Verbrennt gelbes beschriebenes Papier,

Zündet Räucherstöcke an,
Um die Götter und Genien aller Grotten einzuladen.

Die Götter kommen heraus aus den Grotten,
Die Genien kommen herunter von den Bergen,
Sie helfen den menschlichen Körpern das Boxen zu üben.
Wenn die militärischen Fertigkeiten und die Taktik
Genau gelernt sind, dann wird es nicht schwer sein,
Alle fremden Teufel auszurotten.



Die steinerne Schunke der Kaiserin-Regentin von China.

Schiebt die Eisenbahnschienen zur Seite,
Reißt die Telegraphenstangen heraus,
Und gleich hierauf zerstört die Dampfer.
Das große Frankreich
Wird kalt im Herzen und kleinmütig werden.
Die Engländer und Russen werden sicherlich zersprengt werden.
Laßt die verschiedenen fremden Teufel alle getötet werden,
Möge das ganze herrliche Reich der großen Ching-Dynastie immer gedeihen!"

Die Provinz Petschili.

Taku.

Von den achtzehn Provinzen des chinesischen Kaiserreiches ist Petschili die wichtigste. Ihrem Umfange nach gehört sie allerdings zu den kleinsten des Reiches, denn sie umfaßt nur gegen 148357 Quadratkilometer (etwa so viel wie Ost- und Westpreußen, Brandenburg, Pommern und Schleswig-Holstein zusammen), dagegen hat sie eine Bevölkerung von über 37 Millionen Einwohnern, also etwa 250 Köpfe auf den Quadratkilometer, während die Bevölkerungsdichtigkeit im Königreich Sachsen, dem bevölkertsten Bundesstaate des deutschen Reiches, noch nicht 180, im Königreich Preußen noch nicht 80 Köpfe für den Quadratkilometer beträgt.

Ihre größte Bedeutung erhält die Provinz durch die Hauptstadt Peking, der Residenz des kaiserlichen Hauses und dem Sitze der höchsten Behörden, und das Betreten der Provinz war deswegen auch, seitdem die Jesuiten ihren Einfluß am chinesischen Hofe eingebüßt hatten, lange Zeit allen Fremden verboten.

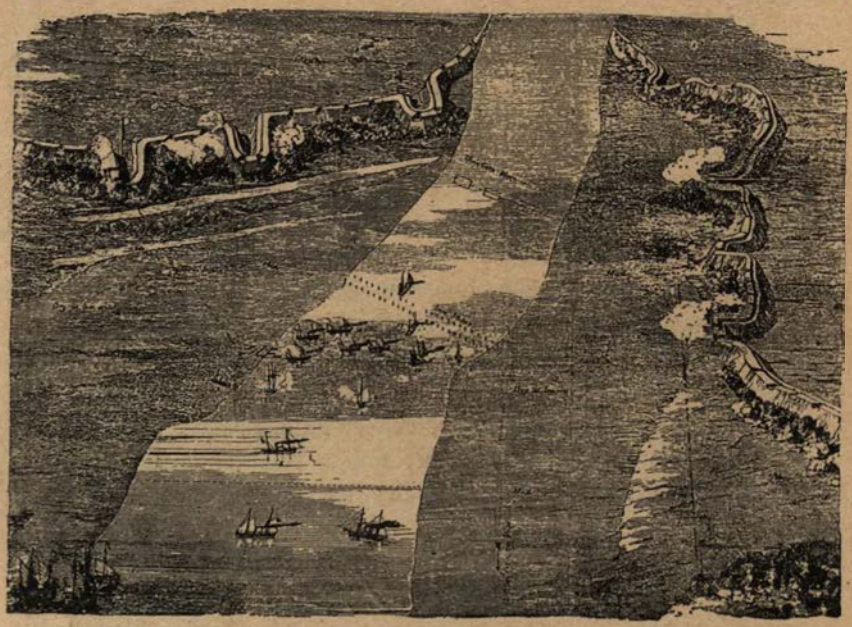
Zwar giebt es in China auch Landwege, aber sie befinden sich meist in solcher Verfassung, daß sie nur notgedrungen auf kürzeren Strecken benutzt werden; das eigentliche Verbindungsmittel bilden die Flüsse und Kanäle. Zwei solche Wasserwege, von großer Bedeutung, führen nach Peking. Den einen bildet der berühmte, 1725 Kilometer lange Kaiserkanal (Tscha-ho oder Jun-ho), der von der alten Hauptstadt (Nanking) nach der neuen (Peking) führt, den anderen bildet der Peiho-Fluß, der vom Meere über den Meerbusen von Petschili, an Taku und Tientsin vorbei, nach der Residenzstadt leitet.

Die früher so lebhafte Schiffahrt auf dem Kaiserkanal, dessen Erbauung 1289 unter Kublai-Khan begann und im fünfzehnten

Jahrhundert unter der Ming-Dynastie beendet wurde, hat seit dem Jahre 1851, wo der Hoangho plötzlich wieder sein altes Bett aufsuchte, das er sechshundert Jahre früher verlassen hatte, sehr an Bedeutung verloren. Einmal hat der mittlere Flußlauf jetzt nur in den Sommer- und Herbstmonaten Wasser genug, um selbst den flachgehendsten Schiffen die Durchfahrt zu gestatten, und zweitens ist die Reise so eintönig, daß die höheren Beamten, welche nach Peking müssen, die Fahrt über das Meer vorziehen. Trotzdem ist der Verkehr auf dem südlichen Teil des Kanals auch heute noch überaus rege, und auf dem nördlichen Teil, von Tedschou (in Nord-Schantung) bis Tungtschou (dicht bei Peking), hat eine Gesellschaft einen regelmäßigen Segelschiff-Verkehr eingerichtet, obschon das Wasser stellenweise nur eine Tiefe von zwei bis drei Fuß hat. Diese Linie erfreut sich wegen des ungemein billigen Fahrpreises einer sehr starken Frequenz durch die ärmere Bevölkerung; kostet doch der Li (chinesische Meile = 785 Meter) nur ein Cash (= $^2/_3$ Pfennig).

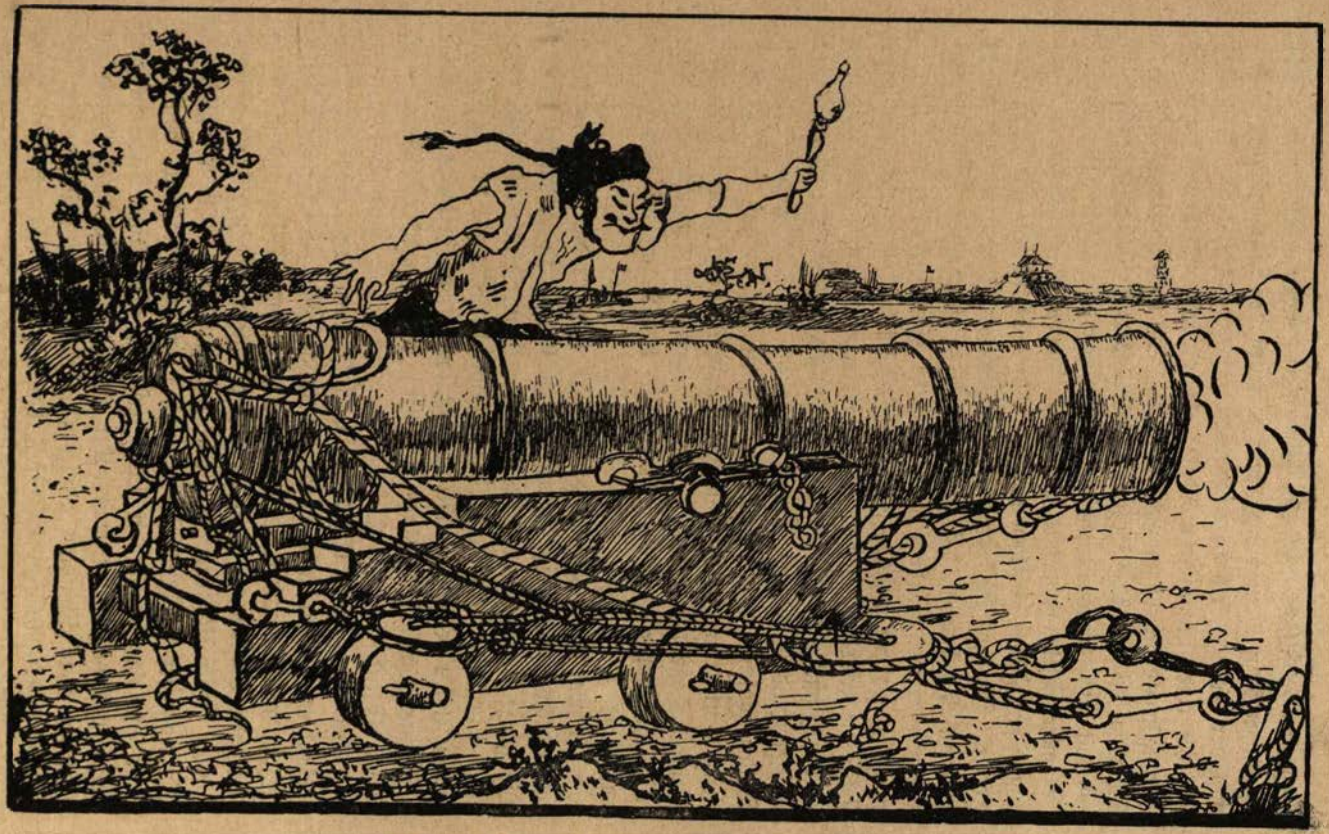
Ist diese Straße nach Peking also eigentlich nur noch dem Namen nach vorhanden, so bietet auch der Peiho mancherlei Schwierigkeiten. Wie bei allen Flüssen, welche in ihrem Laufe viel Schlamm und Schmutz mitführen, so hat sich auch vor der Mündung des Peiho im Golf von Petschili ein Querriegel von aufgeschwemmtem Erdreich gebildet, eine sogenannte Barre, über welche die großen Dampf- und Kriegsschiffe überhaupt nicht, die kleineren nur bei hohem Wasserstande gelangen können. Letztere pflegen daher einen Teil ihrer Ladung an Lichterschiffe abzugeben und warten dann den Eintritt der Flut ab. Wenn aber, wie dies sehr häufig vorkommt, eine Brise das Wasser von der Barre forttreibt, so müssen die Schiffe Tage lang vor Anker liegen, und es ist daher ein gewöhnliches Schauspiel, ein Dutzend Dampfer vor der Barre verankert zu sehen. Trotz dieser Vorsicht laufen einige der Dampfer sich regelmäßig fest, doch ist zum Glück solch Mißgeschick mit keiner allzu großen Gefahr verknüpft. Der gleichmäßige Wellengang wird nämlich durch die Barre unterbrochen und die Lage derselben ist deswegen durch die unruhige Bewegung des Wassers deutlich erkennbar. Die Schiffe nähern sich ihr daher nur mit großer Vorsicht und beim Festsitzen genügt somit meist starker Gegendampf, um sie wieder abzubringen. Allerdings bleibt dann gewöhnlich nichts anderes übrig, als nach demselben Platze zurückzukehren, von dem man ausgegangen ist, weiter zu entladen und das Glück bei der nächsten Flut von neuem zu versuchen. Ist die

Barre, deren seichteste Stelle durch eine Bake gekennzeichnet ist, aber glücklich passiert, so ist, obschon der Flußlauf bei Hochwasser fast einem Meere gleicht, bei einiger Vorsicht und Kenntnis der Gegend wenig mehr zu befürchten, und das Schiff kann bald wieder ein schnelleres Tempo annehmen. Immerhin beträgt die Entfernung von der Barre bis zum Pier von Taku für Ruderboote ungefähr fünf Stunden.



Der Angriff der europäischen Mächte auf die Taku-Forts am 25. Juni 1859.
Nach der Illustrated London News vom 24. September 1859.

Die chinesische Regierung hatte natürlich nie das geringste Interesse daran, dieses Hindernis zu beseitigen, vielmehr betrachtete sie es stets — was es auch thatsächlich ist — als das beste Bollwerk gegen einen der Hauptstadt zugedachten feindlichen Besuch. Man war daher in Peking recht unangenehm überrascht, als am 11. August 1840 ein Teil der englischen Flotte in den Peiho einfuhr, um die Übergabe der von der englischen Regierung formulierten schriftlichen Forderungen an den Kaiser zu erzwingen. Nach chinesischer Sitte machte man sofort ein sehr freundliches Gesicht und versprach alles. Sobald aber die



Die Verteidigung der Taku-Forts in chinesischer Beleuchtung.

Engländer glücklich herauskomplimentiert waren, hatte man nichts schleunigeres zu thun, als zu beiden Seiten der Mündung des Peiho, dicht vor Taku, Forts zu erbauen.

In einer primitiveren Weise, als es geschah, konnte man diese Festungswerke allerdings nicht anlegen. Sie wurden einfach aus dem Schlamm, an dem jene Gegend so überaus reich ist, zusammengebacken und mit alten Kanonen armiert, und es war daher kein Wunder, daß die unter Befehl von Lord Elgin und Baron Gros stehende englisch-französische Flotte dieselben am 22. Mai 1858 schnell zum Schweigen brachte. In dem bald darauf abgeschlossenen Friedensvertrage wurde ausdrücklich bedungen, daß die Taku-Forts nicht wieder in Stand gesetzt werden dürften, doch hielten sich die Chinesen nicht an diese Abmachung, sondern machten sie nur um so stärker. Und als im nächsten Jahre die Feindseligkeiten wieder aufgenommen wurden, verbarrikadierten sie den Flußlauf durch Ketten, Eisenstangen, unterseeische Pontons und sonstige Hindernisse und gruben außerdem auf dem Terrain vor den Wällen tausende von zugespitzten Pfählen ein, so daß die von allen diesen Vorbereitungen nichts ahnende Kriegsflotte der Westmächte unter Admiral Hope dort am 25. Juni eine recht empfindliche Niederlage erlitt und außer einer Anzahl Schiffe 464 Mann bei dem Sturme verlor.

Es war aber auch in diesem Fall weniger die Kriegskunst als das Gelände, dem die Chinesen ihren Erfolg zu verdanken hatten. Die ganze Umgebung besteht nämlich meilenweit nur aus einem Gemisch von Lehm und Koth, das alljährlich mehrmals von den lehmgelben Fluten des Peiho überschwemmt wird, und in dieses schlüpfrige und unergründliche Gelände versanken die gelandeten Soldaten bei ihrem Angriff.

Bei einer neuen Expedition im folgenden Jahre war man daher vorsichtiger. Man fuhr durch die anscheinend wiederum verstärkten Festungswerke hindurch, griff die Chinesen vom Rücken und auf ihren schwachen Punkten an, warf sie und erbeutete angeblich 518 Kanonen. Hierbei stellte sich eine Thatsache heraus, die — echt chinesisch ist. Die Angreifer wendeten sich nämlich gegen einige Wälle, von denen zwar ein ohrenbetäubender Lärm erscholl, aber keine Kanonenkugeln flogen und von denen man daher annahm, daß sie durch irgend ein Versehen ohne Munition geblieben wären. Beim Näherkommen sah man aber mit höchstem Erstaunen, daß die ganze Geschichte Blendwerk war. Die Wälle waren leicht aufgeworfene Hügel, und die Schieß-

scharten und Kanonenmündungen waren auf Papier- und Baumwollenstoff gemalte Soffiten, die an Bindfaden zwischen Bambusstäben aufgehängt waren. Da die Chinesen mit Lärm und Feuerwerk alle bösen Geister vertreiben zu können glauben, so wäre es nicht unmöglich, daß sie ihr Geschrei und ihre Theater-Requisiten auch für genügend hielten, um damit die Franzosen und Engländer zu verjagen, doch ist nicht ausgeschlossen, daß bessere Werke erbaut werden sollten, der betreffende Mandarin aber das Geld in seine Taschen gleiten ließ und dafür den Hokuspokus aufführte. — Übrigens wurde den mit dem Bajonett angreifenden Europäern noch eine zweite Überraschung zuteil. Als sie sich den Wällen näherten, wurden sie nicht mit Kugeln, sondern mit Stinktöpfen empfangen. Von diesem auch der neueren Kriegswissenschaft nicht unbekannten Verteidigungsmittel, dessen teuflischer Dunst den Atem benimmt, die Augen zu brennend heißen Thränen reizt und direkte Übelkeit hervorruft, verwendeten die Chinesen zwei verschiedene Arten. Von diesen wurde die mit angefeuchtetem Schießpulver gemischte und dadurch eine langsame Verbrennung der Stinkmasse bewirkende Sorte den Angreifern am widerlichsten.

Mehrere Jahre lang wehte nun auf dem südlich gelegenen Fort das englische Banner und auf dem gegenüberliegenden die französische Trikolore, und man hatte das Schauspiel, auf der einen Seite rote Röcke, auf der andern rote Hosen exerzieren zu sehen. Diese Garnisonen waren aber nichts weniger als angenehm, denn die nächste Umgebung bestand aus Lehm und schmutzigem Wasser, und das benachbarte Taku mit seinen engen Gassen, armseligen Lehmhütten und seiner schmutzigen, fremdenfeindlichen Bevölkerung bot auch nur eine trostlose Abwechslung.

Es war daher eine allseitige Freude, als die fremden Truppen abrückten und die Forts den Chinesen wieder übergeben wurden. Diese beeilten sich, dieselben wesentlich zu verstärken und armierten sie in den siebziger Jahren mit Kruppkanonen schwersten Kalibers. Sehr wertvolle Dienste leistete den Chinesen dabei der ehemalige preußische Hauptmann von Hanneken, doch hinderte die Selbstüberhebung der chinesischen Generale auch hier, daß etwas wirklich Brauchbares zustande kam.

Kurz vor dem gegenwärtigen Kriege machte ein russischer Oberst hierüber folgende interessante Angaben: „Sechs Verteidigungswerke sind bei Taku angelegt, um die Mündung des Peiho zu sperren. Zur Bewaffnung derselben hat Krupp vortreffliche Kanonen geliefert.

Die Geschütze werden gut in Stand gehalten, aber die Befestigungen, auf denen sie aufgestellt sind, bestehen aus lockerem Lehm. Es ist sicher, daß unter den ersten Schüssen eines feindlichen Kanonenboots die Forts zusammenbrechen müssen, allein es ist wahrscheinlich, daß sie bereits vorher infolge der Erschütterung einstürzen, die durch die Schüsse ihrer eigenen Kanonen hervorgerufen wird.

Als der russische Oberst im vorigen Jahre die Taku-Forts besuchte, erklärte sie der chinesische General Lo, der das Kommando über sie führt, für „unüberwindlich". Ein Fort hat der General selber gebaut, und dieses ist natürlich noch viel unüberwindlicher als die anderen. „Ich habe Befestigungskunde studiert", sagte stolz der chinesische General, „und ich weiß, daß man die Wälle so niedrig

Eisenbahn-Stationsgebäude von Taku.

als möglich machen muß, damit sie dem Feinde keinen Zielpunkt bieten. Darum sehen Sie auch, daß das von mir errichtete Bollwerk das niedrigste von allen ist." — „Auf welche Weise", erkundigte sich der Oberst, „werden Sie die Entfernung feststellen, die zwischen Ihren Kanonen und einem feindlichen Schiffe liegt?" — „Ich werde sie mit meinen Augen messen!" antwortete der General, der „Befestigungskunde studiert" hatte. Der Oberst erklärte, daß selbst die besten Augen für diese Meßarbeit nicht ausreichen und daß darum die Artillerie-Offiziere in Europa ein besonderes Instrument hierfür besitzen. Der General Lo war sehr ungläubig, und der Oberst zeichnete ihm das Instrument auf. Als der General begriffen hatte, faßte er den Obersten unter das Kinn und sagte: „Woher habt Ihr Europäer nur alle die Ideen?" Hierauf erklärte er, daß er mehrere Exemplare des Instruments

Fischerdorf am Peiho.

bestellen werde. Da sich diese Bestellung aber in der Folge als zu kostspielig erwies, begnügte sich der General Lo damit, einen Tagesbefehl zu erlassen, der allen bei den Geschützen von Taku bediensteten Offizieren vorschrieb, Brillen zu tragen, um ihre Sehkraft zu stärken."

Die „Barre" bildet also zweifellos immer noch die beste Schutzwehr von allen, und die Regierung in Peking scheint dies auch eingesehen zu haben, denn sie unterläßt seit Jahren jedwede Regulierung des Peiho, so daß das Bett desselben auf seiner ganzen Länge immer mehr und mehr versandet. Dieser Fluß windet sich nämlich in den verschlungensten Krümmungen durch das Land, und bei starkem Wasser-

Das Deutsche Konsulat in Tientsin.

gange werden daher vom Ufer fortwährend neue Stücke losgerissen, so daß die Kniebiegungen sich fortgesetzt schärfer und tiefer gestalten, das Bett aber immer flacher wird. Infolgedessen fahren sich in neuerer Zeit auch auf der Strecke Taku—Tientsin die fremden Dampfer alle Augenblicke fest, während früher dieser Teil des Flusses glatt passiert werden konnte.

Von Taku nach Tientsin.

Seitdem im Jahre 1897 die Eisenbahn zwischen Taku und Tientsin eröffnet wurde, ist in den Verkehrsverhältnissen jener Gegend ein vollständiger Umschwung eingetreten. Nicht nur daß gegen früher eine wesentliche Zeitersparnis stattfindet, sondern auch die Reisekosten haben sich außerordentlich ermäßigt. Vordem gab es nur einen Wasser-

und einen Landweg, und die Benutzung beider gehörte nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Lebens.

Auch heute noch hat der Verkehr auf dem Peiho, namentlich in der Umgebung von Tientsin eine für unsere Verhältnisse kaum begreifbare Ausdehnung. Auf einer Strecke von vielen Kilometern — viel weiter als das Auge reicht — ist das Flußufer zu beiden Seiten dicht und dicht mit Kähnen bedeckt, welche den Transport von Lebensmitteln, Gütern und Personen vermitteln. Zur Beförderung der letzteren dienen die sogenannten „Hausboote", welche von drei Ruderknechten bedient werden und mit unseren Elb- und Oderkähnen viel Ähnlichkeit haben, nur daß statt der Leinwandsegel kolossale viereckige Matten aufgezogen werden. Die Boote sind etwa zwölf Meter lang und drei breit; auf dem Hinterteil befindet sich eine geräumige, gewölbte Kajüte, das „Haus", in das man durch eine halbrunde Öffnung, die nachts durch Bohlen geschlossen werden kann, hineinsteigt. Dieses Haus ist durch eine mit Papierfenstern versehene Thür in ein größeres und ein kleineres Gemach zerlegt. Das letztere dient dem chinesischen Diener und dem Kahnführer als Schlafstätte, während das größere für den „Herrn", d. h. den Europäer, reserviert ist und wiederum in zwei Teile, Wohnraum und Schlafzimmer (Kang), zerfällt. An Mobiliar ist nur das Allernotwendigste vorhanden. Es würde unerhört sein, wenn etwa zwei Freunde zusammen ein Boot mieten wollten, vielmehr nimmt, wenn mehrere Europäer gemeinschaftlich reisen, jeder von ihnen einen Kahn.

Die Fahrt stromaufwärts wird, da das Boot die ganze Strecke von den Ruderknechten am Seil gezogen werden muß, nur dann ausnahmsweise von Fremden unternommen, wenn infolge einer Überschwemmung der Landweg grundlos geworden ist, dagegen wird die Reise abwärts lieber zu Wasser als zu Lande gemacht. Infolge der vielen Flußkrümmungen geht aber auch diese nicht besonders schnell von statten, und die Reisenden steigen daher gern mal ein Stündchen aus und wandern auf einem näheren Wege zu Fuß nebenher. Allzu viel Abwechslung bietet dieser Spaziergang allerdings nicht, denn dazu ist die Gegend zu arm, so daß selbst den Häusern jener Aufputz fehlt, der ihnen erst den chinesischen Typus verleiht. Man sieht nichts als starkbevölkerte Dörfer mit kümmerlichen Lehmhütten; Männer, die mit großen Netzen dem Fischfang obliegen und einen wenig angenehmen Geruch um sich verbreiten; Bauern, die mit ungeschickten Pflügen das Feld bearbeiten und bald ein Pferd, bald einen Esel, bald eine Kuh

oder Ochsen, bald auch ihre eigenen Söhne und Töchter vorgespannt haben; leidlich bestellte Äcker mit Bohnen, Mais, Baumwoll- oder Rizinusstauden, aber weder einen Hügel noch einen Baum — kurz nichts als eine monotone, mehr oder weniger unter Wasser stehende Ebene.

Fast noch geringere Annehmlichkeiten bietet der Landweg, denn, wenn die Wasserstraßen in jüngerer Zeit verkommen sind, so sind die Landstraßen — abgesehen von denjenigen, auf welchen die Kaiserliche Familie zu reisen pflegt — seit Menschengedenken in traurigstem Zustande gewesen. Der zweirädrige chinesische Karren, das landesübliche Beförderungsmittel, ist auch nicht dazu angethan, die Fahrt angenehmer zu machen, zumal wenn der Reisende Gepäckstücke bei sich hat, denn dann müssen diese in dem verdeckten Innenraum untergebracht werden und der Fahrgast muß neben dem Kutscher auf der Gabeldeichsel Platz nehmen. Sehr lange pflegt ihm dieser Sitz aber auch nicht gegönnt zu werden, denn bald ermüden die einzeln hintereinander angeschirrten Pferde, und nun müssen Herr und Treiber nebenher laufen und das Gespann mit Schelten und Fuchteln anspornen und gelegentlich auch noch den Karren schieben helfen, wenn eins der Räder allzutief in das Erdreich versunken ist.

Wem aber daran liegt, Land und Leute kennen zu lernen, der mag, namentlich bei einigermaßen schönem Wetter, ruhig die Fahrt von Taku nach Tientsin zu Wagen machen. Zunächst wird ihm auffallen, daß der Weg sich durch einen einzigen endlosen Kirchhof hindurchschlängelt. Das rührt von der Pietät der Chinesen für ihre Verstorbenen her. Überall sieht man alte, längst zerfallene Särge und offene Gräber, und dazwischen erheben sich kleine Denkmäler. Letztere werden im Kreise um die Ruhestätte jedes Ahnherrn eines neuen Geschlechts gruppiert. Sie haben die Form unserer Butterglocken und richten sich in ihrer Größe je nach dem Lebensalter, das der Verstorbene erreichte, sodaß der Grabstein eines Wiegenkindes etwa einem großen Maulwurfshaufen gleicht. Da nun die Ortschaften in jenem so überaus bevölkerten Distrikt kaum einen Kilometer von einander entfernt liegen und einzelne sogar den Umfang kleiner Städtchen haben, so gleicht die ganze Strecke einer einzigen Totenstätte. Dann kann der Reisende aber auch auf seinem Wege chinesische Dorfwirtshäuser und Leckerspeisen kennen lernen und an einigen derselben vielleicht für alle Zeiten genug haben, während die Geschicklichkeit der bezopften Hoteliers, für einen halbstündigen Aufenthalt eine ellenlange Rechnung aufzusetzen, seine ungeteilte Bewunderung hervorrufen wird. Kurz und

gut: obschon die Entfernung von Taku nach Tientsin nur sechzehn Kilometer beträgt, so kann der Neuankommende auf i'r doch schon mancherlei von den chinesischen Sitten und Gebräuchen kennen lernen. Eilig darf er es allerdings nicht haben, denn sieben bis acht Stunden muß er mindestens auf den kurzen Weg rechnen, und es kann selbst später Abend werden, bis er das Ziel erreicht, wenn er am frühen Morgen fortgefahren ist.

Welche Umwälzung aller Verhältnisse unter solchen Umständen die neue Eisenbahn bewirken mußte, läßt sich denken. Mitunter hapert

Im Hofe eines chinesischen Wirtshauses.

es freilich auch hier, denn der Strang ist eingeleisig, und wenn der entgegenkommende Zug zufällig Verspätung hat, dann muß der andere vor der Ausweichestelle liegen bleiben und warten. Zum Glück passiert das aber nicht zu häufig und die Strecke wird gewöhnlich in weniger als zwei Stunden zurückgelegt. Die Chinesen haben denn auch „den Wert der Zeit" schon jetzt recht wohl begriffen. Vor dem niedrigen Stationsgebäude, in dem ein pfiffiger Zopfträger eine Art Bahnhofsrestaurant in Form eines Ladens mit allerhand Konserven errichtet hat, lauern Scharen ärmerer Chinesen und stürzen sich bei Annäherung des Zuges in wahnsinniger Hast unter den nie fehlenden Bambus-

hieben der beaufsichtigenden bezopften Polizisten auf die dritte Klasse, welche aus Güterwagen besteht, die zum Teil nicht einmal ein Verdeck haben. Wohlhabendere Chinesen fahren in der zweiten Klasse, deren Einrichtung unserer dritten entspricht, während nur wenige Vornehme in der ersten Platz nehmen. In dieser sind auch, nach Art unserer Durchgangswagen, für Europäer und hochgestellte chinesische Würdenträger besondere schmale Abteile eingerichtet, die sie von dem übrigen Reisepublikum völlig trennen.

Das Flußufer bei Tientsin.

Tientsin.

Obschon sich die sogenannten „Wahrzeichen europäischer Kultur", wie man qualmende Fabrikschornsteine heute zu nennen beliebt, schon lange am Horizont zeigen, bevor man Tientsin erreicht hat, hat es sich im Innern doch den Typus der richtigen Chinesenstadt treu erhalten. Es zerfällt in einen kleineren, nördlich des Peiho gelegenen Teil und einen größeren, welcher südlich desselben liegt.

Beide Teile, deren mit hunderttausenden von Fahrzeugen bedeckte Flußufer wir schon geschildert haben, verbindet eine lange

Schiffsbrücke, die sich in entsetzlich verwahrlostem Zustande befindet. Zerfahrene holprige Bohlen mit Löchern und fußbreiten Spalten liegen lose auf unförmigen Pontons und sind an den Seiten durch kein Geländer geschützt. Dabei dient diese Brücke (welche täglich zu bestimmten Zeiten, deren Eintritt durch Gongschläge angekündigt wird, zum Durchlassen der Kähne geöffnet werden muß) ungezählten Menschenmassen, Wagen, Karren, Pferden, Maultieren und Kamelen als einziger Verbindungsweg, und es ist daher nichts Ungewöhnliches, daß Passanten in den Fluß stürzen, ja daß sogar bespannte Wagen über den Rand gedrückt worden.

Tientsin lebt vom Wasser! Seine ganze Bedeutung beruht darin, daß es der Vorhafen von Peking ist, und seine innerhalb dreißig Jahren auf das Fünffache angewachsene und jetzt auf mehr als eine Million geschätzte Einwohnerschaft ernährt sich vom Wasserverkehr. Zwar sind die Export- und Importziffern von Shanghai, Canton und Kaulung, ja einstweilen selbst von Amoy und Futschau größer, dafür kommt aber der kolossale Binnenhandel, der sich über den Kaiserkanal bewegt, hinzu und außerdem liegt hier das Hauptgewicht des Handels in chinesischen Händen, während er in den vorgenannten Küstenstädten fast ausschließlich durch Fremde vermittelt wird. Tientsin ist das Emporium Chinas und man kann die Bedeutung seines Handels nirgends wie hier studieren. Beträgt doch der Wert der ausgeführten Güter jährlich etwa 30 Millionen Mark, der eingeführten über 10 Millionen und der Nettowert des Gesamthandels ungefähr 150 Millionen Mark.

Die Fremdenniederlassungen liegen, ebenso wie die alte Chinesenstadt, südlich des Peiho und man muß daher, wenn man mit der Eisenbahn eintrifft, entweder die Brücke benutzen oder, was unendlich vorzuziehen ist, sich auf einer Dschunke übersetzen lassen. Die Fremdenniederlassungen sind von der eigentlichen Stadt und deren Vorstädten getrennt und bilden ein eigenes Quartier. Die bedeutendste und älteste von ihnen ist die englische Kolonie. Die soliden, massiven Häuser, welche am Quai, dem sogenannten „Bund" liegen, lassen schon äußerlich die Wohlhabenheit ihrer Mitglieder erkennen, aber nur diejenigen unserer Leser, welche in Seestädten groß geworden sind, werden den kalten, steifen Uferanlagen Geschmack abgewinnen können. — Noch weniger spricht allerdings die französische Kolonie an. Seitdem am 21. Juni 1870 der Konsul Fontanier, sowie die Mitglieder der französischen Kolonie und Mission von den fremdenhassenden Chinesen ermordet und ihre Gebäude, Kirche und Missionshaus niedergebrannt

wurden, hat die französische Ansiedlung sich nie wieder recht erholen können. Die Zahl der Franzosen ist nicht groß und sie halten sich von den übrigen Europäern ziemlich fern, dagegen haben sie Chinesen die Niederlassung in ihrem Viertel gestattet, wodurch dasselbe zwar einen recht buntfarbigen Anstrich erhalten hat, aber auch entsetzlich schmutzig und unordentlich geworden ist.

Die deutsche Ansiedelung ist der jüngste Stadtteil. Sie wurde 1895 angelegt, erstreckt sich 1650 Meter lang am Flußufer und hat eine Gesamtfläche von 67 Hektar zur Verfügung. Das bedeutendste Gebäude ist das deutsche Konsulat, dessen Einrichtung und Bau durch die deutsch-asiatische Bank erfolgte. Natürlich ist hier noch vieles im Werden begriffen, ja in mancher Beziehung ist sogar scheinbar ein Rückschritt zu verzeichnen. Als Li Hung Chang noch Gouverneur der Provinz Petschili und der einflußreichste Mann in China war, hielten sich nämlich zahllose Agenten in Tientsin auf, um mit dem fremdenfreundlichen Vizekönig ein „Geschäft" zu machen. Die einen wollten der Regierung alte oder neue Kanonen, Gewehre, Kriegsschiffe, Torpedoboote oder dergleichen verkaufen, die anderen wollten Eisenbahnkonzessionen erlangen, die dritten Geldanleihen vermitteln, die vierten irgend etwas „gründen". Kurz jeder hatte eine „Absicht", und bei diesem Wettbewerb stießen nicht nur die konkurrierenden Gesellschaften, sondern auch die verschiedenen Nationen auf einander, und schließlich war es der mighty Dollar, der den Ausschlag gab. Als der „Bismarck Ostasiens" von Neidern gestürzt wurde, zog zum großen Leidwesen vieler höherer und kleiner Mandarinen, welche sich dabei recht gut gestanden hatten, das große Heer der Agenten und Vertreter wieder ab. An ihrer Stelle sind inzwischen Zweigniederlassungen großer deutscher Firmen errichtet worden, die zum Teil schon in anderen chinesischen Städten angesiedelt waren, und als Mittelpunkt des jetzt recht harmonischen Zusammenwirkens dienen den Mitgliedern der deutschen Kolonie die behaglich eingerichteten Klubräume der „Concordia".

Das Klubleben hat im Auslande als Sammelpunkt für die Angehörigen der einzelnen Nationen hohe Bedeutung; ganz besonderen Wert aber an jenen Orten, wo der Großkaufmann das überwiegende Element bildet. Wichtige Kontorarbeiten liegen nur an wenigen Tagen der Woche, nämlich kurz nach dem Eintreffen und kurz vor dem Abgang der Auslandspost vor; an den anderen Tagen genügen ein paar Stunden, um die Bücher zu führen und das Warenlager zu kontrollieren. Da man nun in China nicht zu spät aufzustehen pflegt, so hat der

einzelne meist sein Tagespensum bereits erledigt, wenn sich in Europa die Makler anschicken, nach der Börse zu gehen. Um die Mittagsstunden finden sich daher die Angehörigen der Kolonie schon bei einem Glase Selters mit Whisky im Klub zusammen, dann erledigt man geschäftliche oder freundschaftliche Besuche, ißt recht gut zu Mittag und trinkt schwere Weine, besonders aber Champagner dazu, begiebt sich zum Spiel, an dem auch die wenigen Damen teilnehmen, auf den Lawn Tennis-Platz, macht einen gemeinsamen Spazierritt und verbringt schließlich den Abend im Klub bei einer Kegel- oder Billardpartie. Das ist für den einzelnen Tag ein herrliches Leben und läßt sich auch eine Woche lang recht gut aushalten, aber jahraus jahrein

Pflügende Bauern.

ohne Abwechslung in derselben Weise zubringen zu müssen, ist schwer zu ertragen, und die Ansässigen haben daher keinen sehnlicheren Wunsch als den, ein paar Monate zur Erholung in Europa verbringen zu dürfen.

Der Fremdling wird natürlich, sobald es seine Zeit erlaubt, die Schritte nach dem von den Chinesen bewohnten Stadtteil lenken. — Alle chinesischen Städte sind nach dem gleichen Muster erbaut. Zuerst trifft man auf einen überaus schmutzigen Graben, hinter ihm erhebt sich eine Mauer, welche mit Schießscharten versehen ist und welche die stets im Viereck angelegte Stadt von allen Seiten umgiebt. Die Stadtthore sind schon von weitem an einem Aufbau von zwei oder drei Stockwerken kenntlich, in dem bei Annäherung des Feindes ein beträchtlicher Teil von Soldaten Unterkunft findet. Reicht der

Die deutschen Konsulatsbeamten und das Seesoldaten-Detachement in Tientsin.

Raum für die Bewohner nicht aus, so siedeln sich die Neuankömmlinge in ungeschützten Vorstädten an, die sich bei Tientsin nach allen Seiten in unübersehbare Ferne erstrecken, aber auch nicht das Geringste bieten, was zu einem Besuch anlocken könnte.

Präsentiert sich so die Stadt aus einiger Entfernung noch in ziemlich pittoreskem Gewande, so verbleicht der Glanz doch schnell, je mehr wir ihr uns nähern. Allenthalben sind die Zinnen der Mauer ausgebrochen und auf langen Strecken fehlen sie völlig. Dann sind von außen ringsherum niedrige Lehmhütten mit schmaler Thür und einem oder zwei niedrigen Fenstern angebaut, die einer unendlich armen und schmutzigen Bevölkerung als Wohnung dienen. In der ganzen Stadt giebt es nur eine einzige breite Straße, welche etwa eine dreiviertel Stunde lang ist und von der Fremdenniederlassung bis zum Yamen des Vizekönigs reicht. In ihr haben alle fremden Kaufleute noch ein zweites Geschäftslokal nebst Warenspeicher (Hong), dem als eigentlicher Geschäftsführer ein Chinese besseren Standes vorsteht und in dem auch die europäischen Kontoristen und sonstigen Angestellten täglich ihr bescheidenes Arbeitspensum erledigen.

Was die übrigen engen Gassen und Gäßchen betrifft, so ist Schmutz, übeler Duft, Dunst und Unrat ihr hauptsächlichstes Kennzeichen. Zwar fehlt es nicht an phantastischen Triumphbögen, an Tempeln, Palästen und ähnlichen imposanten Bauten, die uns anlocken, aber überall tritt uns beim Näherkommen das Bild unaufhaltsamen Verfalls entgegen. Es giebt ja auch Wohnhäuser wohlhabender Leute, aber sie sind hinter hohen Mauern versteckt und wir sehen nichts von ihrer Architektur, während die Häuser ärmerer Leute jeden Schmuckes entbehren. Nur die Theehäuser, Tabaksläden und Apotheken suchen sich kenntlich zu machen und fallen durch ihre reich vergoldeten Schilder schon von weitem auf.

In der Mitte der Stadt befindet sich ein Teich und daneben eine Pagode, in welcher Figurengruppen aus Thon (bemalte Thonfiguren sind eine Spezialität von Tientsin) die Strafen schildern, welche der Sünder nach seinem Tode zu gewärtigen hat. Wahrlich, es ist eine Reminiszenz an unser eigenes Mittelalter, an die großen Tafelgemälde, welche im fünfzehnten Jahrhundert die Strafen des jüngsten Gerichts den Gläubigen vor Augen führten, und sogar die Teufelsfratzen sind die völlig gleichen. Da sehen wir, wie Dämonen einen Missethäter bis an das Kinn in die Erde vergraben und ihm den Zopf abschneiden, wie ihm die Backzähne ausgerissen werden und sein Schädel mit einem

Feldstein zertrümmert wird. Ein anderer Übelthäter muß auf der Scheide eines Schwertes reiten und brennende Holzpflöckchen werden unter die Nägel seiner Finger und Zehen geschoben. — Aber es geht wie bei uns! Die Hölle hat ihren Schrecken verloren und das schlimmste Gesindel der Stadt benutzt diese Pagode als Rendezvousplatz; Diebstähle werden hier verabredet, Schachergeschäfte getrieben und Liebeshändel angeknüpft.

Und welch ein Gedränge herrscht auf den Straßen! Wagen und Schiebkarren ohne Zahl mischen sich mit der rastlos unter irgend einer Warenlast keuchenden und schreienden Menge. Hier und da bietet die Sänfte eines Madarin oder eines reichen Kaufmanns dem Auge eine wohlthuende Abwechslung, aber noch viel häufiger kreuzen Gruppen von Bettlern, Blinden, Aussätzigen und Krüppeln unsern Weg und rufen uns zu: „Alter Herr, habt Erbarmen!“ Von dem weiblichen Geschlecht ist nur wenig auf den Straßen zu sehen: Damen von Rang zeigen sich auf ihnen fast garnicht und Frauen aus dem Volke nur, um Einkäufe für ihren Haushalt zu machen. Übrigens sind die Frauen durchaus nicht schön, und nur den Wohlhabenden verleiht ihre eigenartige, meist reich gestickte Kleidung eine gewisse Anziehungskraft.

So bietet das Bild chinesischen Straßenlebens nicht das, was wir suchen, sondern es ist nur eine auf asiatische Verhältnisse übertragene Illustration des Kampfes um das tägliche Brot und wir verstehen dann auch bald, warum unter den Gedenksprüchen des Konfucius, die allenthalben an den Außenseiten der Tempel und Häuser angeschrieben sind, so oft der Satz wiederkehrt: „Glaube, bete und zahle, so wird es dir gut gehen auf Erden!“ Erst abends, wenn in den Häusern und Läden die bunten Papierballons und Opferkerzen angezündet werden, wenn die arbeitsame Menge auf den Straßen nachläßt und ihr Heim oder die Wirtshäuser aufsucht, und aus den Theehallen Musik und Gesang dringt, erhält das Bild jene malerische Farbenpracht, die unser Auge zu fesseln imstande ist, aber auch dann noch stellt der Lärm der Instrumente und der zweifelhafte Duft kulinarischer Erzeugnisse an unsere Gehörs- und Geruchsnerven Anforderungen, welche die Annehmlichkeiten des Bildes gewaltig beeinträchtigen.

Es dürfte zweckentsprechend sein, hier gleich einige Erläuterungen über die Fuhrwerke der Chinesen einzuschalten. Den zweirädrigen Zugwagen haben wir bereits beschrieben; das wichtigste und eigenartigste Beförderungsmittel ist aber die einrädrige Schubkarre. Sie dient nicht nur zum Transport von Warenballen, Gemüsen, Fischen

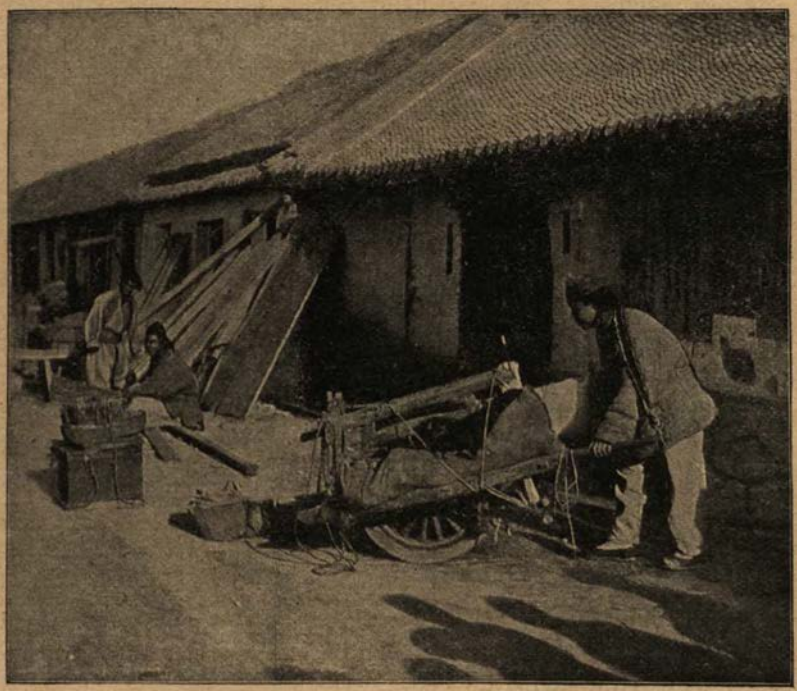
und Vieh, sondern auch zur Beförderung von Personen. Den Mittelpunkt dieses eigenartigen Fahrzeuges bildet ein ziemlich großes Rad, das eine länglich-viereckige Platte trägt, die in ihrer Mitte einen Ausschnitt hat, so daß sich der überstehende Teil des Rades hindurch dreht. Der Karrenschieber geht hinter dem Gefährt, hält es an der einfachen Lenkstange oder Gabel fest und bewegt es mit Hilfe eines Karrenbandes vorwärts. Das Schieben erfordert keine übermäßige Anstrengung, nur müssen die Hälften zu beiden Seiten des Rades annähernd gleich schwer beladen sein, damit die Karre nicht nach einer

Ein zweirädriger chinesischer Karren.

Seite umstürzt. Wenn daher der Karrenschieber eine Person befördern soll, so muß er suchen, als Gegengewicht irgend welches Gepäck oder auch eine zweite Person zu erhalten. Gelingt dies nicht, so muß häufig ein schwarzes chinesisches Schwein das Gleichgewicht herstellen, und es macht einen überaus komischen Eindruck, auf der einen Seite einen Chinesen würdevoll sitzen zu sehen, während das Rüsseltier auf der anderen seinen Nachbar so dumm wie möglich anglotzt. Um nicht herabzufallen, muß der Fahrgast den einen Fuß gegen den Rand der Platte stemmen, während der zweite entweder lose an der Seite herab-

hängt oder auch wohl einen schnell aus einem Hanfstrick gedrehten Steigbügel benutzt.

Von den Sänften giebt es verschiedene Formen. Diejenige der Beamten unterscheidet sich nur wenig von denen, die man bis in die sechziger, ja noch siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts in Dresden und anderen deutschen Orten sehen konnte, nur ist der Kasten etwas größer und eckiger und das Dach höher und dem chinesischen Architekturstil entsprechend. Sänften von Mandarinen ersten Ranges werden



Eine chinesische Schubkarre.

durch acht Leute getragen, von denen vier vor, vier hinter derselben schreiten. — Die Sänften, deren sich die Europäer mietsweise zu bedienen pflegen, bestehen aus einem leichten Bambusgestell mit Sitz und hoher Rückenlehne und werden durch zwei Chinesen mit großer Schnelligkeit fortbewegt. Ein leichtes baumwollenes Verdeck läßt sich zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen schnell auf vier Bambusstäbchen befestigen, doch verzichtet man zur Abendzeit gewöhnlich auf dasselbe. Neuerdings kommen aber mehr und mehr Rollstühle mit auf-

klappbarem Verdeck nach japanischem Muster (Djinrikscha) zur Verwendung, die zwar weniger anmutig sind, aber nur eine Person zur Bedienung gebrauchen. Diese schiebt nicht, sondern zieht an einer Gabel, welche vorn einen Querriegel hat. Im Europäerviertel zu Tientsin kann man jetzt an jeder belebteren Ecke eine Anzahl von diesen Mietsfuhrwerken stehen sehen. —

Zwischen der Chinesenstadt und der europäischen Ansiedlung befindet sich der Friedenstempel, so genannt, weil dort am 26. und 27. Juni 1858 der Friede zwischen China, England und Frankreich abgeschlossen wurde, und dicht daneben liegt das in dem gegenwärtigen Kriege schon vielfach genannte „Arsenal", in dem Patronen, Kartätschen und Torpedos angefertigt werden.

Auf dem gegenüberliegenden Ufer befindet sich die Militärschule, wichtig für uns namentlich deswegen, weil es Deutsche sind, die den Unterricht leiten. Es werden dort 100 Infanteriefähnriche durch den „General" Schmidt instruiert, einen liebenswürdigen Herrn, der ehemals bei einem ostpreußischen Infanterieregiment stand, 50 Artillerieschüler durch den früheren preußischen Artillerieleutnant Tenner, 25 Eisenbahnbauschüler durch den Baumeister Schiele und 50 Kadetten durch Herrn Ernecke. Die Anstalt besteht aus mehreren Gebäuden und einem großen Exerzierplatz, und die Kriegsschüler sehen in ihren nach preußischem Muster angefertigten dunkelblauen Uniformen mit karmoisinrotem Besatz (nur Schuhe und Kopfbedeckung sind die in China üblichen) recht schmuck aus. Auch ihre Leistungen im Exerzieren, Parademarsch, Schießen, Felddienst und Kroquiszeichnen werden gelobt, doch wird behauptet, daß schon wenige Jahre, nachdem die jungen Leute als Offiziere auf die einzelnen Regimenter verteilt worden sind, von dem Gelernten herzlich wenig haften geblieben ist. Der chinesische Schlendrian erstickt eben jede gute Saat; ist es doch bezeichnend genug, daß selbst der Generaldirektor dieser Militärschule kein Militär, sondern ein aus dem Beamtenstande hervorgegangener Mandarin ist.

Das Blutbad von Tientsin.

Wir können die Beschreibung Tientsins nicht schließen, ohne eines grauenhaften Ereignisses Erwähnung zu thun, daß sich vor dreißig Jahren in dessen Mauern abgespielt hat. Es ist ein Vorbild zu dem Drama, das jetzt eben vor unseren Augen in Szene gegangen ist: die Niedermetzlung der Mitglieder der französischen Mission in Tientsin, der französischen Konsulatsbeamten und einiger anderer Europäer.

Auf den ersten Blick scheinen die damaligen Beweggründe mit denen, welche zu den gegenwärtigen Wirren leiteten, nicht die mindeste Gemeinschaft zu haben, aber wir schweben über die Ursachen des jetzigen Fremdenhasses noch völlig im Unklaren, und auch damals stellte sich der wahre Zusammenhang erst wesentlich später heraus. An eins wollen wir aber gleich erinnern: auch in dem von uns mitgeteilten Boxeraufruf heißen die Fremden „weiße Teufel", die nicht von Menschen erzeugt und deren Augen bläulich sind. Der Aberglaube spielt heute, wie damals, in China eine gewaltige Rolle, und es wird Empörern, welche ihre geheimen Absichten hinter diesem Deckmantel verbergen, nicht allzu schwer fallen, die große Masse zu übertölpeln.

Es ist bereits vorher gesagt, daß im Gegensatz zu allen anderen Nationen, die sich möglichst von den Chinesen abschließen, die Franzosen mit ihnen in richtigem Durcheinander leben. Vermutlich hat ursprünglich ein politischer Grund sie zu diesem Schritte veranlaßt, nämlich der Wunsch, durch recht enge Verbindung größeren Einfluß als die übrigen Länder zu erlangen. So hatten sich auch schon in den sechziger Jahren die Franzosen nicht in dem den Fremden zugewiesenen Stadtteil angesiedelt, sondern allenthalben in der Chinesenstadt und deren Vorstädten. Im nördlichen Teil, jenseits des Peiho, lag ein Waisenhaus nebst Kirche, am Südufer die Missionsanstalt neben einer großen Kathedrale, ja sogar das Konsulatsgebäude lag nicht einmal in der Fremdenniederlassung, sondern neben dem eben genannten Missionshause. Es ist daher erklärlich, daß diese Aufdringlichkeit nicht nur den Chinesen lästig fiel, sondern auch die Beziehungen zu den anderen Nationen erkalten ließ, wozu übrigens die persönlichen Charaktereigenschaften des damaligen Konsuls Fontanier nicht unwesentlich beitrugen.

Da brach Ende Mai 1870 im Waisenhause der französischen Schwestern eine Epidemie aus, welche einer Anzahl Waisenkinder das Leben kostete, und bald hatte sich das Gerücht verbreitet, daß die Klosterfrauen die Kinder getötet und ihnen die Augen ausgerissen hätten, um daraus Zaubermittel und Arzneien zu bereiten. Nachdem sich mehrere Tage lang Menschenmassen in der Nähe des Hauses angesammelt hatten, nahm der Haufe plötzlich eine drohende Haltung an, drang in den Kirchhof ein, grub die Gebeine der Kinder wieder aus, öffnete auch eine Anzahl anderer Gräber und streute die Leichenteile überall umher. Der bisher fleißig besuchte Gottesdienst verödete nahezu völlig, und die Schwestern, die sonst fast täglich zu Kranken in die Stadt gerufen wurden, um zu lindern und zu heilen, wurden nirgends mehr begehrt.

Ließen sie sich auf der Straße blicken, so ging man ihnen überall aus dem Wege und warf ihnen finstere Blicke zu.

Wenige Jahre später trat ein Ereignis ein, das die Lage wesentlich verschärfte. Man bemerkte auf der Straße zwei christliche Chinesen aus einer fremden Stadt, welche Säcke auf dem Rücken trugen und je einen Knaben an der Hand führten. Die argwöhnische Menge hielt sie für Kinderräuber, ergriff sie und schleppte sie vor den Richter, wo sie gefoltert wurden und nunmehr eingestanden, von den französischen

Im Arsenal zu Tientsin. Instruktion der Fähnriche durch General Schmidt.

Schwestern bezahlt worden zu sein, um Kinder zu entführen und zu behexen. Sie wurden zum Tode verurteilt, das Urteil von dem auf Reisen befindlichen Generalgouverneur der Provinz bestätigt und dem Volke durch eine besondere Proklamation des Bezirksvorstandes von der angeblichen Missethat und der erfolgten Hinrichtung Kenntnis gegeben. Gleich darauf erhielten die städtischen Gerichtsbehörden vom Generalgouverneur noch die besondere Ermächtigung, während seiner Abwesenheit nicht erst seine Bestätigung einzuholen, sondern gegen Zauberer, Behexer und Menschenräuber, sobald die Schuld eingestanden sei, sofort das Todesurteil vollziehen zu lassen.

Es dauerte — wie es sich bei einer derartigen Sachlage mit Sicherheit voraussagen läßt — nur wenige Tage, bis man einen neuen Missethäter ergriffen hatte. In einem Nachbardorfe wurde jemand krank und behauptete, von einem jungen Manne, namens Wu-lan-chen, behext zu sein. Dieser wurde gefangen genommen und machte vor dem Richter, wie sich aus dem englischen offiziellen Blaubuch für 1870 ergiebt, nachstehende Angaben, die wir in wortgetreuer

Die französische Ansiedlung in Tientsin.

Übersetzung folgen lassen, da man daraus am deutlichsten zu erkennen vermag, bis zu welchem unglaublichen Grade die Chinesen noch im Aberglauben befangen sind.

„Ich bin in Ning-chin-schin geboren. Ich bin neunzehn Jahre alt. Mein Vater und Großvater leben noch. Mein Vater heißt Wut-sun und steht im fünfundvierzigsten Lebensjahre. Meine Mutter ist eine geborene Fang. Ich habe keine Brüder. Ich verheiratete mich im ersten Monat dieses Jahres. Da ich zu Hause keine Beschäftigung fand, begab ich mich am 18. Februar nach Tientsin, wo ich bei einem Schiffer mein Brot verdiene. Bis zu jener Zeit war mir Wang-san (so hieß ein zum Christentum übergetretener Diener des französischen

Pol. Tow. Geograficzne w Wilnie BIBLIOTEKA CENTRALNA

Missionshauses) unbekannt; aber am 13. Juni gab er mir Arznei ein und schleppte mich nach der (französischen) Kirche, deren Schwelle ich jedoch nicht betrat. Wang-san drang in mich, daß ich Katholik würde. Anfangs widerstand ich, ließ mich aber einschüchtern, weil er mir mit dem Tode drohte. Hierauf gab er einem gewissen Tang (der Angeklagte beginnt also, genau wie es früher bei den Hexenprozessen in Europa der Fall war, ohne ersichtlichen Grund angebliche Mitschuldige zu nennen!) vier Dollars mit dem Auftrage, sie für mich aufzubewahren. Am folgenden Tage gab er mir ein Paket mit Schlafpulver und beauftragte mich, im Lande umher zu gehen und mit dieser Arznei Männer zu fangen. Es war ein sehr feines in Papier gewickeltes Pulver.

Ich ging nach Mu-chuang-tzu und begegnete dort einem ungefähr zwanzigjährigen Jüngling, der einen blauen Rock und blaue Hosen trug. Ich schüttete etwas Pulver in meine hohle Hand und rieb damit eine seiner Wangen. Sogleich war er wie betäubt und mußte mir folgen. Ich ging mit ihm nach der französischen Kirche und übergab ihn dem Wang-san, wofür ich von diesem fünf Dollars und ein anderes Päckchen mit Pulver erhielt.

An einem der folgenden Tage ging ich nach dem Dorfe Tao-hua-ßu, wo ich einen gewissen Li-so Wasser schöpfen sah. Ich betäubte ihn mit dem Pulver und er folgte mir wie der Andere. Ich wurde jedoch von Bauern festgenommen und vor die Obrigkeit geführt.

In der französischen Kirche waren außer mir sieben Menschenräuber beschäftigt (der Verhaftete nennt ebensoviel Namen). Die Nächte schliefen wir im Hofe der Missionsanstalt. Wang-san war unser Anführer. Jeden Morgen brachte er von innen mehrere Päckchen mit dem genannten Pulver, verteilte sie unter uns und gab außerdem einem jeden dreihundert Kupfermünzen zur Tageszehrung. Wenn wir niemand gefangen hatten, gaben wir ihm die Pulver zurück.

Wang-san ist ungefähr zwanzig Jahre alt. Er ist von heller Gesichtsfarbe und hat leichte Pockennarben. Als er mir das Pulver eingegeben und mich nach der Kirche geführt hatte, ließ er mich ein Gegengift nehmen, worauf ich sogleich zu mir kam. Dieses Gegengift besteht, wie mir Wang-san sagte, aus einer Mischung von Süßholz, der Haut einer Cigale und eines anderen Insekts, die am Feuer getrocknet und zu Pulver gestoßen werden; das Ganze wird mit Sesamöl angerührt. Diese Mischung, warm getrunken, bringt den Betäubten sofort zur Besinnung.

Als mich die Bauern gestern hierher brachten, fragten sie mich, was zu thun sei. Ich antwortete, sie sollten Li-so das bezeichnete Gegengift eingeben. Die fünf Dollars, die ich als Belohnung für das Fangen des Mannes aus Mu-chuang-tzu erhalten hatte, staken in meiner Tasche; ich habe sie aber bei meiner Verhaftung verloren. Während meines Aufenthalts im Missionshause gab mir Wang-san jeden Morgen ein rotes Pulver zu schnupfen. Sobald ich es erhalten hatte, fühlte ich mich voll Mut und war bereit, jedermann zu behexen. Abends, nach meiner Rückkunft, gab er mir einige Tropfen, die mich sofort in meinen natürlichen Zustand zurückversetzten. Ich wollte fliehen, konnte es aber nicht, weil die Thore während der Nacht geschlossen waren."

So toll diese Aussage war, so nahmen sie der Bürgermeister und andere Beamte doch so ernst, daß sie sich zum Fremdenkommissar — oder wie sein offizieller Titel ist „Kommissar der drei Nordhäfen" (nämlich Chefu, Tientsin und Nuchwang) — begaben und die Verhaftung Wang-sans, sowie eine Durchsuchung des Missionshauses und des Waisenhauses forderten.

Der Fremdenkommissar Chung-hou war ein aufgeklärter Herr, der weder den Beschuldigungen gegen das Waisenhaus noch denen gegen die Missionsanstalt traute, aber er vermochte nicht, seine Kollegen von ihrer Thorheit zu überzeugen. Direkt Partei für die Fremden zu nehmen, wagte er auch nicht; und so gab er zwar nicht die Erlaubnis zu den geforderten Schritten, widersetzte sich denselben aber nicht.

Nunmehr gingen die anderen Beamten gegen beide Anstalten vor. Die Untersuchung gegen das Missionshaus hatte kein weiteres Ergebnis, als daß man Wang-san auf die Folter spannte und mit zerschmetterten Knöcheln nach der Anstalt zurücktragen ließ. Dagegen konstatierte man bei verschiedenen Leichen auf dem Friedhofe des Waisenhauses, daß ihnen die Augen fehlten, und — obschon dieser Umstand durch den natürlichen Zersetzungsprozeß eines Leichnams einfach genug zu erklären ist — waren Beamte und Bevölkerung von der Schuld der Schwestern sowie der Missionare nun fest überzeugt.

Während dieser Tage, d. h. zwischen dem 14. bis 20. Juli, war die Stimmung der Bevölkerung immer unfreundlicher geworden. Die Seele der hetzenden Partei war Chen-kwo-schuai, der Kommandeur eines Korps unregelmäßiger Truppen, der längst als Feind der Fremden bekannt war und, sobald ihm die Gerüchte von der Erbitterung zu Ohren gekommen waren, von Peking nach Tientsin eilte und durch Maueranschläge und Reden die Masse aufstachelte.

Der russische und der englische Konsul hatten mit Besorgnis der Entwicklung der Dinge zugesehen. Der erstere hatte nach Peking berichtet, der andere bei der nächsten englischen Marinestation um Entsendung eines Kanonenboots gebeten, aber der französische Konsul blieb den Bitten seiner Landsleute gegenüber taub und ließ sich selbst nicht, als am Nachmittage des 20. Juli Steine gegen die Mission und das Konsulat — allerdings wohl weniger von Erwachsenen als von rohen Burschen — geschleudert wurden, aus seiner Gleichgiltigkeit aufrütteln.

Ansicht von Tientsin im Jahre 1860.

Erst als am nächsten Morgen ein wahrer Steinhagel gegen die benachbarte Mission gerichtet wurde und verschiedene höhere chinesische Beamte am Platze erschienen, um beruhigend auf die Menge zu wirken und den Anschein zu erregen, als ob nun behördlicherseits gegen die Mission vorgegangen werde, begann Konsul Fontanier zu handeln, aber in so unbedachtsamer Weise, daß, wenn noch irgend etwas zu verderben war, dies jetzt durch ihn in überreichem Maße geschah.

Zunächst verlangte er von dem Fremdenkommissar Soldaten, und als dieser, weil er dem Militär wohl mit Recht nicht traute (einige

Stunden später lehnten die Konsulate im Fremdenviertel den ihnen angebotenen militärischen Schutz als zu gefährlich ab), an deren Stelle Polizisten sandte, geberdete sich der Konsul wie ein Rasender. Er steckte einen Revolver zu sich, ließ seinen Sekretär sich mit einem Säbel umgürten und richtete seine Schritte nach der Wohnung des Fremdenkommissars. Vor der Thür bemerkte er, daß die ihm ohnehin verhaßten Polizisten dem unausgesetzt anwachsenden Pöbel gegenüber viel zu schwach waren und nun ergriff er den Führer der Polizeitruppe, einen niederen Mandarin, beim Zopf, schob ihn vor sich her

Die Brücke über den Peiho in Tientsin.

und rief: „Du, ein Mandarin? Du, der nichts über das Volk vermag? Du wagst einen Knopf an deinem Hute zu tragen? Komm mit mir zu Chung-hou!"

Man kann sich denken, wie dies Verhalten die Menge erbitterte und wie der Ruf „Er tötet einen Mandarin!" sich fortpflanzte. Trotzdem gelangte der Konsul, immer den Polizeiführer vor sich hinschiebend, nebst seinem Sekretär wohlbehalten zum Fremdenkommissar. Hier spielte sich eine Szene ab, über die der Letztere folgendes nach Peking berichtete: „Ich hatte eben einen Beamten nach der französischen

Kirche mit dem Befehle gesandt, dort die Ruhe herzustellen, als ich erfuhr, daß Herr Fontanier in das Yamen gekommen sei. Ich ging ihm entgegen. Der Konsul befand sich im Zustande der äußersten Aufregung und trug zwei Pistolen im Gürtel. Ein Fremder, der ihn begleitete, war mit einem Säbel bewaffnet. Beide stürzten auf mich los, und Herr Fontanier begann, als er neben mir stand, sich der unpassendsten Ausdrücke zu bedienen, zog dann eine Pistole aus seinem Gürtel und feuerte sie in meiner Gegenwart ab. Glücklicherweise wurde niemand verletzt und Herr Fontanier festgenommen. Da es unter meiner Würde war, mit ihm handgemein zu werden, so zog ich mich zurück. Herr Fontanier ging hierauf in den Saal, wo er, fortwährend lärmend, Tassen und sonstige auf dem Tische befindliche Gegenstände zertrümmerte. Ich begab mich neuerdings zu ihm und sagte ihm, daß die Menge eine drohende Haltung annehme und die ganze Feuerbrigade ausgerückt sei, augenscheinlich in der Absicht, den Pöbel zu unterstützen, so daß ich ihn bäte, bei mir zu bleiben. Er stürzte aber ungeachtet der Lebensgefahr, in die er sich offenbar begab, aus dem Yamen. Ich schickte ihm daher einige Leute mit dem Auftrage nach, ihm zur Seite zu bleiben und ihn nach Hause zu begleiten."

Sicherlich hätte der Konsul, wenn er dem Rate des Kommissars gefolgt wäre, sein eigenes Leben gerettet und vielleicht sogar seinen Landsleuten genützt, denn bis zu diesem Augenblicke war noch kein Blut geflossen. Jetzt aber entwickelten sich die Verhältnisse mit rasender Schnelligkeit. Kaum aus dem Yamen getreten, erhielt der Konsul eine nicht allzu schwere Verwundung durch einen Lanzenstich. Der Bürgermeister eilte an seine Seite und suchte ihn zu beruhigen, damit er nicht durch neue Äußerungen die Wut der Menge reizen möchte, aber er wurde mit den Worten empfangen: „Elender Chih-hüen, elender Mandarin! Thust du nichts, um das Gesindel zurückzuweisen?"

Trotzdem blieben der Bürgermeister und die vom Kommissar nachgesandten Polizisten an seiner Seite und begleiteten ihn bis in die Nähe des Konsulats, wo die Menge ihnen entgegenkam. Fontanier zog seinen Revolver und gab, ohne zu treffen, einen Schuß auf die Masse ab, dann wendete er sich unvermutet gegen den neben ihm schreitenden Bürgermeister und drückte seinen Revolver auf diesen ab. Der Chih-hüen, ein kleiner dicker Mann, hatte gerade noch Zeit, hinter seinen Diener zu springen, und dieser Unglückliche erhielt nun die Kugel, an deren Verletzung er nach einigen Tagen starb.

Das Zusammenbrechen des Dieners war das Signal zum Angriff

für die erregte Menge. Von zahllosen Lanzenstichen durchbohrt, sanken Konsul und Sekretär zusammen, vermochten aber dennoch, während Bürgermeister und Polizisten flüchteten, sich bis an den Hof des Konsulats zu schleppen. In demselben Augenblicke trafen zu ihrem Unglück dort zwei französische Patres aus dem bereits arg demolierten Missionshause hilfesuchend ein. Kaum hatte sie die Menge gesehen, so waren sie auch schon, über und über mit Wunden bedeckt, dem Tode verfallen.

Zufälligerweise war am Abend vorher der Dolmetscher der französischen Gesandtschaft in Peking mit seiner Frau aus Europa eingetroffen und, obschon man ihn dringend gewarnt und Quartier in der Fremdenniederlassung angeboten hatte, nach dem französischen Konsulat gefahren und dort über Nacht geblieben. Als der Aufruhr immer größere Dimensionen annahm, suchte sich das Ehepaar auf den Kahn zu retten, der es nach Peking führen sollte. Der Dolmetscher bewaffnete sich mit Säbel und Pistolen und trat mit seiner Frau auf die Straße. Nach einigen Schritten wurde er von einem Stein getroffen und antwortete unbedachterweise sofort mit einem Pistolenschuß. Nun stürzte sich die Menge wutentbrannt auf das Ehepaar: der Mann wurde direkt in Stücke gehauen, die Frau durch einen Beilhieb in den Nacken getötet; die noch zuckenden Körper wurden ihrer Kleider beraubt und in den Fluß geworfen. — Jetzt bildete die ganze Umgebung einen einzigen Aufruhrbezirk: mehrere von den Angestellten und Dienern des Konsulats und des Missionshauses vermochten sich, obschon meist mit Wunden bedeckt, noch zu retten — dann sah man eine Feuerzunge in die Höhe schießen und bald darauf standen Kathedrale, Konsulat und Missionsanstalt in Flammen.

Damit war das französische Anwesen südlich des Peiho dem Untergange überliefert und nun stürzte die blutdürstige Menge nach der Brücke, um das Zerstörungswerk nördlich des Flusses, wo sich das Spital und das Waisenhaus der Schwestern befand, fortzusetzen. Der Fremdenkommissar hatte, diese Gefahr voraussehend, in dem Augenblicke, als ihm die Nachricht von der Niedermetzelung des Konsuls zuging, befohlen, daß die Brücke geöffnet und dadurch der Verkehr zwischen Nord- und Südstadt unterbrochen würde. Ebenso weitschauend war aber auch der fremdenfeindliche General Chen-kwo-schuai gewesen. In dem Augenblicke, als die Brückenwärter die Bohlen in der Mitte entfernen wollten, erschien er auf der Brücke, und in Anbetracht seines hohen Ranges wagte man nicht, dieselbe eher zu sperren, bevor er dieselbe passiert hätte. Auf diese Weise gelangte ein Trupp der schlimmsten

Bösewichte auf das jenseitige Ufer, bevor der Verkehr unterbrochen wurde.

Das genügte natürlich! Gegen halbdrei Uhr erschien unter dem Rufe „Tod den Franzosen, Tod den Fremden“ eine gewaltige Menge vor dem Waisenhause. Die Oberin trat dem Pöbel entgegen, wurde jedoch sofort durchbohrt und in Stücke gehauen. Das gleiche Schicksal ereilte die übrigen neun Schwestern, die sich allenthalben versteckt hielten, aber bald genug entdeckt wurden. Ihre Leichen wurden in Stücke gerissen und teils verbrannt, teils in den Fluß geworfen. Auch einige in der Nachbarschaft wohnende christliche Chinesen wurden angegriffen und mehrere derselben getötet.

Ein französischer Kaufmann, der in der Stadt wohnte, wurde in dem Augenblicke ermordet, als er aus dem Hause trat. Eine Französin, die angstvoll durch eine Gasse lief, wurde von einer chinesischen Witwe aufgenommen und versteckt. Thörichterweise begab sie sich aber nach Einbruch der Dunkelheit in den Kleidern ihren Beschützerin wieder auf die Straße, um nach ihrem Eigentum zu sehen. Als sie ihr Haus verwüstet fand, wollte sie zu der mitleidigen Chinesin zurückkehren, kam aber an eine falsche Thür, wurde an ihrer Sprache erkannt und sofort niedergemacht.

Von den Angehörigen anderer Nationen kamen nur drei Russen ums Leben. Ein in der Chinesenstadt ansässiger russischer Kaufmann hatte eine Anzahl seiner Landsleute, die im Fremdenviertel wohnten, zu Tisch gebeten. Als der Aufruhr immer größer wurde, glaubten die Gäste, daß es am besten sein würde, wenn sie sich nach der Fremdenniederlassung zurück begäben. Die meisten gingen zu Fuß und wurden bald von Aufrührern umzingelt. Als sie aber nachweisen konnten, daß sie keine Franzosen, sondern Russen wären, ließ man sie ungehindert weiter gehen. Ein schauriges Schicksal hatte dagegen ein junges Ehepaar und ein einzelner Russe, die nicht zu Fuß gingen, sondern sich in Sänften tragen ließen. Sie fielen einem Haufen in die Hände, dessen Blutdurst durch vorangegangene Mordthaten auf das äußerste entfacht war. Man hörte nicht darauf, daß sie Russen wären, sondern erschlug sie, entkleidete die Leichen und warf sie in den Fluß.

Zwei Schweizer Kaufleute, die ebenfalls in der Chinesenstadt wohnten, wurden mehrfach während des Tages durch Banden bedroht, doch glückte es ihren chinesischen Angestellten immer wieder, die Massen zu beruhigen und zum Abzug zu bewegen. In ähnlicher Weise wurde auch ein Engländer gerettet; dagegen ließ es sich der Pöbel nicht

Irreguläres Militär: Militärmandarin und Büchsenschütze.

nehmen, die englische und die amerikanische Kapelle dem Erdboden gleich zu machen. Inzwischen hatte man in der Fremdenniederlassung Frauen und Kinder auf die am Ufer liegenden Handelsschiffe gebracht, während sich die männliche Bevölkerung mit allen nur erdenklichen Waffen versah, um ihr Leben so teuer als möglich zu verkaufen. Es ließen sich aber keine Aufrührer dort blicken, und man konnte nach einigen Tagen wieder mit leidlicher Sicherheit zu seinen Geschäften zurückkehren.

In Anbetracht davon, daß sich jetzt wieder ähnliche Vorgänge abgespielt haben, glaubten wir, diese Ereignisse ziemlich ausführlich darstellen zu sollen, denn sie gestatten doch gewisse Schlüsse. Die Bevölkerung Chinas ist an sich nicht boshaft, wohl aber überaus abergläubisch. Gewissenlose Hetzer reden ihr vor, daß ihr ein schweres Unrecht geschehen sei und daß man sich Sühne für dasselbe verschaffen müsse. Ein großer Teil der Bevölkerung hört auf diese Einflüsterungen nicht, aber es giebt, wie allenthalben, zu Aufruhr und Gewaltthat geneigte Elemente, welche die Gelegenheit, Unheil zu stiften, nicht vorüber gehen lassen, und diese Unholde zeigen dann, wie die Verstümmlung der Leichen beweist, eine unbändige Mordgier. Das Schlimmste und Bedenklichste ist, daß in solchen Augenblicken der chinesische Regierungsapparat völlig versagt. Ein großer Teil der Beamten sympathisiert direkt mit dem Pöbel, und dem vernünftigen Teile gebricht es an Macht, so daß er lieber vorzieht, ein Unrecht geschehen zu lassen als unpopulär zu werden. Deswegen werden in allen Gebieten, welche nicht direkt unter Aufsicht und Gewalt der fremden Staaten stehen, derartige Vorkommnisse leider auch für die Zukunft zu befürchten sein. Es wird also nichts übrig bleiben, als daß in Peking und den Vertragshäfen seitens der fremden Staaten eine Militärpolizei organisiert wird, während diejenigen Ausländer, die sich an anderen Orten niederlassen wollen, dies auf ihre eigene Gefahr thun, und keinen Schutz von derjenigen Macht, deren Unterthan sie sind, beanspruchen können.

Ankunft in Peking.

Er bedarf keiner Erläuterung, daß der Landweg von Tientsin nach Peking, obschon er über lachende Äcker, freundliche Dörfer, kleine Waldungen, nie endende Kirchhöfe und zahllose Brücken führt, nicht nur der Zeitversäumnis und der hohen Kosten wegen jetzt von den Europäern nahezu völlig gemieden wird, sondern namentlich der schlechten Quartiere und der jammervollen Verpflegung wegen. Fast

jeder macht auf der vor wenigen Jahren eröffneten Eisenbahn die Fahrt, die uns in fünf Stunden im bequemen Salonwagen für zehn Mark der Hauptstadt zuführt. Aber auch hier zeigt es sich, daß die eingeborene Bevölkerung Neuerungen keineswegs abhold ist; vielmehr wird die Bahn sowohl im Personen- als im Frachtverkehr in solchem Maße benutzt, daß sie sich vorzüglich rentiert und kaum den an sie gestellten Anforderungen zu genügen vermag.

Es sind allein die Beamten, die sich allen Neuerungen feindlich gegenüberstellen und die es auch verhindert haben, daß die Bahn nicht bis zur Hauptstadt selbst geführt werden durfte, sondern zwei Stunden von ihr entfernt, auf freiem Felde endet.

Seiner Ankunft in Peking, oder wie die Chinesen sagen „Pehtsching", hat noch jeder Europäer einige Seiten seines Tagebuchs gewidmet, und wir wollen uns daher von Paul Lindenberg, als dem jüngsten der Chinareisenden, seine Reiseeindrücke erzählen lassen:

Auf uns stürzte sofort eine Zahl Kulis zu, um uns und unser Gepäck in einige der mit je einem Pferde bespannten, von einem blauen Plantuche überdachten zweirädrigen Karren, von denen ein paar hundert in einiger Entfernung von dem Stationsgebäude zusammenstanden — es sind wahre Marterwerkzeuge, da jede Federung fehlt und man in diesen Rumpelkästen jeglichen Ruck und Stoß verspürt — zu packen, aber hageldicht sausten sofort die Hiebe der Polizisten auf die eifrigen Lastträger herab, die schleunigst zurückwichen, sodaß wir uns in Muße aus ihnen die uns am vertrauenswürdigsten scheinenden wählen konnten. Dann bildeten wir eine kleine Karawane, zwei Karren wurden mit dem Gepäck beladen, wir bestiegen jeder einen Esel und ritten achtsamen Auges neben den Karren her, da die Führer zuweilen Lust verspüren sollen, in dem völlig verwirrenden Troß von Wagen, Pferden, Eseln, Maultieren, Fußgängern, der sich nach Ankunft eines Zuges nach Peking wälzt, mit dem ihnen anvertrauten Gut zu verschwinden; so ergings kürzlich einer von Tientsin gekommenen Dame, die einem Ball in der englischen Gesandtschaft beiwohnen wollte, in dieser aber ohne ihren Feststaat anlangte, der mit dem übrigen Gepäck auf Nimmerwiedersehen abhanden gekommen war.

In dem ungeheuren Trubel ritten wir dahin, neben, vor, hinter uns schreiende Fuhrleute, Reiter, die sich rücksichtslos ihren Weg bahnten, Eseltreiber, keuchende Lastträger, die ihre gleichförmigen Schreie ausstießen, um sich selbst anzuspornen und den Weg frei zu machen, der wieder einmal keiner war: durch Dick und Dünn, über Gräben und

Hügel, durch Pfützen und Löcher gings, bergauf, bergab, meist durch knietiefen Sand, der von dem Winde aufgewirbelt wurde, sodaß einem schon nach kurzem die Augen schmerzten und man völlig mit einer starken grauen Staubschicht überzogen war. Und dazu wird man gepeinigt von dem Lärm, der Unruhe und Hast, dem entsetzlichen, atembenehmenden Staub und jenem schlimmen Geruch, den eine Anzahl Chinesen stets verbreitet, und von all' dem Widerwärtigen, das sich den Augen darbot, denn zahllose lumpenumhüllte Bettler und furchtbar verheerte Aussätzige trieben sich allerorten umher und warfen sich

Bettler und Aussätzige an den Mauern von Peking.

vor uns, Gaben erflehend, in den Schmutz, den Kopf mehrmals zur Erde beugend oder mit Sand bestreuend.

Wüstenei ringsum, gelegentlich eine Hütte, ein Häuschen, dann wieder Sand, Sand, Sand, von Peking nichts zu erblicken! Nach einer Stunde endlich, nachdem man einen Hügel erklettert, sieht man die Mauern der Stadt aufragen und erreicht schließlich, nachdem man eine über einen Graben führende Brücke passiert, eins der von einem breiten, dreistöckigen Wachthause überragten altertümlichen Thore. Aber in Peking ist man noch lange nicht. Eine halbe Stunde gehts weiter, auf einem erhöhten, einst vielleicht ganz gut gepflastert gewesenen Damme, rechts und links hohe Mauern mit kahlen Baum-

kronen dahinter, es sind die weiten Anlagen des Tempels des Ackerbaues und jenes des Himmels, beide Fremden strengstens verschlossen. Wieder türmen sich hohe Mauern vor uns auf und es geht durch ein wohl fünfzehn Meter starkes Thor, hinter welchem sich eine breite Straße öffnet, zu beiden Seiten von Holzbuden eingefaßt, die ein Geschäft neben dem anderen bergen und deren Vorderseiten häufig durch einstmals vergoldetes Gitterwerk und hohe vergoldete Masten geschmückt waren, aber der unbeschreibliche Staub hat alles schwarz und grau gemacht.

Eine Garküche in Peking.

Wir sind nun in der Chinesenstadt, die sich vor der Tatarenstadt, in welcher wieder die kaiserliche Stadt völlig abgeschlossen liegt, ausbreitet. Ein richtiges Jahrmarktsgetümmel umgiebt uns, überall wird gehandelt und gefeilscht, überall sind in den erwähnten Geschäften wie in vor ihnen auf der Straße errichteten Zelten und Bretterbuden, auf einzelnen Tischchen und auch auf der Erde tausenderlei Sachen ausgebreitet — prächtige Porzellanvasen und verrostete Schlüssel, herrlich gestickte Madarinengewänder und alte Schuhe, kostbare Pelze und zerschlissene Mützen, schön eingelegte Waffen und leere Weinflaschen, mit alten Stickereien verzierte Schabracken und Lampenzylinder, von Meisterhand gemalte chinesische Bilder und zerbrochene Stühle, seidengewirkte

Teppiche und vielfach gebrauchte eiserne Nägel; man fragt sich immer wieder, was wohl hier nicht zu haben sein mag.

Zwischen und vor den Läden wie Verkaufsständen haben Handwerker ihre Arbeitsstätten eingenommen, Tischler hobeln, Schmiede feilen, Rohrflechter regen die flinken Hände, Schuster hämmern, Weber lassen emsig das Garn über die Spulen laufen, alle schaffen und wirken in vollster Öffentlichkeit, entweder unter freiem Himmel oder in ihren luftigen, nach der Straße zu offenen Werkstätten, oft nur aus einigen Brettern oder Bambusstangen mit darübergespanntem mürben Zelttuch errichtet. Unzählige fliegende Garküchen sind aufgestellt, unter den Kesseln brusselt das Feuer und in den Töpfen schmoren Gerichte, deren Bestandteile ich nicht einmal ahnen möchte; Bäcker formen mit den Händen kleine Kuchen und schieben das Eisenbrett mit ihnen in einen aus losen Ziegelsteinen errichteten Backofen, hier giebts dampfenden Thee, dort heißen Samschu, da ein warmes Kohlgericht, Gruppen schmausender Chinesen stehen um lodernde Feuer, von dichten Haufen Neugieriger sind Wahrsager und Zauberer umringt, zwei bezopfte Jünglinge sind sich in die Zöpfe geraten und der eine sucht den andern an dem Zopf zur Erde zu ziehen, jetzt macht sich einer von den Kämpfern frei und stößt mit einem derben Fußtritt den seinem Gegner gehörenden Theestand um, daß die brennenden Holzscheite flackernd umherfliegen und, darüber empört, einige Zuschauer über den Missethäter herfallen und ihn wacker durchbläuen; ein Trupp geschminkter Schönen naht, auf die weißangestrichenen Gesichter ist knalliges Rot aufgetragen, auch die Lippen sind hellrot gefärbt, es sind mandschurische Damen, erkenntlich an ihrem fächerartigen Haarputz, den unverstümmelten Füßen und den mitten unter den Schuhsohlen angebrachten hohen Absätzen; glöckchenbimmelnd stampft ein langer Zug beladener Kamele einher, und auf zottigen Pferdchen kommen wohlhabende Chinesen, in schwere Pelze gekleidet, angetrabt, in der rechten Hand eine kurze Knute, mit der jene Landsleute, die nicht aus dem Wege gehen, einen tüchtigen Denkzettel erhalten. Auch hier natürlich wimmernde Bettler und Kranke, das lange Haar wirr über den Kopf hängend, diese und jene wandernden Lumpenbündeln ähnelnd.

Das Ganze ist von einer verwirrenden Fremdartigkeit und malerischen Buntheit, und die große Breite und halbstündige Ausdehnung der Straße trägt dazu bei, daß sich die einzelnen Szenen und Bilder wirksam abheben. Hier fühlt man sich wirklich in einer völlig fremden Welt, im eigentlichen China, wo von europäischem Einfluß nichts zu merken ist.

Nochmals eine neue hohe Mauer, wieder ein massiges Thor mit dreistöckigem Wachthause darüber, und wir sind nun in der Tatarenstadt angelangt, in der die fremden Gesandtschaften und die beiden einzigen europäischen Hotels liegen. Lärm und Getriebe auch hier. In eine schmalere Straße biegen wir ein, und während ich das Wort „Straße" niederschreibe, wundre ich mich, daß die Feder nicht zersplittert und das Papier nicht errötet, denn diese Straße besteht aus jammervollen Stein- und Lehmhäuschen, welche, mit manchen Lücken zwischen ihnen, einen Weg einsäumen, der aus von Jahrhunderte altem Schmutz zusammengewehten Hügeln und den entsprechenden Einbuchtungen, aus Pfützen und Morästen, in denen wohlig grunzend sich schwarze Borstentiere umhertreiben, besteht. Jeden Augenblick drohen unsere Gepäckkarren umzufallen und unsere Esel in den Abgründen zu verschwinden!

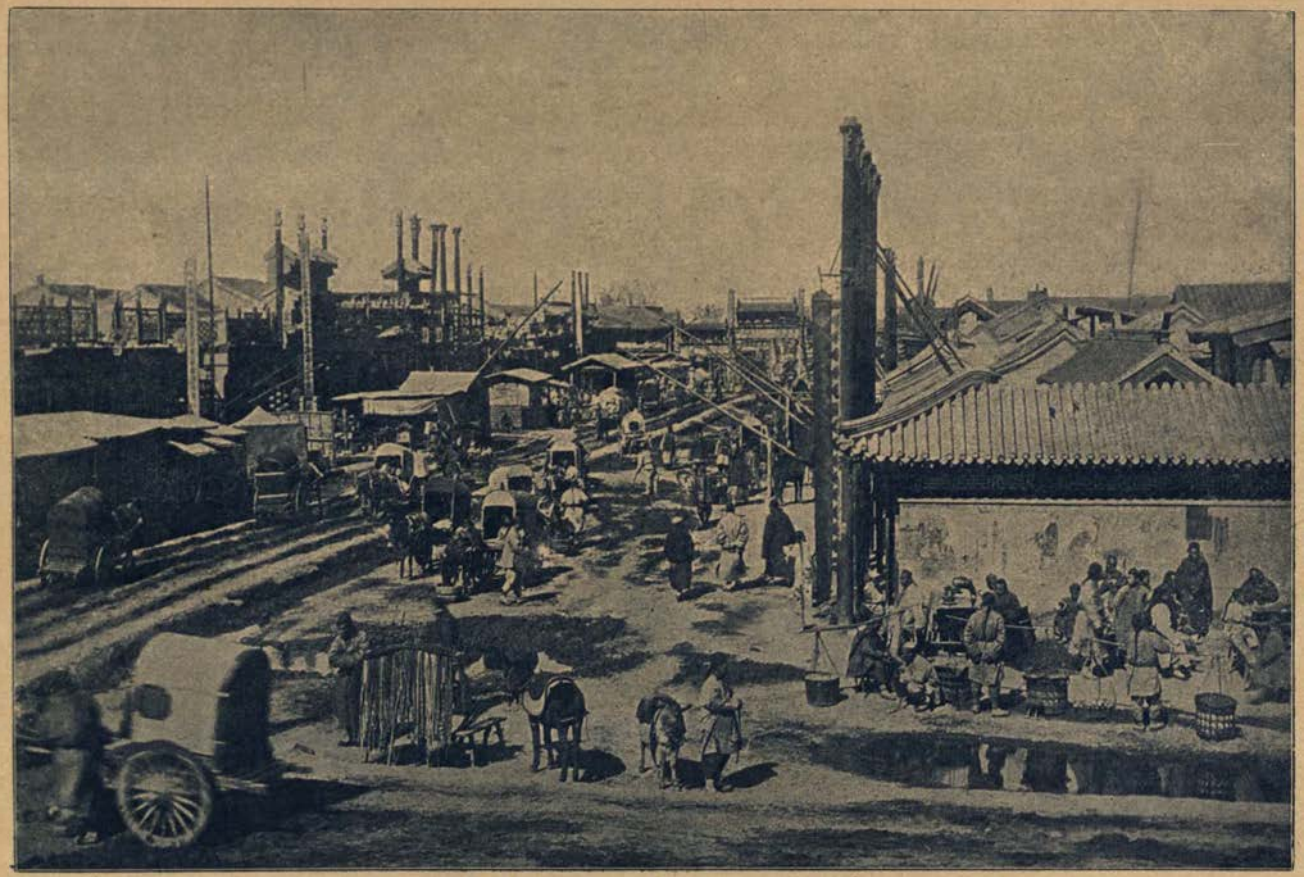
Gewiß nur die Vorstadt, meinen wir, und die eigentliche Stadt wird uns bald ihre Herrlichkeiten offenbaren. Da, nach einer Viertelstunde, halten unsere Karrenführer und weisen auf ein nur aus einem Erdgeschoß bestehendes Häuschen. Nun, was soll das, wir wollen doch nach dem einem deutschen Landsmann gehörenden „Hotel Imbeck"! Wir sagen, rufen, brüllen den Kerlen den Namen „Imbeck" in die Ohren, das Hotel soll ja in der Gesandtschaftsstraße liegen, aber die Bezopften weisen grinsend immer mit den Peitschen auf das Häuschen, und da lesen wir neben dem Eingange zu einem Laden den obigen Namen. — Aber das ist ja unmöglich! Ich gehe in den Laden und werde von dem chinesischen Verkäufer auf den Hof gewiesen, der von drei niedrigen, zehn Meter langen Häuschen begrenzt wird. Hier tritt mir ein hochgewachsener Herr mit freundlichen Gesichtszügen entgegen. „Herr Imbeck?" — „Jawohl." — „Und das ist hier Ihr Hotel?" — „Wenn Sie's so nennen wollen — ich habe ein größeres Ladengeschäft, daneben vermiete ich einige Zimmer, genau wie's auch der französische Besitzer vom „Hotel Peking" macht." — „Nun sagen Sie mir, bester Herr Imbeck, sind wir denn hier in der Gesandtschaftsstraße?" — „Gewiß, drüben liegt die russische Gesandtschaft, dann die französische, fünf Minuten von hier die deutsche!" —

Daß ich nicht gleich vor Erstaunen umgesunken, ist mir eins der unerklärlichsten Wunder! „Haben Sie noch Zimmer frei?" — Gerade noch zwei." — „Gut, wir nehmen sie", und alsbald waren wir mit unseren Koffern und Kisten in den kleinen Gemächern untergebracht, die in dem winzigen, den Hof begrenzenden Häuschen lagen; wir haben

uns hier bei unserem umsichtigen Landsmann, der uns stets mit Rat und That zur Seite stand, wie bei seiner jungen, heiteren und flinken Frau ungemein wohl gefühlt; alles war sauber und alles war gut, daneben durchaus preiswert, und man brauchte nur einen Wunsch zu äußern, so war er erfüllt. Im Auslande bei einem Landsmann gut einquartiert zu sein, ist ja stets angenehm; bedeutet dieses Ausland aber Peking, so wird es zu einer großen und echten Freude; denn Peking — ja, da muß ich erst einen langen Atemzug thun und einen langen neuen Satz beginnen!

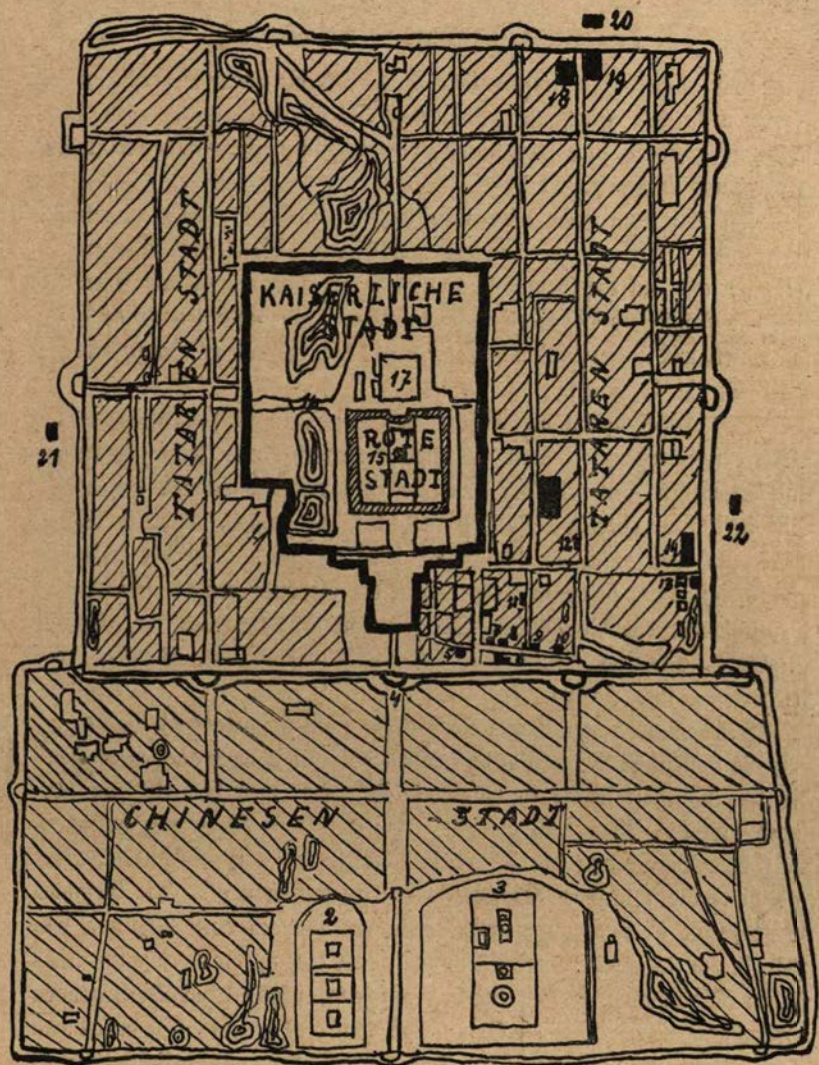
Die Gesandtschaftsstraße zu Peking.

Peking — wie geschäftig wob bisher beim Klang dieses Namens die Phantasie ihre bunten, glänzenden Bilder, in denen prächtige Paläste, hochragende Tempel, großartige Magazine mit den prunkenden Schätzen ganz Asiens ihre besondere Rolle spielten; ach, und wie rauh und schnell hat die Wirklichkeit dies alles zerstört! Denn Peking kann man kaum als Stadt, zumal wenn man unseren Begriff darauf anwendet, betrachten, es ist mehr ein gewaltiges Heerlager, ein ungeheures Dorf in einem Umfange von vier deutschen Meilen und von etwa 600000 Menschen (nach anderen Schätzungen von einer Million, nach neuesten englischen Angaben von 1300000) bewohnt.



Schi-Slu-Pai-Ro-Strafse in Peking.

PEKING.



1 Hauptthor
2 Tempel d. Ackerbaus
3 Tempel d. Himmels
4 Tschien Thor
5 Amerikan. Gesandtschaft
6 Deutsche "
7 Spanische "
8 Japan. Gesandtschaft
9 Französ. "
10 Italien. "
11 Englische "
12 Belgische "
13 Observatorium
14 Prüfungshallen
15 Kaiserlicher Palast
16 Marmorbrücke
17 Kohlenhügel
18 Tempel des Confucius
19 Lama Tempel
20 Tempel d. Erde
21 Tempel d. Mondes
22 Tempel d. Sonne.

Die Gesandtschaften in Peking.

Wir wollten das anschauliche Bild, das die ersten Eindrücke eines Fremden in der chinesischen Residenzstadt schildert, nicht durch Einschaltungen stören und werden daher weiterhin noch mancherlei zu ergänzen und nachzutragen haben.

Da wir nun aber einmal in der Gesandtschaftsstraße angelangt sind und die Augen der ganzen zivilisierten Welt jetzt Wochen, ja Monate lang auf die Gesandtschaftshotels gerichtet waren und jeder sich bangend fragte, ob die Einwohner derselben wohl noch am Leben seien, so wollen wir unsere Wanderung durch die chinesische Hauptstadt in jener Straße beginnen.

Seit 1858 haben die Mächte das Recht, in Peking diplomatische Vertretungen zu unterhalten. Keinen Gebrauch davon haben Portugal und Schweden gemacht: der Vertreter des ersteren Staats hat seinen Sitz in Makao, der des zweiten wohnt in Shanghai, während Dänemark durch den russischen Gesandten vertreten wird. In der Gesandtschaftsstraße oder in deren Nähe liegen die Gebäude der Gesandtschaften Deutschlands, der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Frankreichs, Englands, Italiens, Rußlands, Österreichs, Spaniens, Belgiens, der Niederlande und Japans.

Man könnte unter diesen Umständen wohl erwarten und verlangen, daß die chinesische Regierung jenen Teil der Stadt oder doch wenigstens die Gesandtschaftsstraße in einen einigermaßen menschenwürdigen Zustand brächte. Aber weit gefehlt — die chinesische Regierung dokumentiert ihre Verachtung der Fremden dadurch, daß diese Straße schlechter als die hauptsächlichen Geschäftsstraßen zu passieren ist. Die Gesandtschaftsstraße ist überhaupt nicht gepflastert, sondern eine Mischung von Hügeln und Löchern, von Sand und Kot, sodaß die Gemahlin eines hohen Diplomaten, welche kürzlich in einem schräg gegenüberliegenden Gesandschaftsgebäude einen Besuch abstatten wollte, mitten in dem durch einen Regenguß aufgeweichten Kot stecken blieb und erst durch zwei zufällig des Weges kommende Herren einer anderen Gesandtschaft aus ihrer fatalen Lage befreit wurde.

Man kann sich denken, was das für die der besten europäischen Aristokratie angehörenden Diplomaten und ihre Damen heißt, und wie sie oft genug sehnsüchtig an die Gesandtschaftshotels, die Hoffestlichkeiten und die Theatervorstellungen in Berlin, Wien, Paris, London, Rom, Petersburg oder wo sie früher lebten, zurückdenken. Ihr Heim

so wohnlich und angenehm wie nur möglich zu gestalten, ist ihr Hauptziel, denn in ihm müssen sie in fast klösterlicher Einsamkeit ihre Tage hinbringen.

Bevor wir aber einige derselben schildern, wollen wir unsern Lesern erst mitteilen, was der ehemalige österreichische Botschafter Freiherr von Hübner über die Lage der Gesandtschaften in Peking sagte. Es sind fast dreißig Jahre vergangen, seitdem er jene Zeilen niederschrieb, und doch passen sie auf die heutigen Verhältnisse, als wenn sie vom Juni 1900 stammten:

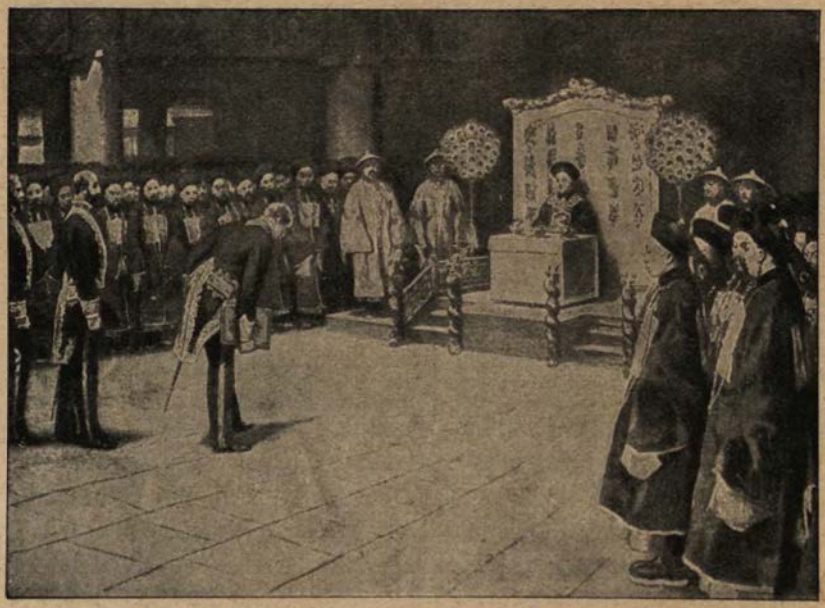
Sind die in Peking lebenden Europäer unter gewissen Umständen Gefahren ausgesetzt? Hierauf erwiderte man mir verneinend. Doch wird zugegeben, daß sie in zwei Fällen in eine äußerst bedenkliche Lage geraten könnten: wenn nämlich eine Rebellion gegen die Dynastie in oder bei Peking ausbräche, oder wenn ein Krieg mit europäischen Mächten bevorstände oder von der Regierung für unvermeidlich gehalten würde. Dann wäre es wahrscheinlich, daß der jetzt zurückgehaltene Haß gegen die Fremden losbreche; dann wäre es möglich, daß es den Behörden an den Mitteln, vielleicht auch am Willen fehlte, die Fremden zu schützen. „Wenn man uns nicht niedermacht", sagte mir jemand, auf dessen Urteil ich besonderen Wert lege, „wird man uns als Geiseln behalten!"

Übrigens wird gehofft, daß sich die Dynastie noch einige Zeit halten werde. „Die moralische Grundlage dieser Gesellschaft", hörte ich sagen, „ist eine fatalistische Unterwerfung unter den Willen des Souveräns, solange er thatsächlich, das heißt durch den Willen des Himmels, im Besitz des Thrones ist. Zu dieser Unterthanstreue, die mit der Rechtsfrage nichts gemein hat, tritt die angestammte Ehrfurcht vor den Eltern und Greisen. Beides erzeugt eine gewisse Stabilität oder vielmehr eine starre Unbeweglichkeit." Mit ähnlichen Beweisgründen sucht man sich und insbesondere die Damen zu beruhigen. Letztere sind ängstlich geworden. Eines Abends bei Tische sagte mir eine liebenswürdige Nachbarin mit einem Male: „Glauben Sie, daß wir getötet werden?" Dies Wort bezeichnet die Lage.

Die Männer denken nicht an die Gefahr; für sie besteht sie nicht. Es sind starke Seelen. An ihrem Mute zweifeln, hieße sie verunglimpfen. Diplomaten, Konsuln, Missionäre, Kaufleute sind überzeugt, daß nichts Schlimmes zu besorgen sei. Man denkt an die Gefahr erst, wenn man dem Tode gegenübersteht, wie unheilbare Kranke ihres Übels nur gedenken, während sie leiden.

Haben die Regierungen recht gethan, ihre Gesandtschaften in Peking anzusiedeln?

Von den chinesischen Staatsmännern wird die Zulassung der Gesandten als eine furchtbare Demütigung betrachtet, als ein nationales Unglück, weil sie dem Volke klar machen würde, daß der „Sohn des Himmels" weder der einzige noch der mächtigste Herrscher der Welt ist. Aus diesem Grunde lassen die Gesandten Englands und Rußlands die Frage auf sich beruhen. Sie haben kein Interesse, den Sturz der Dynastie zu beschleunigen. Am thätigsten zeigt sich die



Empfang fremder Gesandten durch den Kaiser Tung Chih 1873.

französische Diplomatie; sie wird, falls sie die Audienzen durchsetzt (es gelang ihr 1873! d. Verf.), das Verdienst des Erfolges haben und, mit dem Verdienste, auch die Verantwortlichkeit des möglichen Rückschlags.

Noch andere Gründe sprechen gegen die Residenz der Gesandten in Peking.

Die europäischen Handelsinteressen in China sind sehr ausgedehnt.

Mit England allein beziffert sich der Jahresverkehr auf die fabelhafte Summe von zweiundvierzig Millionen Pfund Sterling (à 20 Mk.)! Der gesamte Handel findet statt nicht in der den fremden Kaufleuten

verschlossenen Hauptstadt, sondern in den „offenen Häfen", besonders in Shanghai. Shanghai wäre also die natürlichste Residenz der Legationen. In Peking sind sie während sechs Monate des Jahres vom Eise blockiert, von der übrigen Welt abgeschieden; auf die russischen Kuriere, die über Sibirien gehen, auf die unsicheren Sendboten des chinesischen Zollamts in Chin-Kieng am Yang-tse-kiang angewiesen. Letztere brauchen, wenn sie unterwegs nicht beraubt oder ermordet werden, fünfzehn Tage, um Shanghai zu erreichen.

Dagegen aber wird vorgebracht, daß die Residenz in Peking den Gesandten den beständigen Verkehr mit den Zentralbehörden ermögliche

Das englische Gesandtschafts-Palais.

und sie den Einflüssen der europäischen Faktoreien entziehe. Beides sind bedeutende Vorteile.

Der Verkehr mit den chinesischen Ministern beschränkt sich auf seltene Besuche im Tsungli-yamen. Aber man sieht, man bespricht sich; man vermag hierdurch zuweilen Schwierigkeiten gleich bei ihrem Entstehen zu beseitigen. Sonst würden sie zu ernsten Verlegenheiten oder Gefahren heranwachsen. Insofern gewährt die Anwesenheit der Gesandten einen wesentlichen Nutzen.

Hierzu tritt, daß die Legationen in Peking nicht von ihren Landsleuten überlaufen werden können. Die Fremden in den Hafenstädten

sind Kaufleute und als solche vor allem auf ihren Gewinn bedacht; niemand wird ihnen dieses verargen. Aber es hat sich dort eine gefährliche Tendenz entwickelt: man verwechselt die Handelsinteressen des Einzelnen mit den politischen der Gesamtheit. Das geringste Hindernis, welchem ein Kaufmann bei irgend einer Spekulation begegnet, deutet er als einen Vertragsbruch. Sofort wendet er sich an seinen Gesandten und macht ihn für Verlust oder entgangenen Gewinn verantwortlich. Handelsunternehmungen werden zum Range von Staatsgeschäften erhoben, und in den Augen dieser Herren haben die Gesandtschaften nur die eine Aufgabe: sie gegen die schlimmen Folgen ihrer oft mehr als gewagten Unternehmungen zu schützen. An Ort und Stelle und unter dem fortwährenden Druck solcher Anforderungen lebend — und die, welche sie stellen, sind meist reiche, intelligente, thätige, in der Heimat angesehene und einflußreiche Männer, welche sich zu ihren Zwecken auch der Presse zu bedienen wissen — in dieser Atmosphäre lebend, würden, fragt man, die diplomatischen Vertreter und ihre Untergebenen die Unbefangenheit des Urteils bewahren können, ohne welche es unmöglich ist, die großen und bleibenden Interessen ihrer Nationen mit Nachdruck und Erfolg zu vertreten? —

Aus diesen Worten eines gewiegten Staatsmannes, der von 1849—1859 Botschafter in Paris war, werden unsere Leser den Beweis erhalten, daß die europäischen Diplomaten in China doch nicht so sorglos und thöricht waren, wie dies jüngst oft genug in der Presse behauptet worden ist. Sie waren sich wohl über die Gefahr klar, in der sie sich befanden, aber sie mußten wie brave Soldaten auf dem Platz ausharren, auf den sie gestellt waren. Man vergegenwärtige sich doch nur die Situation im Juli 1900:

entweder entflohen sie und entkamen glücklich — dann hätten alle Witzblätter der Welt sich über die europäischen Diplomaten lustig gemacht, die vor einem Schreckensgespenst, das nur in ihrer Einbildung existierte, das Hasenpanier ergriffen

oder sie wurden auf der Flucht niedergemetzelt — dann hätte die chinesische Regierung natürlich behauptet, daß, wenn sie in Peking geblieben wären, man ihnen nicht ein Haar gekrümmt hätte, daß vielmehr die Flucht allein das Unglück verursacht hätte, da sie sich durch ein im Aufstande befindliches Gebiet begaben.

Aus dem letzteren Grunde ist jedenfalls auch die Fortsendung der Damen unterblieben, denn sie befanden sich in Peking zweifellos in größerer Sicherheit, als wenn sie die gefahrvolle Reise nach Taku

durch das Boxergebiet antraten. Es hieß also unter allen Umständen: ausharren, gleichviel was die Zukunft bescheren würde. —

Nun, also noch zur Schilderung einiger der wichtigsten Gesandtschaftsgebäude.

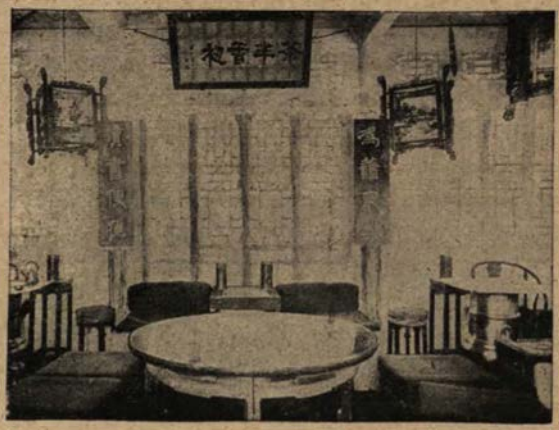
Das interessanteste von allen ist dasjenige der englischen Gesandtschaft. Es ist der Palast Jang-kung-fu, der ehemals von einem kaiserlichen Prinzen bewohnt wurde und in seiner ganzen Anlage dem Palaste des Kaisers von China entspricht. Dieser sogenannte Palast bildet ein von einer hohen Mauer umgebenes längliches Viereck, das mit einer Menge kleinerer oder größerer, mehr oder minder reich ausgestatteter Baulichkeiten angefüllt ist. Innerhalb der Mauer befinden sich neben der Eingangspforte links die Stallungen, rechts die Wache und das Pförtnerhaus. Durch einen Ehrenbogen gelangt man zu den drei hintereinanderstehenden und durch Säulengänge miteinander verbundenen Wohnhäusern des Gesandten. Diese zusammen bilden das eigentliche Vorderhaus. Hinter demselben und zu dessen Seiten befinden sich zahlreiche einstöckige Häuser, die teils von den Beamten und Dienern der Gesandtschaft bewohnt werden, teils für Besuch reserviert sind. Das Hauptgebäude ist wunderbar fein und reich ausgestattet und gehört zu dem Prächtigsten, was chinesische Bildhauer- und Malerkunst je geschaffen hat. Alle Wände und Decken sind auf das Feinste geschnitzt und entweder stark vergoldet oder mit den leuchtendsten Farben bemalt und lackiert. Kostbar sind auch die Fenster und Fußböden, und man erhält einen Begriff, was chinesische Kunst wohl leisten könnte, wenn nicht die Unsauberkeit so rasch alles vernichten würde. Der Palast bildet also eine Art Burg, die sich, falls genügende Bemannung vorhanden ist, wenigstens gegen irreguläre Truppen mit veralteter Bewaffnung einigermaßen verteidigen läßt.

Mit diesem interessanten Gebäude halten die übrigen Gesandtschaftshotels keinen Vergleich aus. Das russische Gesandtschaftsgebäude ist ein ehemaliges chinesisches Yamen, das der frühere Gesandte, General Blangali, ausbauen ließ; das französische war ebenfalls ein Palast, aber von den ehemaligen chinesischen Baulichkeiten ist nur wenig erhalten, sie sind fast völlig durch moderne ersetzt worden. Die übrigen Gesandtschaften haben zumeist neue Gebäude, deren innere Einrichtung dem europäischen Stil entspricht; man ist nur insofern den chinesischen Gewohnheiten gefolgt, daß man die Häuser nicht höher als einstöckig baute und daß man ihnen ein Dach in chinesischem Geschmack gab. Alle Gesandtschaftsgebäude sind von Mauern und hübsch angelegten

Gärten mit Bänken, Lauben und reinlichen Kieswegen umgeben, und der Verkehr zwischen den verschiedenen Gesandtschaften ist ein ziemlich reger. Die Sommermonate sind in Peking so schwül, daß alle Diplomaten mit ihren Familien Landsitze beziehen, und zwar befindet sich die Sommerresidenz der deutschen Gesandtschaft in dem alten Tempel Tachiaosze (Tempel des Erwachens), der in einer herrlichen, von Bergen und Waldungen umgebenen Gegend liegt.

Allerlei aus Peking.

Was zunächst den Staub betrifft, so wird darüber nicht etwa nur in neuerer Zeit Klage geführt, sondern es handelt sich um einen Übelstand, der seit Jahrhunderten gerügt worden ist. Schon in Münsters Kosmographie, die vor 350 Jahren erschien, wurde gesagt: „Das beschwärlichste in dieser Statt ist der grausame Staub, so den Sommer über darinnen ist, also daß man das Angesicht mit einem dünnen Tuch bedecken und verwahren muß, und dies kompt daher, weil es so wennig regnet und die Stadt nicht an allen Orten besetzt und gepflastert ist.“ Und was thut die auf ihre „vieltausendjährige Kultur“ so stolze Regierung dagegen? Sie läßt den Inhalt einiger Wasserpfützen, in welche Latrinen enden, sowie totes Vieh und allerhand Abfälle geworfen werden, auf Holzkarren sammeln und mittels breiter Schippen auf die Straßen schleudern, sodaß diese Art Straßenbesprengung während der Sommermonate Dünste zum Ohnmmächtigwerden verursacht. Und ist es unter diesen Umständen ein Wunder, daß die Bevölkerung die abgelegneren Straßen, namentlich die Umgebung der Stadtmauer, in ungeniertester Weise als Bedürfnisanstalten benutzt und sämtlichen Unrat des Hauses, die Küchenabfälle und noch viel schlimmere Dinge einfach auf die Gassen schüttet? Und dabei sind noch Spuren einer ehemaligen Wasserleitung vorhanden, die aller-



Konferenzzimmer im Tsungli-Yamen.

Deutsches Seesoldaten-Detachement auf Besuch im deutschen Gesandtschaftsgebäude zu Peking.

dings seit einem halben Jahrtausend versiegt sein mag! Zum Glück treiben sich Hunde und Schweine in Massen auf den Straßen herum und üben eine Art Sanitätspolizei aus, sonst würde China in der Wirklichkeit in seinem eigenen Schmutze umkommen. Man sieht also auch hier, daß ein Stillstand in der Kultur nicht möglich ist; es giebt eben nur ein bergauf und ein bergab! —

Die sechszehn Stadtthore führen alle recht poetische Namen. Man unterscheidet eine „östliche Bequemlichkeit" und eine „westliche Bequemlichkeit", eine „Niederlassung des Friedens" und ein „Räuberbesänftigungs-Thor", eine „Bekanntmachung gerechter Grundsätze", eine „Siegreiche Tugend", eine „Ewige Niederlassung" u. s. w. Mit Ausnahme des Hauptthores werden sie alle bei Sonnenuntergang geschlossen und erst bei Sonnenaufgang wieder geöffnet, sodaß das ohnehin schon lebensgefährliche Gedränge durch dieselben kurz vor Thoresschluß einen geradezu unheimlichen Charakter annimmt, von dem sich derjenige, der es nicht mit eigenen Augen gesehen hat, keine Vorstellung machen kann. — Auch die Straßennamen sind so buntscheckig wie möglich ausgesucht. Die hauptsächlichsten, durch ihre Breite und den Glanz ihrer Läden sich auszeichnenden Geschäftsstraßen führen Namen wie „Fischaugenstraße", „Straße zum großen Fuß", „Straße des Glücks", „Theestraße", „Ochsenhornstraße", „Bücherstraße", „Schumacherstraße" u. s. w.

Ihr hauptsächlichstes Gepräge und ihren eigentlichen Reiz erhalten die chinesischen Städte durch die „Pai-leous", zehn bis zwölf Meter hohe, meist dreiteilige thorartige Bogen, welche zur Erinnerung für „tugendhafte Tote" errichtet sind. Man sieht sie allenthalben: auf den Mittelwegen der breitesten Straßen ebenso, wie in den engsten Gassen. Gewöhnlich bestehen sie aus vier runden Stangen, die oben durch geschnitztes, bunt bemaltes und lackiertes Holzwerk verbunden sind und auf Füllungen den Namen des Verstorbenen tragen und seine Verdienste aufzählen; es giebt aber auch kostbare Bogen aus Stein und selbst aus Marmor. Die Sitte, solche Denkmäler zu setzen, hängt mit der bereits erwähnten Pietät für die Verstorbenen zusammen, und sie werden nicht nur Mandarinen, Generalen und Litteraten errichtet, sondern auch einfachen Bürgern, sowie tugendhaften Müttern und Ehefrauen. Die Aufstellung eines solchen Ehrenbogens ist nicht nur ein Ereignis für die Verwandten, sondern ein Fest für das ganze Stadtviertel, und die offizielle „Pekingzeitung" giebt stets von der Errichtung eines solchen Denkmals, gleichviel in welchem kleinen Städtchen sie erfolgt, genaue Nachricht.

Eine andere chinesische Eigentümlichkeit sind die nie fehlenden dicken Stadtmauern und die starken Thore. Die Pekinger Mauern haben einen Umfang von mehr als 32 Kilometer, eine Höhe von 15 bis 20 Meter und eine Breite von zum Teil 6, zum Teil 12 bis 15 Meter, damit im Bedarfsfalle Regimenter auf denselben einander ausweichen können. Den Chinesen ist für gewöhnlich ihr Betreten untersagt, sodaß man stundenlang einsam auf denselben herumwandern kann — ein Spaziergang, der allerdings nur bei den Thoren und an einigen wenigen Stellen Interessantes bietet. Wie alles andere in China befinden sich auch die Wälle in traurigem Zustande. Die hohen dreistöckigen Wachttürme oberhalb der Thore werden nicht mehr bewacht, sondern stehen leer und die Kanonenmündungen, die aus ihren zahllosen Schießscharten hervorlugen, können keinen Schaden anrichten, sondern sind — auf Holz gemalt!

Sehr interessant ist ein Spaziergang durch die Geschäftsstraßen. Peking ist berühmt durch seine Porzellan-, Elfenbein-, Holzschnitz- und Jadearbeiten, aber der Fremde wird lange herumwandern müssen, bis er wirklich alte und schöne Erzeugnisse dieser Industrien findet. Schon seit mehr als hundert Jahren ist das chinesische Handwerk zurückgegangen und die eingeborenen Kunsthändler wissen das sehr wohl. Für gediegene Altertümer haben sie in den Gesandtschaften und Konsulaten, in Rußland und in den Hafenstädten feste Abnehmer, die ihnen sehr hohe Preise bewilligen. Wenn der vorübergehende Besucher daher ein wirklicher Kenner ist, wird er wertvolle Stücke nur zu exorbitanten Preisen erwerben können; dem gewöhnlichen Reisenden sucht der chinesische Kaufmann aber Durchschnittswaren zu übermäßig hohem Preise aufzuhängen. Der Fremde wird daher gut thun, nicht mehr als ein Drittel des geforderten Preises zu bieten und dabei zu beharren. Er darf sicher sein, daß der Chinese sich am nächsten Morgen bei ihm einstellt und den gewünschten Gegenstand etwas billiger anbietet. Er geht fort, um am folgenden Tage wiederzukommen und erscheint eine Woche lang täglich, bis endlich der Handel abgeschlossen ist. — Seinen Landsleuten gegenüber versucht der Chinese solche Kunststücke nicht; dort ist es ihm hauptsächlich darum zu thun, bares Geld zu erhalten. Inschriften wie „Durch Schaden gewitzigt borge ich von heute an nicht mehr!“ „Bei vielem Reden und geringem Verkauf macht man schlechte Geschäfte!“ oder „Vielleicht morgen werde ich borgen!“ liest man allenthalben, aber andererseits sind auch Firmen wie „Zum billigen Hutmacher“ oder „Zur billigen Rechnung“ durchaus nichts Ungewöhnliches.

Das Wirtshaus- und Gasthofwesen bietet ebenfalls manche interessante Erscheinung. In einzelnen Straßen ist, gerade wie in Berlin, jedes fünfte Haus eine Kneipe, wozu hauptsächlich die große Ausdehnung der Stadt beiträgt. Die Ladenbesitzer der Hauptstraßen wohnen gewöhnlich in einem anderen Stadtviertel, und da es für sie zu zeitraubend wäre, zum Essen nach Hause zu gehen, begeben sie sich mit ihrer ganzen Familie in ein benachbartes Restaurant. Für die Hausdiener und Laufburschen giebt es aber allenthalben Garküchen auf

Eingang zur Sommerresidenz der deutschen Gesandtschaft in Tachiaosze.

offener Straße. Auf einem kleinen Herd steht ein großer Kessel, in dem eine Suppe brodelt, in der allerhand kleingeschnittene Fleischstücken, Reis, Wurst, Gedärme, Leber und Gemüse schwimmen und welche einen durchdringenden Knoblauchduft verbreitet. Der Kunde tritt heran, zahlt einige Cash und hat nun das Recht, mit seinem Löffel in den Kessel zu fahren und solange zu essen, bis er gesättigt ist. In ähnlich kommunistischer Weise regelt sich auch das Herbergswesen für das Proletariat. Der Eintretende giebt dem Wirt einige Cash und legt sich auf

das Strohlager. Ist das Haus voll, so läßt der Wirt zum Schutze gegen die Kälte (im Sommer wohnen die Leute natürlich bei „Mutter Grün") eine große viereckige Decke von oben herab und nun muß jeder suchen, eines der eingeschnittenen Löcher zu erhaschen, damit er atmen kann. Daß dieses Gesindel natürlich zu Schandthaten jederzeit bereit ist und daß die Polizei sehr viel zu thun hat, läßt sich denken; wir werden aber erst an anderer Stelle näher auf dieses Thema eingehen.

Eine Straßenbeleuchtung in unserem Sinne giebt es nicht. In den Hauptstraßen genügt das aus den Läden dringende Licht vollkommen, um den Weg zu beleuchten, aber in den Nebenstraßen muß jeder für sich selbst sorgen, zu welchem Zwecke man eine der bei uns so bekannt gewordenen Papierlaternen in der Hand trägt, die allerdings nur wenige Schritte leuchten und bei den zahllosen Unebenheiten des Weges dem Träger oft genug zu einer unvermuteten Berührung des Erdbodens verhelfen. Da auch alle Läden, Theestuben, Tempel, Theater und Privathäuser ausschließlich auf diese Beleuchtung angewiesen sind, so gehört die Laternenindustrie zu den ausgebreitetsten Gewerben Chinas. Der Laternenmacher zählt zur Kaste der Maler, und es giebt manchen unter ihnen, der sich für einen Künstler ersten Ranges hält. Es ist ja bekannt, daß es außer den gewöhnlichen Laternen von schlechtestem Papier und rohgestrichenem Holz auch solche von feinem, sehr durchsichtigen Papier und lackiertem Holz mit allerlei Troddeln und sonstigem Aufputz giebt; die wohlhabenden Chinesen benutzen aber Laternen, deren Seiten aus fein-bemalten Seidenstücken bestehen und deren Gestell überaus zierlich aus Elfenbein geschnitzt ist.

Drei Diebinnen.

Alljährlich im März erhält Peking noch dadurch eine besondere Wichtigkeit, daß dort acht- bis zwölftausend junge Leute aus allen Teilen des Reiches zusammenströmen, um ihr drittes, beziehungsweise viertes Examen zu machen. Sie werden in der Prüfungshalle in

lauter kleinen, dicht nebeneinanderliegenden Zimmerchen untergebracht, deren Dächer sich als lange Linien in der Mitte des farbigen Bildes erkennen lassen, das die Leser als Beigabe zum zweiten Hefte erhielten. Man sieht es den Prüflingen an, daß sie den verschiedensten Bevölkerungsschichten und den verschiedensten Gegenden entstammen; einige tragen ärmliche bäuerische Kleider, und ihr ganzes Hab und Gut besteht in einem kleinen schmierigen Bündel; andere erscheinen in kostbaren Pelzen und haben eine ziemliche Menge von Gepäckstücken bei sich. Eins aber haben fast alle gemeinsam, nämlich eine mächtige Brille auf der Nase. So leicht wird es den Prüflingen jedoch nicht gemacht, denn von vierzig Examinanden besteht durchschnittlich nur einer die Prüfung und dieser muß noch jahrelang warten, bis er endlich die erhoffte staatliche Anstellung erlangt. Eine Auszeichnung wird denen, welche die dritte Prüfung bestanden haben, allerdings sofort zu teil: sie werden dem Kaiser vorgestellt und ihr Name wird durch die offizielle „Pekingzeitung" bekannt gemacht.

Ganz in der Nähe der Prüfungshallen befindet sich noch eine andere Sehenswürdigkeit Pekings, das Observatorium. Es ist im dreizehnten Jahrhundert angelegt und ursprünglich durch persische Astronomen geleitet worden. Die Aufgabe der Astronomen bestand damals — in Asien so gut wie in Europa — viel weniger darin, den Gang der Gestirne zu berechnen, als aus der Konstellation derselben das Schicksal des einzelnen Menschen, namentlich hochgestellter Personen, zu berechnen, und man kann sich daher denken, welche Bedeutung der Kalender für ein so abergläubisches Volk wie die Chinesen hatte und heute noch hat. Diesen Umstand machte sich der aus Köln gebürtige Jesuit Adam Schall, der sich mit astronomischen Studien beschäftigt hatte und in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts nach China gereist war, zu Nutze. Durch Kopernikus, dem Tycho de Brahe und Kepler folgten, war kurz vorher in Europa die astronomische Wissenschaft in neue Bahnen geleitet und ein verbesserter Kalender ausgearbeitet worden. Schall wies dem ersten Kaiser der Mandschu-Dynastie, Schunt-schi, nach, daß die persischen Astronomen keine Sonnenfinsternis richtig zu berechnen vermöchten und der Kaiser jagte infolgedessen die Perser fort und ernannte Schall, indem er ihn gleichzeitig zur Würde eines Mandarins erster Klasse erhob, zum Präsidenten des astronomischen Rates. Dieser Schritt hatte auch insofern große Bedeutung, weil damit den Jesuiten und ihren Bekehrungsversuchen Thür und Thor geöffnet war. Die astro-

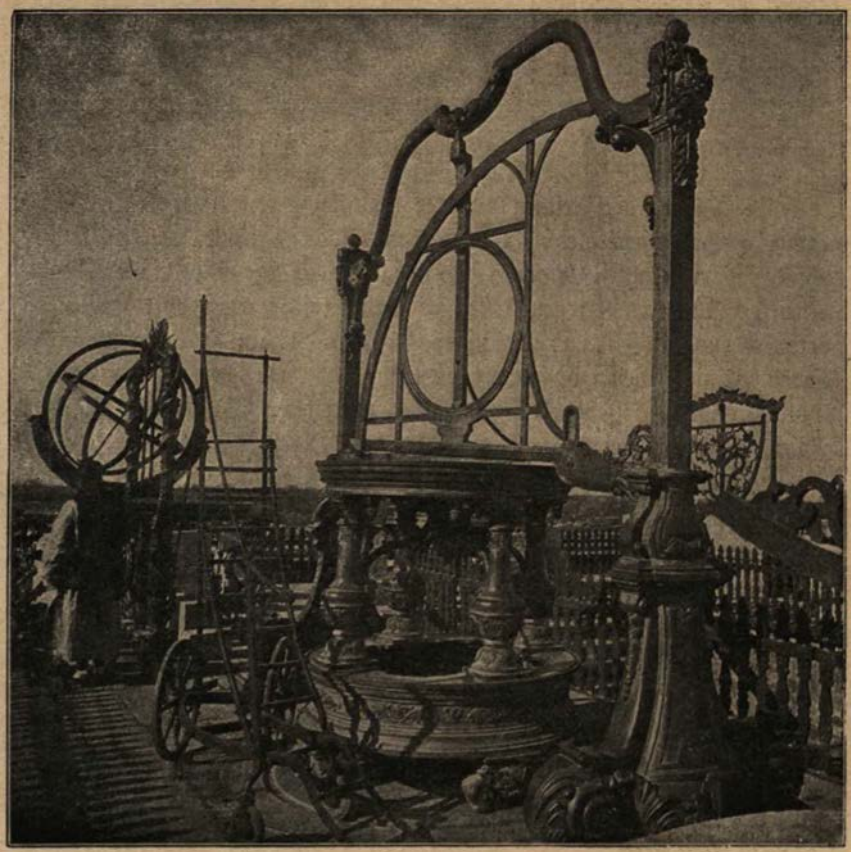
nomischen Instrumente, die teils schon vorhanden waren, teils damals und auch noch später hinzugefügt wurden, sind aus dem vorzüglichsten Material von chinesischen Arbeitern angefertigt worden und stehen, ohne wesentlichen Schaden genommen zu haben, seit Jahrhunderten unter freiem Himmel auf der Plattform des Turmes. Seit mehr als hundert Jahren kümmert sich niemand mehr darum; nur noch Fremde steigen die halsbrecherischen Stufen hinauf, um die schöne Arbeit zu bewundern. So ist auch dieses Gebäude, wie alles, was wir bisher kennen gelernt haben, ein neuer Beweis für den unaufhaltsamen Rückgang von Kultur und Zivilisation im chinesischen Reich.

Tempel und Paläste in Peking.

Die Häuser der Reichen und die Paläste (Yamen) der hohen Beamten machen einen gleich kümmerlichen Eindruck. Die ersteren sind absichtlich mit kahlen Mauern umgeben, damit der Glanz nicht den Neid der Ärmeren erregen soll; die anderen sind mehr oder weniger verfallen und lassen im günstigsten Falle noch den früheren Glanz ahnen. Einige Diener in schmutzigen und zerlumpten Livreeen, ein paar Soldaten mit zerrissenen Uniformen und verrosteten Waffen, ein Palissadenverhau, ein gemalter Drache über dem Hauptthor, ein oder zwei Fahnenstangen sind die Kennzeichen der Paläste, die der Europäer kaum bemerken würde, wenn sich nicht vor der Thür stets Scharen von Bittstellern aufhielten. Selbst das Tsungli-Yamen, das auswärtige Amt, in dem alle fremden Diplomaten verkehren, ist nur ein sehr bescheidenes Gebäude. Es liegt im Osten der Stadt, etwa zwei Kilometer von der Gesandtschaftsstraße entfernt. Man gelangt durch eine bunte Ehrenpforte zu dem niederen Haupteingang und durch diesen in einen kleinen Garten. In der Mitte desselben befindet sich ein von künstlichen Grotten umgebener hölzerner Pavillon, der einen einzigen überaus einfachen Raum enthält, in dem die Konferenzen stattfinden.

Die Tempel, deren Zahl sich auf mehrere tausend beläuft, sind größtenteils halb oder ganz zerfallen, aber selbst in denjenigen, die sich noch in leidlichem Zustande befinden, ist von Andächtigen nur wenig zu sehen. Glaubt der Chinese, höhere Hilfe nötig zu haben, so begiebt er sich mit einem Teller Schweinebraten, geröstetem Fisch, gekochtem Gemüse oder mit Kuchen, Konfekt oder Tabak zu einer in seinem Stadtviertel belegenen Pagode und setzt seine Gabe auf den Altar nieder, der vor dem grinsenden dickbäuchigen Götzen aufgestellt ist, und geht dann seiner Wege. Natürlich verzehrt nicht der Götze die Opfergaben.

sondern die Priester lassen sich dieselben wohlschmecken und bieten auch Fremden höflich an, sich daran gütlich zu thun. Nimmt das Ansehen der Pagode ab, werden ihr nicht mehr so viele Leckerbissen geboten, dann muß sich die Zahl der Priester notgedrungen verringern, und bald beginnt das Unkraut üppig aus den geborstenen, grünglasierten Ziegeln zu sprießen. Einzelne zeigen noch jetzt eine überaus reiche

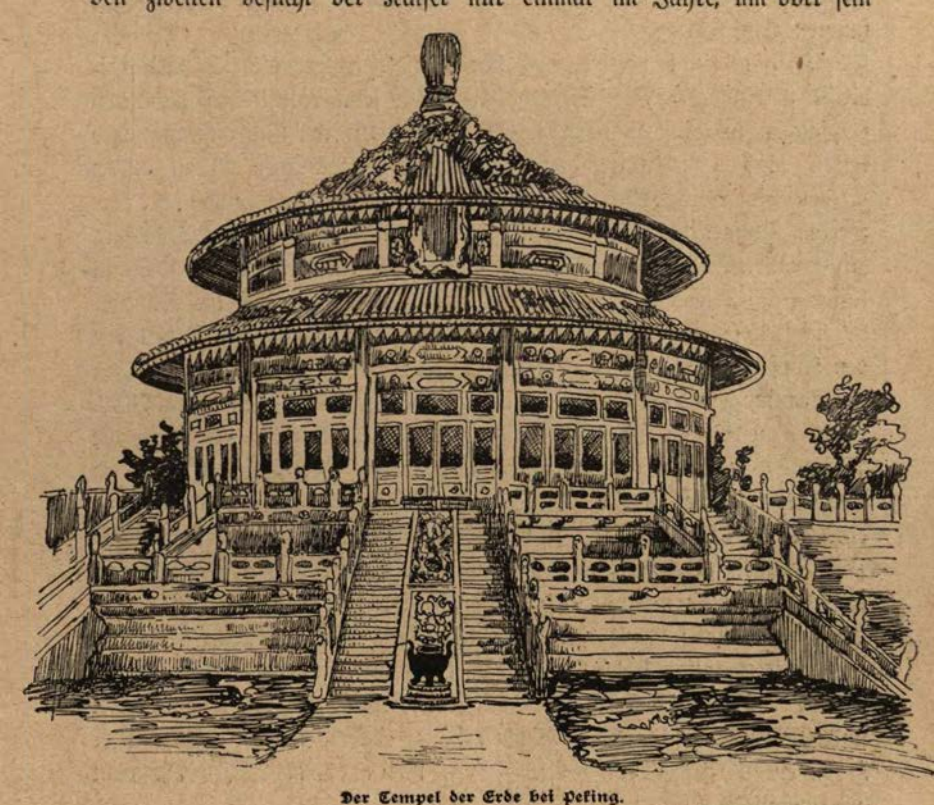


Das Observatorium in Peking.

Ausstattung an Marmor und Gold, doch giebt es wohl kaum eine einzige, die nicht von vergangenen „besseren" Zeiten zu erzählen wüßte.

Das Betreten des vorher erwähnten, am Hauptthor belegenen „Tempels des Ackerbaus" und des ihm gegenüberliegenden „Tempels des Himmels" war Fremden und Frauen früher ebenso verboten wie heute, aber, während in den letzten fünfzehn oder zwanzig Jahren wohl kaum

noch ein Fremder hineingelangt ist, war vordem der Eintritt mit Hilfe eines reichlich bemessenen Trinkgeldes nicht ganz unmöglich. Beide Tempel sind von einem Zedernhain umgeben und geräumiger als die meisten anderen gottesdienstlichen Gebäude in China. In dem ersteren zieht der Kaiser alljährlich am 8. November eine Furche mit dem Pfluge, wie sich die Leser aus Schillers „Turandot" erinnern werden, den zweiten besucht der Kaiser nur einmal im Jahre, um dort sein



Der Tempel der Erde bei Peking.

Gebet zu verrichten. Niemand sonst darf in dem Tempel des Himmels sein Knie vor der Gottheit beugen. Hören wir deswegen, was einer der wenigen Glücklichen, dem es gelang in dieses Heiligtum einzudringen, der vormalige österreichische Botschafter Freiherr von Hübner, über dasselbe berichtet:

Um hineinzugelangen, ist ein Zusammenwirken von List, Gewalt und Geld notwendig. Das Thor — ein glücklicher Zufall — stand

offen. Dem Rate eines unserer europäischen Führer folgend, thun wir, als wollten wir an dem Tempel vorbeireiten. Unser Freund sprengt aber an die Wächter heran, die ihn unter großem Geschrei aufzuhalten suchen, durchbricht das Häuflein und dringt glücklich in den Vorhof. Wir folgen seinem Beispiel mit gleich günstigem Erfolge. Er entdeckt mit seinen Luchsaugen eine andere offenstehende Pforte. Wir geben die Sporen und befinden uns einige Augenblicke später in der zweiten inneren Einfriedung.

Hier umringt uns eine Schar von Knechten, die den Wächterdienst verrichten. Die Kerle sehen nicht sehr reputierlich aus und empfangen uns mit wildem Gejohle. Ihre Livreen sind abgenutzt und lassen auch im Punkte der Reinlichkeit zu wünschen übrig. Nun werden die Verhandlungen eröffnet; eine gute Gelegenheit für die Herren Dolmetsche, ihre Sprachkenntnisse und diplomatische Begabung zu bewähren. Alsbald stimmen die Chinesen den Ton herab. Dann lassen sie, als ein Zeichen des Respekts, ihren Zopf auf die Schulter herabfallen (Leute aus dem Volke tragen ihn während der Arbeit um den Kopf gewickelt). Noch ein kurzer Ideenaustausch, und die zornigen Mienen machen freundlichem Grinsen und Ehrfurchtsbezeigungen Platz. Kurz, man versteht sich. Es handelt sich darum, annäherungsweise die Anzahl Bambusstreiche zu berechnen, welche die Wächter erhalten werden, weil sie fremde Teufel zuließen, und hienach das ihnen zu entrichtende Schmerzensgeld zu bemessen. Nachdem dies zur beiderseitigen Zufriedenheit geschehen, läßt man uns ein. Nur werden wir gebeten, nichts zu zerstören und fortzutragen, denn sonst gäbe es nicht nur Bambusstreiche, sondern auch abgeschnittene Hälse, und „Ihr begreift", sagt man uns mit kläglicher Miene, „das ginge über den Spaß".

Der Tempel des Himmels mit seinem Park und den von Mauern und Gräbern umschlossenen Höfen mißt zwei Meilen im Umfang. Der Hain, ein wirklicher Wald von Zedern und anderem Nadelholz, sieht ganz verwildert aus.

Das vorzüglichste Gebäude darin ist das Heiligtum der Jahresopfer, erbaut um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Auf einer kreisrunden Terrasse erhebt sich, von drei konzentrischen Marmorgeländern umgeben, der gleichfalls kreisrunde, eigentlich polygone Tempel. Ein phantastisch geschnitztes, mit blauem Glasemail geziertes Holzgitter vertritt die Wände. Die drei übereinandergestellten Dächer, in Gestalt ebenso vieler Sonnenschirme, sind mit blauen Ziegeln gedeckt. Ein seltsamer Bau: zugleich elegant und fratzenhaft, künstlich und roh, das

Auge verletzend durch die bizarren Kreuzungen der Linien, und es wieder beruhigend durch den sanften Einklang der Farben. Wie schön verschmelzen das Weiß der Marmorbalustraden, das Schwarzbraun der durchbrochenen Holzwände, das Dunkelblau des Glasemails und der Ziegel! Aus einer gewissen Entfernung betrachtet, erzeugen die fliehenden Kurven der Balustraden in ihrem Zusammenstoße mit den sich ihnen scheinbar nähernden Kurven der drei Sonnenschirme eine eigentümliche, unbeschreibliche Wirkung. Man ist geneigt, die Erfindungsgabe, die Phantasie des Architekten zu bewundern. Aber nicht ihm gebührt das Verdienst dieser seltsamen Effekte, sondern die großen Dimensionen des Gebäudes und die Gesetze der Optik haben sie hervorgebracht; die chinesische Einbildungskraft hat nichts dazu gethan.

Keinem Sterblichen ist das Innere zugänglich; nur der Kaiser, die Prinzen von Geblüt und sein Gefolge dürfen es betreten; riesige Schlösser verwahren den Eingang des Heiligtums. Glücklicherweise haben es die Wächter nicht der Mühe wert gefunden, uns zu begleiten. Sicher der Stockstreiche, die ihrer harren und sicher auch unserer Tael, von denen sie bereits eine Anzahl als Darangabe eingesteckt haben, gestatten sie uns, im Tempel des Himmels nach Belieben zu schalten. Wir untersuchen also die Schlösser, und eins hat die Gefälligkeit sich zu öffnen. Indem ich dies niederschreibe, fühle ich die Schamröte auf meinen Wangen; aber die That ist geschehen und wir treten in das Innere.

Vier Holzsäulen, reichlich mit Schnitzwerk und Malerei ausgestattet, oben verbunden durch vier ähnlich gearbeitete Querbalken, tragen eine mit Pilastern geschmückte Gallerie, auf welcher eine Kuppel ruht. Diese ist, soweit ich es bei dem schwachen Lichte zu beobachten vermochte, nur wenig gewölbt und, wie die Säulen und Pilaster, mit Lack und Schnitzwerk bedeckt. Es ist die einzige Kuppel, die ich in China sah. Erst hier, mit Hilfe des Gegensatzes zwischen dem Dunkel im Innern und der äußern Tageshelle, vermochten wir die Schönheit und Abwechslung des Gitterwerkes zu bewundern, welches, wie oben gesagt, die Mauern des Tempels ersetzt und, von hier gesehen, einem Spinnengewebe gleicht. Kein Götzenbild, nichts was daran erinnert, daß dieser Ort dem Gebete gewidmet sei. Es ist ein prachtvoller Kiosk, würdig der Zusammenkunft zwischen dem Gebieter des Himmels und dem Gebieter der Welt.

In geringer Entfernung von dem Tempel erhebt sich ein offener Altar, auf welchem die Jahresopfer dargebracht werden; eine kreis-

runde Plattform von weißem Marmor, dreißig Fuß hoch und aus drei Terrassen zusammengesetzt, welche im Durchmesser hundertzwanzig, neunzig und sechzig Fuß messen. Hier wie in allen andern Gebäuden dieses Tempels herrscht die Dreizahl. Die Absätze der Treppe bestehen aus drei, neun, zwölf Staffeln, immer ein Ergebnis der Multiplikation mit drei. Ebenso verhält es sich mit allen anderen Elementen dieser Gebäude, wie den Steinplatten des Pflasters, den Geländern der Gallerieen und sofort. (Im Tempel der Erde, der außerhalb der nördlichen Stadtmauer liegt, bildet zwei die Grundzahl. Gottesgelehrtheit und Geometrie wirken hier zusammen; aber den mystischen Sinn konnte mir niemand erklären.)

In den Küchen sahen wir die großen Kessel, in welchen das Fleisch der Opfertiere gekocht wird. Ein langer geräumiger Korridor verbindet sie mit der Tempelhalle. An einer anderen Stelle des Haines befinden sich die Gebäude, in denen der Kaiser, die Prinzen und die Hofwürdenträger absteigen. Alle diese Baulichkeiten sind, abgesehen von den dicken Staubschichten, in gutem Zustande. Man erklärt die Vernachlässigung durch die Minderjährigkeit des Kaisers, der die Heiligtümer außerhalb des Palastes noch nicht besucht hat. —

Die Ehrenpforte vor dem Tsungli-Yamen.

Fast noch berühmter als die beiden bisher genannten sind die am entgegengesetzten Ende der Stadt belegenen Tempel des Konfuzius und das Lama-Kloster.

Der Besuch des Konfuziustempels (richtiger gesagt wäre: Gedächtnishalle des Konfuzius) ist bisher den Fremden noch nicht erschwert worden. Das Gebäude zeigt etwa dieselben Lichtwirkungen wie der Tempel des Himmels. In seinem Innern herrscht Dämmerung,

da das Tageslicht nur durch das geschnitzte Holzgitter eindringen kann und diese Dunkelheit wird durch die rotgefärbten Wände, Säulen und Altäre nur erhöht. Die Decke und die Holzverbindungen sind in grün-goldigem Tone gehalten, der etwa der Farbe der großen bronzenen Opfergeräte entspricht. Es ist eine ziemliche Pracht entfaltet, aber sie hat nichts Belebendes in sich, und der fröstelnde Eindruck wird noch durch die in Nischen eingelassenen, verstaubten Steintafeln vermehrt, die dem Philosophen und seinen hervorragendsten Schülern zum Gedächtnis errichtet sind. Auch der Vorhof mit seinen melancholischen Zypressen, deren Zweige künstlich niedergedrückt sind, verstärkt den Ernst des Eindrucks, und selbst die gelben Dachziegel auf dem Tempel und den ihn umgebenden Hallen und Tempelchen, welche teils Namentafeln, teils große Steinschildkröten als Symbol langen Lebens und unvergänglicher Kraft enthalten, vermögen dem Ganzen kein wärmeres Kolorit zu verleihen.

Der Eingang zum Tsungli-Yamen.

In Verbindung mit dem Tempel steht die „Halle der Klassiker". Sie besteht aus einem Viereck, das von gelbgedeckten Gallerieen eingefaßt ist, in denen auf einigen hundert schwarzen Marmorplatten sämtliche Werke des Konfuzius, sowie andere klassische Werke zum Studium der Gelehrten aufgestellt sind. In der Mitte steht ein Pavillon, der unter der Regierung Kien-lungs (1736—1796) erbaut ist und in dem alle zehn Jahre einmal der chinesische Kaiser erscheint, um sich einige Bruchstücke der Klassiker vorlesen zu lassen. Man kann sich nach allem, was wir bisher gesagt haben, zur Genüge denken, wie schmutzig infolge des so seltenen hohen Besuchs das Innere dieses Pavillons aussieht. Eigentlich ist dies schade, denn die Anlage ist

nicht nur kostbar, sondern auch gar nicht übel. Der Pavillon ist von einem Graben umgeben, dessen Wände mit weißen Marmorplatten ausgemauert sind und über den mehrere weiße Marmorbrücken mit reichem, durchbrochenem Geländer führen. Über dem Eingange des Hauses ist die blaue Kaisertafel mit Goldschrift angebracht und in der Mitte des Raumes befindet sich der reichgeschnitzte hölzerne Sitz für den Monarchen mit rotem Anstrich und starker Vergoldung. Die Wände bestehen, wie immer, aus durchbrochenem Holzgitter, und mächtige rotgestrichene Säulen tragen das weitvorspringende gelbe Dach, das mit großen vergoldeten Kugeln und Drachen geschmückt ist. Auf dem Vorhof befindet sich noch ein hübscher dreiteiliger Ehrenbogen zum Gedächtnis des Erbauers, dessen Marmorsockel mit Drachen- und Schlangenornamenten versehen, während der Oberteil aus gelbem, grünem und rotem Porzellan gebildet ist. —

Neben diesen der Philosophie gewidmeten Gebäuden liegt, nur durch die Straße getrennt, der berühmte Lama-Tempel Yung-ho-kung, das Heiligtum Buddhas. Heute ist er für Ungläubige streng verschlossen, und so soll zunächst wieder der Bericht des Freiherrn von Hübner aushelfen, dem es in einer noch weniger hyperorthodoxen Zeit nicht schwer fiel, in die geheiligten Räume zu gelangen.

Die Bonzen, sämtlich Mongolen, halten in einer Halle ihren Gottesdienst. Priester, Novizen, Akolythen, alle mit gelben Leibröcken und gelben Mänteln bekleidet, alle mit vollkommen rasierten Schädeln, kauern auf niedern Bänken und singen im Chor. Was ihre Gesichter anbelangt, so sah ich niemals dümmere und geistreichere. Abgemagerte Gestalten, durch Fasten gänzlich erschöpfte Naturen, einige mit Zügen, welche die Askese veredelt hatte, andere, die wie vertiert vor sich hinstarrten. Daneben Jünglinge voll Gesundheit und Leben sowie kleine Knaben mit spitzbübischen Augen, die wie brennende Kohlen funkelten. Im Chorgesang herrschen die näselnden Töne vor, aber zwei oder drei Baßstimmen würden in Wien oder Paris an der großen Oper ihr Glück machen. Die Scene, welche wir vor Augen hatten, erinnerte mich lebhaft an die großen Zeremonieen der katholischen Kirche.

Unweit der Halle befindet sich das Heiligtum Buddhas, ein dunkler, enger, aber sehr hoher Raum, den die kolossale Statue des Gottes ausfüllt. Um sie im einzelnen zu besehen, besonders um die breiten Schultern und die langen Arme der Gottheit in der Nähe zu bewundern, muß man auf einer Seitentreppe mehrere Stockwerke emporsteigen.

Neben dem Tempel hat Kaiser Yung-men für seine dreizehn Söhne ein mehr klösterliches als fürstliches Wohnhaus erbaut. Die Zimmer sind klein. Ein Korridor läuft an ihnen entlang; die Thüren sind vollkommen kreisrund; die Einzelheiten der Ornamentierung phantastisch und zuweilen sehr elegant und anmutig. Das Haus lehnt sich an die nördliche Stadtmauer. Durch ein Fenster blickend, weide ich mich mit immer neuem Vergnügen an dem Anblicke des düsteren, großartigen Gemäldes. —

Wir wollen diesem kurzen Berichte einen etwas ausführlicheren von Exner anhängen, dem es noch vor zehn Jahren, wenn auch unter wesentlich größeren Schwierigkeiten und nur mit Hilfe eines bedeutenden Trinkgeldes glückte, sich Eintritt zu verschaffen.

Die große Lamaserie beherbergt etwa 1300 Mönche jeder Altersklasse, vom sechsjährigen Knaben aufwärts bis zum weißhaarigen Greise. Dieselben stehen unter der Oberleitung eines Großlama, der den Titel „der lebende Buddha" führt und sind ihrer Nationalität nach mongolische Tataren. In Peking erfreuen sie sich keines guten Rufs; sie gelten für schmutzig, und ihr Lebenswandel wird als ein außerordentlich unmoralischer geschildert.

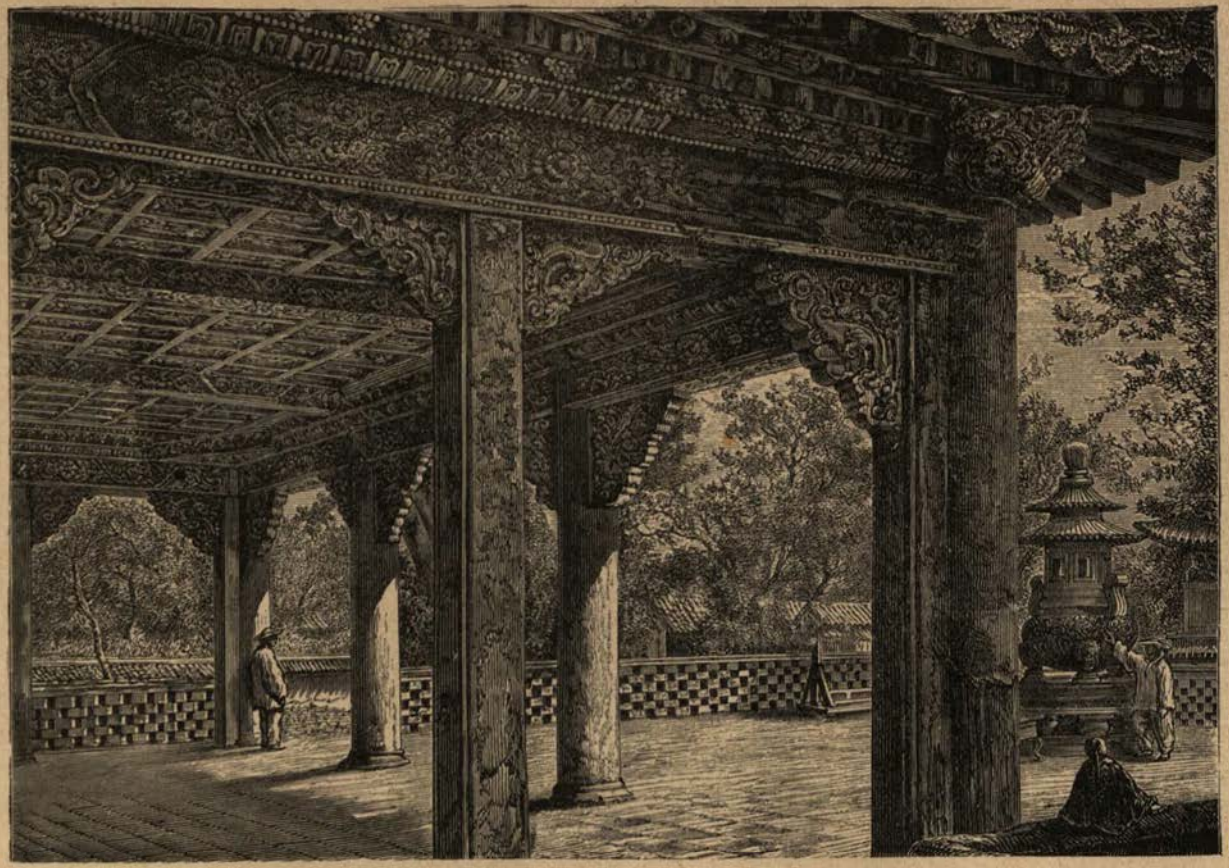
Wir durchschreiten das massive Klosterthor, das hinter uns wieder fest verriegelt wird, und betreten die weiten Parkanlagen des Klosters mit seinen vielen und weitläufig angelegten Tempeln, Hallen und Klosterräumen. Alles ist hier des Interessanten, für uns Neuen und Grotesken voll, von den glänzenden gelben Ziegeln des Daches angefangen bis herab zu dem gelben Teppich der großen Tempelhalle. Den Altar schmücken Vasen von feinster pekinesischer Emaille; die grotesk geformten Tempelleuchter und Weihrauchbrenner strömen betäubende Wohlgerüche aus und diese Düfte durchziehen wolkenartig den weiten Raum, um schließlich an dem gold und grün gemalten Plafond hängen zu bleiben. Lange schmale Rollen von Papier oder Seide, kunstvoll mit heiligen Sprüchen bemalt, zieren die Wände und tausende kleiner Buddhafiguren, aus Porzellan geformt, sind in die Mauern eingelassen.

Besonderer Verehrung unter den hier aufbewahrten Götzenbildern erfreut sich dasjenige Kwang-tis, eines hervorragenden Kriegers, der ungefähr zu Anfang der christlichen Ära gelebt haben soll und einige achthundert Jahre später, infolge seiner großen Verdienste, zum Kriegsgott avancierte. Nachdem dann angeblich durch seine Hilfe im Jahre 1835 die Regierungstruppen bei Nanking einen Sieg über die Taiping-

Rebellen davongetragen hatten, wurde der Gott auf Befehl des Kaisers Hien-feng in seinen Würden erhöht und auf gleichen Rang mit Konfuzius gestellt. So finden wir ihn denn heute in China von Buddhisten und Taoisten in gleicher Weise verehrt.

In der Haupttempelhalle, Fu-ku genannt, erblicken wir eine etwa siebzig Fuß hohe Buddhafigur aus bronzegefärbtem Holz, die aus einem einzigen Stücke bestehen soll; dann ersteigen wir eine Gallerie, die zwei nebeneinanderliegenden gewaltigen Hohlzylindern als Stützpunkt dient. Dieselben sind dick mit Staub und Schmutz bedeckt und stehen anscheinend nicht in Gebrauch; an gewissen Feiertagen indes strömen die Gläubigen in Mengen zu diesen Walzen, heften schmale mit Gebeten beschriebene Zettel auf dieselben, setzen die Zylinder in Drehung und das fabrikmäßige Massenbeten beginnt. Wir haben zwei große Gebetmühlen, „Tschuan", vor uns, zwei jener Religionsräder, deren sich die Buddhisten, insbesondere die Lamas bedienen, um das vorgeschriebene Gebet myriadenmal wiederholen zu können und solchergestalt die Wirkung desselben zu erhöhen. Derartige Betmaschinen existieren in den verschiedensten Größen, sowohl im Privatgebrauch, wie in oft gewaltigen Dimensionen in den Tempeln und Klöstern; auch gehört es nicht zu den Seltenheiten, daß man sie durch Wasserkraft oder Wind in Bewegung setzen läßt, in welchem Falle das Beten sich ohne weiteres Zuthun des gläubigen Lamaisten von selbst besorgt. Die aufgeschriebene Gebetformel ist immer die gleiche und lautet in tibetanischem Sanskrit „Om mani padme hum" (das Kleinod im Lotos. Amen). Das Gebet wird mittels Holztafeln auf Gebetblätter rot aufgedruckt und ist in jedem Zylinder in ungezählten Mengen vorhanden.

Buddhistischer Bonze.



Halle im grofsen Lama-Kloster zu Peking.

Wir hatten bei unserem Besuche der Lamaserie leider nicht Gelegenheit, einem Gottesdienste beizuwohnen, da die große Morgenandacht bei unserer Ankunft schon beendet war. Dieselbe pflegt bereits um 4 Uhr morgens zu beginnen, um welche Zeit mehr als hundert Matten zum Niederknieen für die Lamas im Tempel ausgebreitet werden. Die Mönche erscheinen in ihren gelben Gewändern und tragen eine helmartige, hohe Filzkappe von gleicher Farbe. Ihre roten Filzschuhe legen sie vor Betreten des Tempels ab. Der Großlama, in eine violettfarbene Robe gekleidet, eine gelbe Bischofsmütze auf dem Haupt und eine Art Bischofsstab in Händen haltend, nimmt seinen Platz unmittelbar vor dem Altar und der großen Buddhafigur auf einem reichvergoldeten Thron, vor welchem ein kleiner Teppich zum Niederknieen für ihn ausgebreitet liegt. Der Tempelraum ist in ein mystisches Dunkel gehüllt, aus welchem nur der Altar mit seinen zahlreichen Wachskerzen und seinen betäubenden Weihrauchwolken strahlend hervorleuchtet. Sobald durch Anschlagen des großen Gongs das Zeichen zum Beginn des Gottesdienstes gegeben ist, ertönt der monotone Gesang der Litaneien. Von Zeit zu Zeit verliest ein Lama Gebete, die auf einer seidenen Rolle niedergeschrieben sind; die übrigen Lamas begleiten ihn durch Nachmurmeln der Gebetformel; dann wieder rezitiert eine Anzahl der Mönche die Worte lauter und der Chor singt eine tiefe Baßbegleitung. Wieder markiert der Gong den Wechsel von Gebet zu Gesang, den ein ohrenbetäubender Lärm von Gongs, Tamtams, Muscheln und sonstigen lärmenden Instrumenten begleitet, dann plötzlich unheimliche, lautlose Stille, und nach einer Weile verlassen die Lamas den Tempel. Der Gottesdienst ist zu Ende. —

Die Kaiserliche Stadt.

Peking soll in altersgrauer Zeit, nämlich elf Jahrhunderte vor Christi Geburt, erbaut worden und unter dem Namen Tschungtu die Hauptstadt des Reiches der Kin gewesen sein. Dann bildete es unter verschiedenen Namen eine einfache Provinzialstadt von bald mehr, bald weniger Bedeutung, bis es 1215 durch den berühmten und berüchtigten Mongolenführer Dschengis-Kan erobert und zerstört wurde. Dessen Enkel, Koublai-Kan, begann es 1260 in seiner gegenwärtigen Gestalt wieder aufzubauen und nun führte es lange Zeit den Namen Kambalik und galt als eine der größten und schönsten Städte Asiens. 1420 wurde es zur nördlichen Hauptstadt Chinas erhoben und erhielt den Namen Pei-King (Nord-Residenz), und man begann die innere Stadt

ringsherum mit Wällen und Befestigungsmauern zu versehen, die eine Stärke von etwa 2 Meter, eine Höhe von annähernd 5 Meter und eine Länge von mehr als 10 Kilometer haben. Auf chinesischen Karten führt Peking den Namen Chun-tien-fu, während es im Volksmunde einfach King-cheng (Residenzstadt) genannt zu werden pflegt.

Im sechzehnten Jahrhundert wurden dann die starken Mauern hinzugefügt, welche die äußere Stadt umgeben, doch vermochten sie im Jahre 1644, als das Reich durch einen Einfall der Mandschuren schon geschwächt war, nicht, den Rebellen im eigenen Lande Widerstand zu leisten. Kaiser Tsung-cheng erhängte sich, nachdem sich die Kaiserin und ihre Tochter bereits vorher das Leben genommen hatten, an einem Akazienbaum in den kaiserlichen Gärten. Das war das Ende der Ming-Dynastie, die fast dreihundert Jahre auf dem chinesischen Throne gesessen und im allgemeinen zu dessen Vorteil regiert hatte. Als der chinesische Obergeneral Wusankuei, der mit seinem Heere gegen die Mandschu gezogen war, von der Einnahme Pekings durch die Aufrührer und dem Selbstmorde des Kaisers hörte, schloß er mit den Mandschu nicht nur Frieden, sondern auch ein Bündnis zur Niederwerfung der Rebellen. Als dieses Ziel erreicht war, setzten die fremden Eroberer den jungen Sohn ihres Anführers unter dem Namen Tschit-sut-schang (1644—1662) auf den chinesischen Thron, und dieser wurde der Ahne der noch jetzt herrschenden Mandschu- oder Tsing-Dynastie.

Seit jener Zeit schreibt sich die Trennung Pekings in zwei Hälften her: in den nördlichen, nur von Tataren und den südlichen, ausschließlich von Chinesen bewohnten Stadtteil. Zwei Jahrhunderte lang wurde die Trennung überaus scharf aufrecht erhalten, und Chinesen durften sich nur, wenn es ihr Geschäft erforderte, während des Tages im Nordteil aufhalten, mußten ihn aber unbedingt vor Sonnenuntergang verlassen. Erst das Eindringen der Europäer verwischte diese Unterschiede und führte beide Stämme einander näher, doch sind die Gegensätze noch keineswegs völlig überbrückt.

In der Mitte der Tatarenstadt und von einer besonderen Mauer umgeben, liegt also die „Kaiserliche Stadt", und in diese wiederum eingeschachtelt und durch eine sechs und einen halben Meter hohe Mauer und einen fast zwanzig Meter breiten Graben geschützt, die „Rote Stadt" oder „Purpurne Stadt".

Ursprünglich war das ganze riesige Terrain der „Kaiserlichen Stadt", Hwang-cheng, nur für den Hof, die Hofbeamten und die

höheren Staatsbeamten bestimmt, aber es haben im Laufe der Zeiten doch recht viele andere Leute dort ihren Wohnsitz aufschlagen dürfen, die keine andere Empfehlung für sich hatten als den Reichtum. Aber mit Geld kann man ja alles in der Welt erreichen, zumal in China, und so ist heute die Kaiserliche Stadt von einer recht beträchtlichen Einwohnerzahl bevölkert. Diese Volksmenge hat natürlich zahllose Bedürfnisse und zwar umsomehr, als sie sich dieselben nicht zu versagen braucht und dadurch hat sich, namentlich an der Ostseite, ein so lebhafter Verkehr entwickelt, wie er nur in den bedeutendsten Geschäfts-

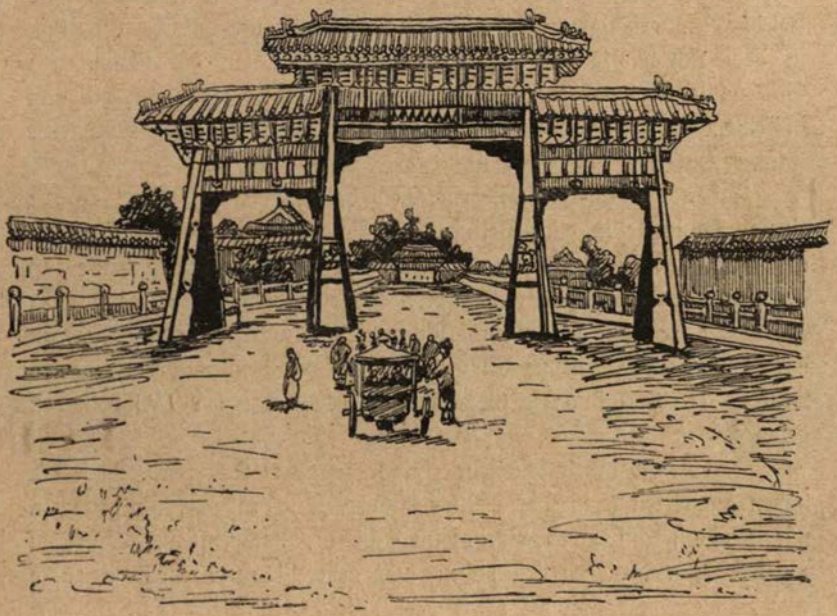
Lustfahrt der Hofgesellschaft in den Kaiserlichen Gärten Pekings.

straßen der äußeren Stadt zu finden ist. Man könnte mit einem modernen Ausdruck die Kaiserliche Stadt als „Villen-Viertel" bezeichnen; noch zutreffender wäre die jetzt allerdings auch längst aus Berlin verschwundene Bezeichnung „Geheimrats-Viertel". Aber obschon wir hier die prächtigsten Bauten der ganzen Stadt sehen, so macht sich doch der Verfall und der Schmutz nicht minder bemerkbar, als in irgend einem anderen Stadtteil.

Noch ein wenig mehr von den ursprünglichen Anlagen und ihrem Glanze macht sich an der Westseite bemerkbar. Dort liegen in aus-

gedehnten Parkanlagen drei künstliche Teiche, die zusammen über drei und einen halben Kilometer lang sind, und deren Oberfläche mit einer Fülle von Lotosblumen bedeckt ist. Über den mittelsten See führt eine kostspielige Marmorbrücke, an deren Zugängen sich dreiteilige Ehrenpforten erheben, zur Purpur-Stadt.

Überschreiten wir dieselbe, so treffen wir zunächst auf den „Kohlen-Hügel", den höchsten Punkt der Stadt, welcher etwa 70 Meter hoch ist und einen Umfang von mehr als einem Kilometer hat. Sein ganzes Innere, das äußerlich mit einer Sandschicht bedeckt ist, soll aus Kohlen



Ehrenbogen und Marmorbrücke in den Kaiserlichen Gärten.

bestehen, die zu dem Zwecke aufgeschüttet sind, damit es bei einer etwaigen Belagerung der Stadt nicht an Brennmaterial für den kaiserlichen Hof fehle. Es mag hier eingeschaltet werden, daß Peking unter dem 40. Breitengrade liegt und daß sein Klima mit demjenigen von Newyork sehr viel Übereinstimmung hat. Der Winter beginnt im November und erstreckt sich bis in den März. Das Thermometer fällt bis auf 20 Grad Celsius, und der Binnenverkehr auf dem Wasser stockt infolge der Eisverhältnisse mitunter drei Monate völlig. Der Eintritt des Frühlings ist ein ganz plötzlicher; im April ist es recht

heiß; im Mai toben Stürme und das Thermometer erreicht bis zu 35 Grad Wärme. Der Juni ist angenehm; Juli und August sind bei hoher Temperatur (bis zu 40 Grad) regnerisch; September und Oktober sind die angenehmsten Monate, die Tage sind nicht übermäßig heiß, die Nächte erfrischend.

Auf dem Kohlenhügel sind fünf Pavillons, die teils mit gelben (Kaiserfarbe), teils mit grünen (Kirchenfarbe), teils mit blauen (Regierungsfarbe) Ziegeln gedeckt sind, und in deren jedem sich eine Bildsäule Buddhas befindet. An der Nordostseite des Hügels steht eine in Ketten gelegte uralte Akazie — derselbe Baum, an dem sich Kaiser Tsung-cheng erhängte; am Fuße des Hügels liegt ein kleinerer Palast, in dem sich häufig der Kaiser aufhalten soll. In der Nähe, von Gartenanlagen umgeben, ist noch ein zweiter künstlicher Hügel, auf dem in einem marmornen Tempel eine aus glasiertem Thon hergestellte Statue Buddhas aufgestellt ist.

Schon der eben beschriebene Teil der Kaiserlichen Stadt — der einzige staubfreie in ganz Peking — ist für jedermann auf das strengste abgesperrt und höchstens einmal, während die Kaiserliche Familie sich auf ihrer Sommerresidenz befindet, unter unverhältnismäßig großen Schwierigkeiten zu besichtigen. Noch viel weniger ist es möglich, in das Innere der „Purpur-Stadt" zu dringen, denn nur ein einziges Mal — 1873 — sind die Gesandten in den vordersten Teil derselben gelangt.

Treten wir durch das sehr einfach gestaltete Südthor, „Thor der hohen Lauterkeit", in die „Purpurstadt", Tß-kin-cheng, so gelangen wir zunächst auf einen Vorhof und stehen, nachdem wir dann ein zweites Thor durchschritten haben, vor dem Palast T'-ae-ho-tien, in dem Audienzen, Empfänge der fremden Gesandten, Neujahrs- und Geburtstagsbeglückwünschungen des Kaisers stattfinden. Durch das Rückportal gelangt man in einen anderen Hof, der durch einen zweiten Palast, in welchem die religiösen Festlichkeiten abgehalten werden, seinen Abschluß findet. So liegen in gerader Linie hintereinander noch sechs Höfe, deren jeder zu einem besonderen Palaste führt, in dem Staatsratssitzungen, Familienfestlichkeiten u. s. w. abgehalten werden und deren drittletzter den Privatpalast des Kaisers bildet.

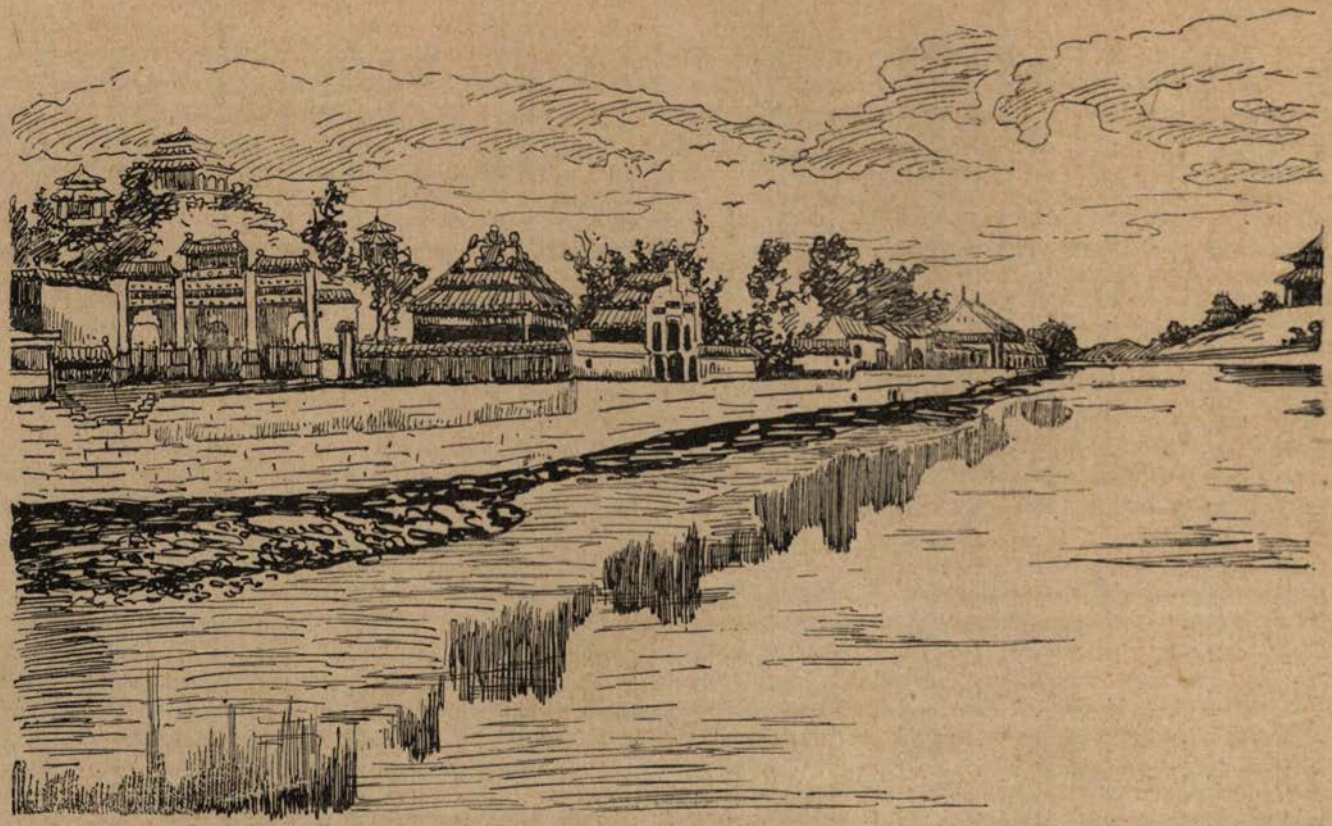
In diesem Palast Yang-Hsin-tin haben sämtliche Mitglieder der Tsing-Dynastie residiert. Die Mitte des Gebäudes bildet der Thronsaal, in den man vom Vorhof durch hohe holzgeschnitzte Thüren gelangt, die im Sommer durch seidene Vorhänge, im Winter durch ge-

stickte Damastteppiche verhängt sind. Schwere Teppiche bedecken den Boden; an den Wänden ringsherum sind zwei Fuß hohe Bänke aufgemauert, auf denen reiche Sitzkissen liegen; in der Mitte des Saales erhebt sich der Thronsessel von gelber Seide mit eingesticktem Drachen und dem Bilde des Phönix. Zu beiden Seiten des Saales liegen die Privatgemächer des Kaisers. Sie sind mit kostbaren Teppichen, Vorhängen, Möbeln, überaus wertvollen Erzeugnissen des einheimischen Kunstgewerbes und kostbaren Geschenken europäischer Monarchen geschmückt; die Wände sind lackiert, die Decken bunt eingelegt. In dem Schlafgemach steht eine große geschnitzte, mit Gold- und Elfenbeineinlagen verzierte Bettstelle, in welcher Tigerfelle die Matratze ersetzen, während die Decke reich mit Drachen bestickt ist.

Jeder Hof ist also nördlich und südlich durch einen Palast begrenzt, während ihn östlich und westlich Mauern einfassen, die mit Thoren versehen sind und Zugang zu den Palästen und sonstigen kaiserlichen Gebäuden gewähren, die links und rechts in großer Zahl vorgelagert sind. Da ist zunächst der Palast der Kaiserin-Mutter (Palast des Westens), derjenige der Kaiserin (Palast des Ostens) und mehrere Paläste für die Nebenfrauen, dann die Gebäude für die Eunuchen, Diener und Soldaten, welche zusammen zehntausend Köpfe betragen sollen, die Hofkasse, Proviantämter, Apotheke, Kleiderkammern, Schatzkammern, Theater, Krankenhäuser, Tempel, Wagenremisen, Stallungen und was sonst zum Hofstaat gehört. Den Zweck der einzelnen Gebäude läßt die Farbe der Dachziegel einigermaßen erkennen.

Das ist die „Welt", in der sich der Kaiser bewegt und die er nur verläßt, um sich nach der Sommerresidenz zu begeben oder in einem der vorbeschriebenen Tempel gewisse gottesdienstliche Verrichtungen vorzunehmen. Selbst den höchsten Beamten ist das Betreten der Purpur-Stadt nur gestattet, wenn sie dienstlich dorthin berufen worden sind; andere Unterthanen werden, falls man sie in den Gartenanlagen betrifft, mit mindestens hundert Bambushieben bestraft, findet man sie aber in einem der Häuser, ohne weiteres erdrosselt. Ja, es ist schon vorgekommen, daß man die gesamte Wache vom Oberbefehlshaber bis zum letzten Mann um einen Kopf kürzer gemacht hat, weil nicht ermittelt werden konnte, durch wessen Schuld ein Fremder in das Innere gelangte.

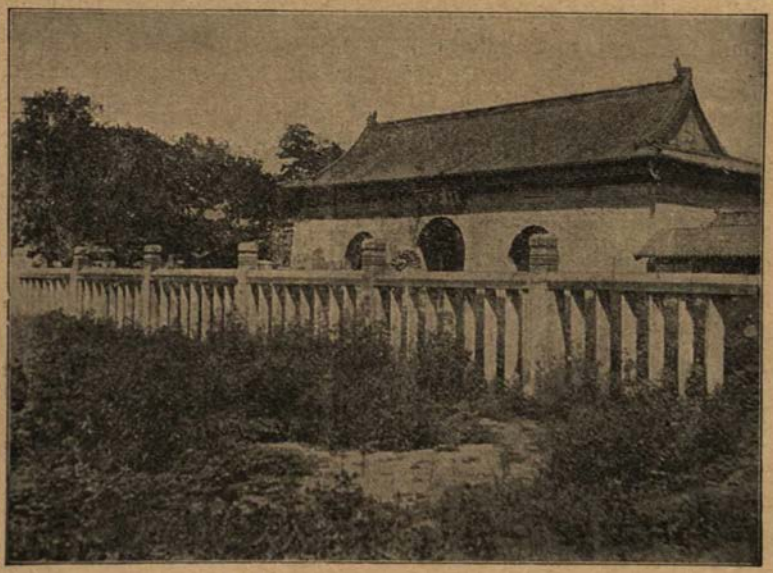
Das tägliche Leben des Kaisers verfließt nach einem genau vorgeschriebenen Schema. Etwaige Staatsratssitzungen und die täglichen Gebete und Opferungen finden am frühen Morgen statt; um 9 Uhr



Kohlenhügel und Pavillons in den Kaiserlichen Gärten zu Peking.

Ein Leichenzug vor den Thoren in Peking.

ist Frühstückszeit und dann hat der „Sohn des Himmels“ den Rest des Tages für sich. Dem Kaiser wird alles paarweis vorgesetzt, also zwei Fische, zwei Hühner u. s. w., und von den sechzehn Leibärzten haben immer zwei bei Tisch zugegen zu sein, um ihn zu ermahnen, daß er nicht zu viel essen und sich den Magen verderben möge. Billig wird ihm das Leben gerade nicht, denn das nur aus wenigen Gängen bestehende Frühstück wird ihm schon mit über tausend Mark auf Rechnung gesetzt, und der ganze Hofhalt verschlingt jährlich mehr als fünfzig Millionen Mark. Nachmittags um 5 Uhr findet die Haupt=



Geheimes Ausgangsthor aus den Kaiserlichen Gärten, durch welches vermutlich die Kaiserliche Familie am 15. August 1900 entflohen ist.

mahlzeit statt, die aus acht Gängen besteht, und nach ihr begiebt sich der Kaiser bald zur Ruhe. In der Zeit, die zwischen dem Frühstück und dem Abendessen liegt, kann der „Bruder der Sonne und des Mondes“ seine Frauen besuchen, in seinen Gartenanlagen spazieren gehen, ein Stündchen im Hoftheater zusehen, auf einem der Höfe reiten, mit dem Bogen schießen, ein Buch lesen, oder vielleicht der Abwechselung wegen auch einmal die Immediateingabe eines seiner Minister oder Generäle durchstudieren.

Ein solches Aktenstück pflegt ziemlich voluminös zu sein. Die Einleitung beginnt mit etwa folgenden Worten: „Eurer Majestät

niedriger Sklave bittet demütigst, dieser Denkschrift Euern heiligen Blick zuzuwenden. Euer ergebener Sklave gestattet sich, in Demut zu bemerken, daß, obschon seine Fähigkeiten wertlos sind wie Spreu und gemeines Unkraut, er doch der begnadete Empfänger Eurer Kaiserlichen Huld gewesen ist. Unausgesetzt sind seine Gedanken beschäftigt gewesen mit der wichtigen Frage . . . . . Im Dunkel der Nacht ist er aufgesprungen und hat wilde Blicke um sich geworfen, während Thränen seine Wangen herabrollten aus Verzweiflung über seine Unfähigkeit, in irgend einer Weise seinem Herrn in dieser Frage einen Dienst zu leisten; ist doch jeder treue Hund, jedes Pferd bestrebt, durch wenn auch nur geringe Leistungen in etwas die große Dankbarkeit zu bezeugen, die sie ihrem Gebieter schuldig sind." Dann erklärt der Briefschreiber, was ihm mißfallen hat, zu welchen guten Gedanken ihm das Aufspringen und Augenrollen während der Nacht verholfen hat und welche Gesetzesparagraphen er demgemäß in Vorschlag bringen möchte.

Es ist freilich für einen ehrlichen Beamten schlimm, an einen Fürsten appellieren zu müssen, der sein Volk nur durch seine Frauen, seine Bedienten, seine Minister und aus Büchern kennt, da das Volk nicht würdig ist, die geheiligte Person des „Vollziehers der Gebote des Himmels" von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Nähert sich der Tag, an dem der „Herr der zehntausend Jahre" seinen „Drachensitz" verläßt, um in einem Tempel irgend eine Zeremonie zu verrichten oder sich nach der Sommerresidenz zu begeben, so werden nicht nur die Straßen, durch welche sich der Zug begiebt, mit gelbem Sand bestreut, sondern der ganze Fuß- und Wagenverkehr wird völlig abgesperrt und den Anwohnern wird auf das strengste untersagt, sich in den Hausthüren oder an den Fenstern blicken zu lassen. Wo eine Querstraße einmündet, wird aus Matten eine große Schutzwand aufgebaut, damit nicht etwa ein freches Auge aus einer Nebengasse versuchen könnte, einen Blick auf die geheiligte Person des Staatsoberhauptes zu werfen. Begiebt sich das letztere nach der Sommerresidenz, so ist es natürlich unmöglich, den Weg meilenweit gegen jedes unberufene Auge zu schützen und deshalb werden, sobald man sich einem Dorfe nähert, zu den Seiten der kaiserlichen, von zwanzig Mandschu getragenen Sänfte riesige aus Matten geflochtene Schutzwände hochgehalten. Kommt trotzdem durch irgend einen Zufall ein menschliches Wesen in die Nähe des Zuges, so hat es unter allen Umständen die Pflicht, den „Kotau" zu machen, d. h. sein Gesicht in die Erde zu vergraben. Wehe dem Unbedachten, der diese Verehrung unterlassen würde, denn die Bogen-

schützen, die den Zug begleiten, haben Befehl, auf jeden Respektslosen ihre Pfeile zu richten. Das Eigenartigste bei diesen Prozessionen ist, daß, während sonst jeder einzelne Chinese völlig überflüssigerweise einen Höllenlärm auf der Straße verursacht, der kaiserliche Zug, obschon er aus tausenden von Dienern, Trabanten, Beamten, Offizieren und Soldaten besteht, lautlos im Geschwindschritt dahineilt.

Fast noch bedauernswerter als das Volk ist der Kaiser selbst, denn wenn die Unterthanen nichts von ihm sehen, so lernt er auch sein Volk nicht kennen, ja nicht einmal deren Häuser und deren Straßen, da die gelbseidenen Vorhänge der Sänfte dicht geschlossen sind und nur ein eintöniges mattes Licht ihn auf seinem Wege umgiebt. Von irgend einer Liebe für das angestammte Herrscherhaus ist deswegen auch keine Rede. Man muß nur Steuern aufbringen, um den Kaiser und dessen zahllosen Haushalt zu erhalten, während nicht ein Cash für das Gemeinwohl verausgabt wird und alles verfällt. Dabei sorgen die hohen Beamten — worauf wir noch weiterhin zu sprechen kommen — in erster Reihe für ihre eigenen Taschen, so daß die Bevölkerung drei- oder viermal so viel an Lasten aufbringen muß, als wirklich an die Hofkasse gelangt. Welch ein Unsinn ist es doch, daß eine einzige Stadt jährlich 9000 seidene Taschentücher an den Hof zu liefern hat; selbstverständlich wird der weitaus größte Teil dieser kostspieligen Steuer überflüssig und nutzlos vergeudet! Neben diesen regelmäßigen Steuern kommen aber noch die außerordentlichen. Beispielsweise mußte der Staat, als sich der jetzige Kaiser am 26. Februar 1889 vermählte, dreißig Millionen Mark für Hochzeitsgeschenke und Bestreitung der Festlichkeiten aufbringen. Wahrlich, der Sohn des Himmels läßt sich von den Kindern der Erde ernähren!

Der Sommerpalast.

Die eigenartige Stellung des chinesischen Kaisers macht es diesem, wenn er sich auf Reisen befindet, unmöglich, seinen Fuß in das Haus eines seiner Unterthanen — und wäre es der Vizekönig der größten Provinz — zu setzen. Deshalb giebt es an allen Hauptstraßen des ganzen Reiches „Reisepaläste", die groß genug sind, um der kaiserlichen Familie und ihrer nach tausenden von Köpfen zählenden Reisebegleitung Unterkunft zu gewähren. Sie sind meist in herrlichen Gegenden angelegt und ihre innere Einrichtung wetteifert teilweise an Pracht mit derjenigen des Pekinger Palastes, aber der eigenartige Umstand, daß infolge von Intriguen seit 1850 nur unmündige Kaiser

den Thron bestiegen haben und daß das Reich schwer durch Rebellionen und äußere Kriege gelitten hat, hat den Verfall fast aller dieser Gebäude herbeigeführt. Heute bietet fast nur noch der Sommerpalast, obschon auch er inzwischen sehr trübe Tage gesehen hat, einigermaßen das Bild alter Herrlichkeit, und ihm lenken daher die Fremden mit Vorliebe ihre Schritte zu, zumal sich mit dieser Reise die Besichtigung anderer Sehenswürdigkeiten verbinden läßt.

Begeben wir uns aus dem Nordwestthor Pekings, so erreichen wir nach ein paar Stunden den „Glockenturm", Ta-schang-su, welcher nach chinesischen Angaben die größte Glocke der Welt enthalten soll. Diese Behauptung ist aber unrichtig, wie sich aus der sehr genauen Beschreibung ergiebt, die wir in dem lateinischen Werke des Jesuiten Kircher, das 1667 zu Amsterdam gedruckt wurde, gefunden haben. Damals war die Erfurter Glocke, welche 1497 gegossen wurde, die größte Europas, obschon sie nur 300 Zentner wiegt; heute nimmt sie aber längst nicht mehr den ersten Rang ein. Die Glocke zu St. Stephan in Wien wiegt 514 Zentner und die Kaiserglocke im Kölner Dom 525 Zentner. Wesentlich größer sind aber zwei Glocken in Moskau: die jetzt noch thätige Hauptglocke wiegt 1260 Zentner, eine andere, die bei einem Brande im Jahre 1737 herabstürzte und dabei einen Sprung erhielt, sogar 4038 Zentner. Die chinesische Glocke stammt aus der Zeit der Regierung des Kaisers Yum-lo und wurde 1403 mit einigen Glocken von ähnlicher Größe gegossen. Sie hat ein Gewicht von 1200 Zentner, war also ihrer Zeit die größte, ist es aber heute nicht mehr; doch darf sie schon ihres Alters wegen einen hervorragenden Platz beanspruchen. Geläutet wird sie für gewöhnlich nicht, sondern nur, wenn für das Land fruchtbringender Regen erbeten werden soll. Die Glocke, welche einen Umfang von 29½ Fuß hat, hängt zwar in einem Turm, aber nicht in der Spitze desselben, sondern ihr Rand schwebt in Manneshöhe über dem Fußboden. Die die Glocken bewachenden Priester gestatten jedermann die Besichtigung und die Besteigung des Glockenstuhls, erwarten aber, daß man durch ein in der oberen Mitte des Mantels angebrachtes Loch einige Cash hinabgleiten läßt.

Einige Stunden später gelangen wir zu den beiden einander gegenüberliegenden Sommerpalästen Wan-schau-schan und Yüan-ning-yuan. Sie wurden 1860 von den vereinigten französischen und englischen Truppen geplündert und in Brand gesteckt. Nur ein Teil des ersteren ist wieder aufgebaut worden, wenn auch nicht in seinem ur-

Ruinen des 1860 von den Alliierten zerstörten Sommer.-Palastes

sprünglichen Glanze, und hat bereits inzwischen der Kaiserlichen Familie wieder als Sommerresidenz gedient. Bevor wir aber den jetzigen Zustand der Schlösser schildern, wollen wir eine vor sechzig Jahren erschienene englische Beschreibung voranschicken, da ohne sie die Leser sich doch kein rechtes Bild von dem Umfange und den ursprünglichen Anlagen dieser Lustschlösser machen könnten.

„Der Park von Yüan-ming-yuan, in dessen Marmorhallen vorzugsweise der Empfang der europäischen Gesandten stattzufinden pflegt (auch Prinz Heinrich von Preußen wurde in der Sommerresidenz empfangen; d. Verf.), liegt ungefähr 18 Kilometer nordwestlich von Peking und enthält einen Flächenraum von vierundzwanzigtausend Hektaren. Es giebt hier nicht weniger als dreißig geräumige Paläste mit dem nötigen Zubehör von Wohnungen für die Hofleute, Diener und Kunstfeuerwerker, von denen eine große Zahl nicht blos bei Anlaß von Hoffestlichkeiten, sondern fortwährend anwesend ist. Jeder dieser Paläste mit den zahlreichen Nebenbauten gewährt, aus einiger Entfernung gesehen, den Anblick eines ansehnlichen großen Dorfes. Chinesische Bauten sind indes nichts weniger als dauerhaft, und es giebt sich daher für diejenigen, welche die Meisterwerke der Baukunst in anderen Weltteilen kennen gelernt haben, selbst an den kaiserlichen Gebäuden der Charakter von Unbedeutendheit und Dürftigkeit kund; so besteht auch der Haupteindruck von Yüan-ming-yuan einzig und allein in der erstaunlich großen Zahl seiner Lusthäuser und Triumphbögen.

Unter diesen dreißig bunt bemalten Palästen tritt die Ahnenhalle in Verzierungen und Größenverhältnissen hervor. Sie steht auf einem vier Fuß vom Boden erhabenen Fundament und hat 120 Fuß Länge, 25 Breite und 20 Höhe. Eine Reihe von breiten Holzsäulen stützt das schwere vorspringende Dach, während eine zweite, weniger starke Reihe, zurücktretend, den Raum der Säle bezeichnet. Darunter befindet sich, von Mauerwerk bis zu vier Fuß Höhe eingeschlossen, das Hauptgemach. Oberhalb dieses Mauerwerks ist der Raum mit Fenstern versehen, welche aus einem Holzgitter und gefärbtem Ölpapier bestehen, und zum Luftzuge geöffnet werden können. Der Plafond enthält mathematische Figuren der verschiedensten Art und in den heitersten Farben, dagegen ist der Fußboden aus Stücken von schönem grauen Marmor schachbrettartig und aufs künstlichste zusammengesetzt. Mitten im Hintergrunde des einen Endes befindet sich der kaiserliche Thron aus dem kostbarsten Schnitzwerk von Zedernholz; hölzerne Säulen, rot und grünblau bemalt, stützen dessen Thronhimmel. Das ganze

Gerät dieses Saales besteht aus zwei großen ehernen Kesselpauken, die gelegentlich vor den Eingang gestellt und bei Annäherung des Kaisers geschlagen werden, aus chinesischen Gemälden, einem englischen Glockenspiel und einem Paar runder Fächer aus den Flügeln des Goldfasans auf polierten Elfenbeinstäben. Sie stehen zu den Seiten des Throns, über dem mit Goldbuchstaben in chinesischer Schrift die Worte zu lesen sind „wahr, groß und glanzverbreitend", darunter steht „Glück".

Die erwähnten Holzsäulen haben keine Kapitäle, sondern sind in die vorspringenden Querbalken des Daches eingelassen. Den oberen Teil zwischen den Säulen füllt eine hölzerne Täfelung in den leuchtendsten Farben und in reichster Vergoldung, über die für gewöhnlich ein Netz von vergoldetem Draht ausgebreitet ist, um Schwalben von dem Nisten in den Ecken der Dachvorsprünge abzuhalten.

Die Landschaft ist teils von Natur, teils durch Kunst uneben. Wasserleitungen sind mit künstlichen Ufern versehen, die der Natur täuschend ähnlich sind. Es ist, als hätte Feenmacht das Ganze hervorgezaubert." —

Lesen wir nunmehr, in welchem Zustande Exner diesen Palast vor zehn Jahren fand:

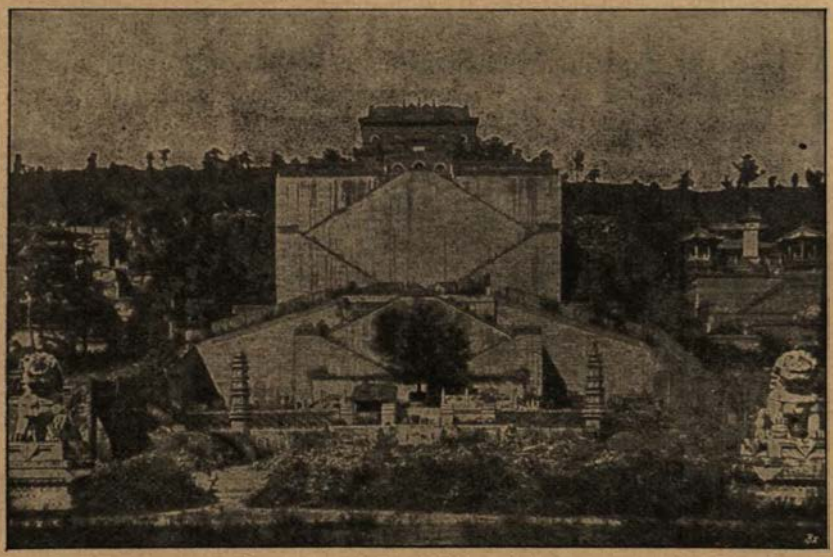
Da ein Versuch durch Bestechung der Thürhüter Eintritt zu erhalten hier gänzlich aussichtslos gewesen wäre, indem die striktesten Befehle bestehen, weder Fremden noch Chinesen den Zutritt zu gestatten, so unterließen wir jeden derartigen Versuch, befolgten vielmehr einen anderen Modus, der bereits früher von Erdballreisenden mit Erfolg in Anwendung gebracht worden war. Wir folgten zunächst einer gut erhaltenen, mit breiten weißen Steinplatten belegten Kunststraße, führten hierauf etwa eine Stunde (!) weit unsere Pferde die Parkmauer entlang, bis wir schließlich die Rückseite von Yüan-ming-yuan erreicht hatten. Hier sollte sich, wie wir von Hörensagen wußten, ein Loch in der Mauer befinden, durch welches kriechend man in das Innere des Parks zu gelangen vermöchte. Wir hatten uns nicht getäuscht. Eine breite, mit großen Basaltsteinen verstopfte Öffnung in der Mauer war schnell gefunden und bald arbeiteten mehrere, uns seit geraumer Zeit von den umliegenden Dörfern her nachgelaufene Chinesen daran, gegen ein kleines Trinkgeld den Durchlaß von den sperrenden Steinen für uns frei zu machen. So ebneten die Chinesen selbst den Weg zum Einsteigen; ja einer von ihnen erbot sich zu unserem Führer, so daß wir uns bald im Innern des Parks befanden, unsere Pferde unter der Obhut des Mahfu (Reitknechts) außerhalb zurücklassend.

Auf schmalen, zwischen hohem Gras, Schilf und Unkraut sich hinziehenden, vielfach mit weißen Marmorplatten belegten Gartenpfaden führt unser Weg zu den durch die Sprenggeschosse der Europäer in Schutt und Trümmer verwandelten Schlössern und Lusthäusern. Hohe kunstvoll bearbeitete Marmortafeln und umgestürzte oder geborstene Säulen ragen aus dem Schutt hervor. Wir übersteigen mächtige Marmorbalustraden, welche die Symbole der kaiserlichen Familie, den Drachen und Phönix, zeigen. In der Nähe eines kleinen Sees erhebt

Kamelrückenbrücke in einem kaiserlichen Garten.

sich auf künstlich geschaffenem Hügel eine zierliche, verhältnismäßig wenig beschädigte Pagode aus porzellanartig gebranntem Ziegel, deren buntfarbige Glasur unter den sengenden Sonnenstrahlen in den prächtigsten Farben glitzert. So weit man sich aus den Trümmern der Paläste, Pagoden, Bronzestatuen und Marmorbrücken sowie aus der Großartigkeit der Parkanlagen ein Bild von der vergangenen Pracht und Herrlichkeit zu gestalten vermag, müssen diese Parkmauern einst den Inbegriff alles Phantastischen und Mysteriösen, was der chinesische Geschmack je hervorzubringen vermochte, umschlossen haben.

Auf einer kleinen schilfumwachsenen Insel, zu der wir uns über eine zerfallene, ihrer Querbalken beraubte Brücke, von Pfeiler zu Pfeiler springend, Zugang verschafften, beschlossen wir, ein Stündchen der Ruhe zu pflegen. In einem zerfallenen, von schattigen Bäumen umgebenen Lusthaus ließen wir uns nieder, und nach einiger Zeit schaffte unser Führer zwei Parkbewohner (!) zur Stelle, welche gegen ein paar Cash und einige Zigarren für Beschaffung von etwas Thee und kochendem Wasser Sorge trugen.



Sommerpalast Wan-schau-schan.

Wir hatten einen großen Teil des Parkes durchwandelt, uns wohlweislich in entsprechender Entfernung von dem mit einer Wache besetzten Haupteingange haltend, und es schien nunmehr an der Zeit, den Rückweg anzutreten. Unser Führer, vermutlich in der Absicht uns alle Schwierigkeiten des Terrains voll durchkosten zu lassen, führte uns nach weiterem gut dreiviertelstündigem Marsche vor die Überreste einer großen Marmorbrücke, die zu überschreiten uns nicht ohne Gefahr erschien. Es waren die Reste einer der berühmten Kamelrückenbrücken, die sich mehrfach in den kaiserlichen Gärten befinden, und, wie ihr Name besagt, die Gewässer in hohem, kamelrückenförmigen Bogen überspannen. Da die Brücke, sämtlicher Querbalken beraubt, nur noch

aus zwei Parallelreihen durch einen kaum fußbreiten Balken mit einander verbundener hoher Brückenpfeiler bestand, so zauderten wir anfänglich, diesen nicht ungefährlichen Weg einzuschlagen. Unser Führer ging jedoch mit größter Gemütsruhe voraus und wir folgten seinem Beispiel. Bis zur Höhe des Kamelrückens waren wir emporgestiegen und hatten somit die Hälfte des schwierigen Weges glücklich zurückgelegt; nun aber bot der Abstieg auf der schmalen, kaum fußbreiten schiefen Ebene erhöhte Schwierigkeiten. Hier vermochten wir mit unseren Absatzstiefeln dem zeugbeschuhten Chinesen nicht in gleich sicherer Weise zu folgen. Ein vorsichtiges langsames Weitergehen hätte uns wahrscheinlich abgleiten lassen, und der Absturz in das morastige, schlammige Wasser unter uns wäre die unvermeidliche Folge gewesen. Umkehr war unmöglich, denn wir vermochten uns auf dem schmalen Balken nicht zu drehen, und die erklommene schiefe Ebene in unserem Rücken hätte beim Abstieg ebenso große Schwierigkeiten geboten. So blieb denn keine Wahl als zu versuchen, den Rest des gefahrvollen Weges im Laufschritt zurückzulegen. Wir vollführten das Wagnis und erreichten alle wohlbehalten das jenseitige Ufer. Noch einige Tempel und alte Triumphbogen passierend gelangten wir nicht weit von unserer Eingangsstelle an einen zum Aufstieg besonders gut geeigneten Mauervorsprung, erklommen die Mauer, und die Schultern der herbeigelaufenen Chinesen als Leiter benutzend befanden wir uns vier Stunden nach unserem Einzug in Yüan-ming-yuan wieder außerhalb seiner Mauern. —

Der Eintritt in den Palast Wan-schau-schan, der von Kaiser Kien-lung (1736—1796) erbaut wurde, ist seit seinem Wiederaufbau nur dem Prinzen Heinrich und einigen Gesandten möglich gewesen. Allenfalls kann man in einen Teil des Gartens gelangen und von einer entfernten Grotte aus einen Blick auf die Ruinen der Gebäude, Wasserfälle, Brücken, Pagoden und Tempel werfen. Hält sich aber der Kaiser dort auf, so sind nicht nur die Thore stark bewacht, sondern auch außerhalb der Mauern sind allenthalben Zelte für mongolische Reiter aufgeschlagen, welche Tag und Nacht auf flinken kleinen Rossen das Grundstück in seiner ganzen Ausdehnung umkreisen müssen. Zum Glück bietet sich von einer gegenüberliegenden Höhe die Möglichkeit den interessantesten Teil der Residenz wenigstens aus der Entfernung überblicken zu können. Der Palast selbst, welcher auf der Spitze eines Hügels liegt, ähnelt in seiner äußeren Form einem zweistöckigen, mäßig großen europäischen Hause, nur daß seine Front von grün-gelb-roten

Kacheln in einfachen Mustern bedeckt ist und das Dach aus glasierten roten und blauen Ziegeln besteht. In der Ebene vor diesem Gebäude erheben sich aber allerhand Pavillons, Tempelchen und Pagoden mit den buntfarbigsten Dächern, und das Ganze wirkt wie ein phantastisches Spielzeug.

Der letzte Reisende, der ohne Schwierigkeiten in das Innere des Parks gelangte, war wohl der Franzose Cotteau. Er besuchte denselben im Oktober 1881, als man noch nicht mit dem Wiederaufbau begonnen hatte und schilderte den damaligen Zustand desselben in folgender Weise.

Das Thor von Wan-schau-schan (Berg der tausend Jahrtausende) wird von zwei prächtigen Bronzelöwen bewacht. Der Park erstreckt sich um einen Hügel, auf dem sich die Trümmer der 1860 zerstörten Gebäude befinden. Nachdem man mehrere Höfe durchschritten hat, welche von Häuserruinen eingefaßt sind und in denen Haufen von Steinen und halbverbrannten Balken lagen, gelangt man an das Ufer eines herrlichen Sees, der südlich des Hügels liegt. Bei jedem Schritt sieht man einen beachtenswerten Gegenstand: hier ist ein kolossaler Felsen, der auf einem Marmorsockel ruht, dort sind steinerne Tafeln mit Inschriften, etwas weiter erblickt man schön profilierte Säulen, dann zeigen sich hohe Bäume, die in gigantischen Bronzevasen wachsen.

So gelangt man an den Fuß einer hohen Terrasse, zu welcher man auf einer prachtvollen Treppe emporsteigt. Rechts und links von uns erheben sich die ausgebrannten Mauern mehrerer großer Tempel und wir wandern über Trümmerhaufen von buntglasierten Ziegeln. Ich hebe einige dieser Stücke auf, um sie als Andenken aufzubewahren, aber die Wächter geben mir durch Zeichen zu verstehen, daß ich sie zurücklegen soll, da es verboten ist, etwas von den aufgehäuften Gegenständen fortzunehmen. Dagegen begaben sie sich nun selbst auf die Suche nach Fundstücken und schleppen bald triumphierend einige fast unversehrte Ziegel mit Drachengebilden herbei. Sie verbergen sie unter ihrer Kleidung und verständigen mich durch Gesten, daß sie dieselben nach meinem Wagen tragen werden und als Belohnung einige Sapeken erwarten. Der Handel wird schnell zur gegenseitigen Zufriedenheit abgeschlossen, und die einige Jahrhunderte alten kunstvollen Kacheln haben seitdem ihren Platz in der keramischen Sammlung meines Bruders in Auxerre gefunden.

Auf der Spitze des Hügels befindet sich ein noch gut erhaltener, völlig mit glasierten Ziegeln bedeckter Tempel, in dem ich mein mit-

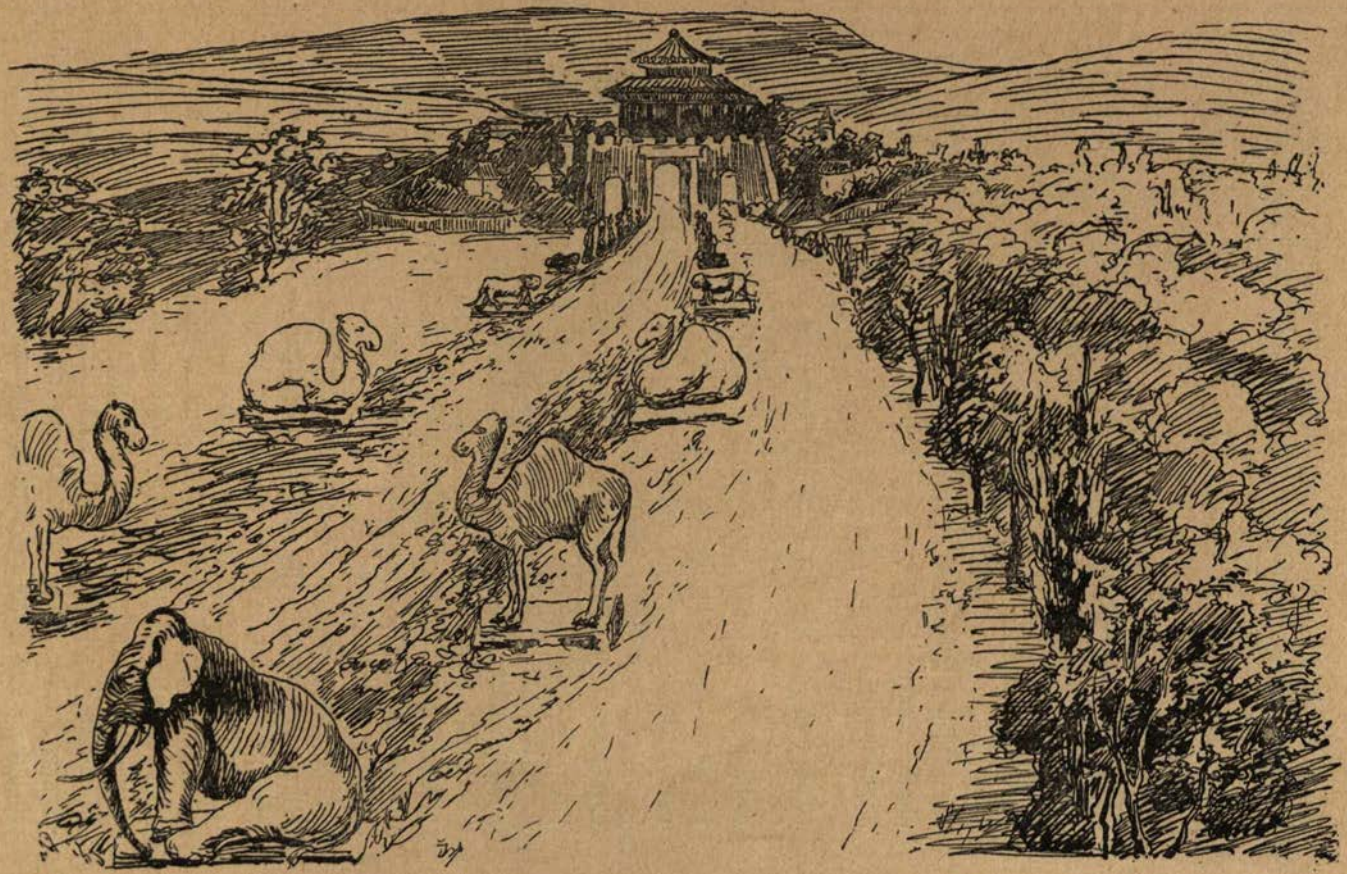
gebrachtes Frühstück verzehre. Ein herrliches Panorama breitet sich vor meinen Augen aus: vor mir, etwa fünfzehn Kilometer in südöstlicher Richtung, unterscheide ich deutlich das ungeheure Viereck der Stadt Peking mit ihren Wällen, vornehmsten Gebäuden und Tempeln; im Osten, ganz in meiner Nähe, erblicke ich Yüan-ming-yuan, von Mauern umgeben und einer Festung gleichend. Im Westen wird der Blick durch eine Hügelkette begrenzt, auf deren Gipfeln sich Tempel und Pavillons erheben; im Norden zeigt sich ein Gebirge mit spitzen, unbewachsenen und von der Sonne verbrannten Bergriesen, unterbrochen von tiefen Schluchten, welche zu der Großen Mauer und den Hoch-Plateaus der Mongolei führen. Zu meinen Füßen endlich erstreckt sich ein herrlicher, mit Lotosblumen bedeckter See, und aus ihm ragt eine künstliche, mit einem Tempel geschmückte Insel empor, welche durch eine prachtvolle Brücke von vierzehn elegant gekrümmten Bogen mit dem Festlande verbunden ist.

Die Minggräber und die Große Mauer.

Setzen wir unsere Reise in nördlicher Richtung fort, so gelangen wir nach einem weiteren Tagesmarsche zu den Minggräbern.

Die Leser wissen bereits, daß die Chinesen ihren Toten die größte Ehrerbietung erweisen und können sich daher leicht vorstellen, daß die Kaisergräber mit allem nur erdenklichen Pomp und Schmuck ausgestattet wurden. Wie einst die egyptischen Könige bei Theben eine große Totenstadt anlegten, und sich in Pyramiden zur ewigen Ruhe bestatten ließen, so wurden auch die Kaiser der Ming-Dynastie in prächtigen Mausoleen beigesetzt. Das Grab des ersten derselben, der von 1368—1399 unter dem Namen Taitsu regierte, liegt noch bei der alten Hauptstadt Nanking, die Grabstätten seiner dreizehn Nachfolger bilden die Totenstadt nördlich von Peking.

Aber die ersehnte Ruhe haben die Herrscher weder in Theben noch in Peking gefunden. Die den Toten beigegebenen Schätze reizten die Habsucht der Lebenden, und freche Diebeshände plünderten hier wie dort nicht nur die Grabstätten, sondern entwendeten direkt den Schmuck, die Ringe, Kronen und Edelsteine, welche die Leichen trugen. In China haben sich allerdings keine dreitausend Jahre alten Prozeßakten erhalten, wie diejenigen gegen die Diebesbande, die unter Ramses IX. die Pyramiden der Könige und der Reichen plünderte, aber Gräberdiebstähle sind in China zu allen Zeiten vorgekommen, trotzdem das Gesetz schon denjenigen, der zufällig beim Graben mit



Die zu den Minggräbern führende Steinbilderstrafse.

dem Spaten auf einen der überall zu findenden Särge stößt, mit hundert Stockschlägen und neunjähriger Verbannung bedroht, und über den, der einen Sarg öffnet, das Todesurteil ausspricht. Schließlich haben die fortgesetzten Diebereien vor etwas über hundert Jahren zu einer vollständigen Umwandlung der Totengaben geführt.

In alten Zeiten wurden die Kaiser mit ihrem vollen Schmuck, ihren Waffen, ihren vornehmsten Frauen und ihren Leibdienern beerdigt. Seit etwa 500 v. Chr. hörte diese barbarische Sitte auf und man mietete, gegen eine an dessen Kinder auszuzahlende Vergütung, ein armes Ehepaar, das sich zur Bedienung des toten Kaisers in das Mausoleum einschließen ließ. Die Hauptaufgabe desselben bestand darin, täglich Weihrauch am Sarge zu verbrennen, und morgens und abends Fackeln zu Kopf- und Fußenden des Dahingeschiedenen anzuzünden.

So lange noch einer dieser Ehegatten am Leben war, war das Grab genügend bewacht; starb aber der letzte von beiden, so hörte der Totendienst auf und der Kultus beschränkte sich wie bei allen anderen Kaisergräbern auf das alljährlich zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche vor dem Thore des Mausoleums stattfindende Opfer eines Schafes oder Ferkels. Der sonstige Wachtdienst war aber, wie es bei einem so ausgedehnten Revier selbstverständlich ist, nicht genügend, um Diebe abzuhalten, ganz abgesehen davon, daß in China Wächter und Diebe stets unter einer Decke gesteckt haben. In weiser Würdigung aller dieser Umstände kam vor hundert Jahren die Sitte auf, weder Fürsten noch Beamten noch Reichen außer ihrem Prunkgewande irgend etwas Wertvolles mit in den Sarg zu geben. Die früher als Totengabe üblichen Silberbarren, Edelsteine, Goldstücke u. s. w. wurden durch Atrappen ersetzt, und an die Stelle der lebendigen Diener traten lebensgroße angetuschte Papierfiguren. Diese Gaben bleiben aber nicht einmal bei dem Sarge, sondern man verbrennt sie auf einem Opferaltar und sendet sie so auf symbolische Weise dem Toten ins Jenseits nach.

Aber die Gräber der Ming-Kaiser hatten noch ärgere Feinde als die kleinen Diebe, nämlich die lebenden Kaiser der Tsing-Dynastie. Kaiser Kien-Lung, den wir schon mehrfach als Schöpfer hervorragender Bauten kennen gelernt haben, hielt den alten Schmuck in den Ming-Mausoleen für völlig überflüssig und ließ alles, was ihm an Holzschnitzereien und Marmorzierraten gefiel, fortnehmen und zur Ausschmückung des Sommerpalastes verwenden.

Obschon sich die Minggräber daher jetzt ohne ihre ursprünglichen Kostbarkeiten behelfen müssen und überdies in arg verwahrlostem Zustande sind, so ist ihre Anlage doch immer noch der Besichtigung wert.

Weit ab vom geschäftigen Verkehr in einem Thal, das nur gelegentlich von einem Bauer mit dem Pfluge durchfurcht wird und nach Norden, Osten und Westen durch das mongolische Gebirge abgeschlossen ist, dehnt sich die Totenstadt der chinesischen Kaiser in jenem gewaltigen Umfange aus, der allen dortigen Kaiserbauten eigen ist und mehrere Stunden zur Durchquerung erfordert.

Der Zugang zu dem Thalkessel ist durch einen sich wölbenden Hohlweg derartig verborgen, daß wir uns plötzlich und unvermutet vor dem Eingange der Gräberstadt befinden. Dieser wird durch einen großen dreiteiligen Bogen aus Marmor und roten Ziegelsteinen gebildet. Nun führt uns eine schmale mit Steinplatten gepflasterte Straße zu einem zweiten tempelartigen Bogen, in dessen Mitte sich eine große in Stein gehauene Schildkröte befindet, welche auf ihrem Rücken eine hohe, senkrecht stehende Gedenktafel trägt.

Jetzt beginnt der interessanteste Teil: die Straße der Steinbilder. Aus grauem Stein gemeißelt in zwei- bis dreifacher Lebensgröße sehen wir je vier Pferde, Kamele, Elefanten, Löwen, Greife, Fabeltiere, Krieger, Litteraten und Minister paarweise in weiten, gleichmäßigen Zwischenräumen einander gegenübergestellt. Ob diese roh ausgehauenen Figuren den Mongtsaong und andere böse Geister wirklich von den Gräbern ferngehalten haben, wie es ihr eigentlicher Zweck war, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls scheuen die Pferde der Besucher regelmäßig, und selbst der einzelne Reisende vermag sich des Gefühls der Beklemmung und trostlos-feierlichen Einsamkeit nicht zu erwehren.

Nach dem Passieren dieser Straße gelangen wir zu den Grabstätten, die alle nach dem gleichen Grundplan angelegt, von denen aber nur noch zwei leidlich erhalten sind. Jede Grabstätte liegt für sich in einem besonderen Park, der von einer hohen roten Steinmauer umgeben ist. Durch das Thor derselben gelangen wir auf einen Vorplatz, der mit Cypressen, Pappeln und Eichen bepflanzt ist, dann kommen wir zu einem Tempel, der aus einer etwa hundert Meter langen und elf Meter breiten gemauerten Halle besteht. Sie ist von drei Ballustraden aus weißem und gelblichem Marmor umgeben, die mit Drachen- und Phönixfiguren von vorzüglicher erhabener Arbeit geschmückt sind. Die Außenmauern des Tempels sind rot gestrichen, das mit gelben glasierten Kacheln gedeckte doppelte Dach ruht auf

vielfach ineinander geschachteltem, geschnitztem Holzwerk, unter dem sich grünblaue Balken mit buntem Schnitzwerk hinziehen. Steigen wir eine der breiten weißen Marmortreppen hinauf, so bietet uns das weite Innere nichts anderes als den Anblick der vierundzwanzig riesigen Holzsäulen, welche das Dach tragen. Man sagt, daß die Baumstämme dazu, welche über drei Meter Umfang und achtzehn Meter Höhe haben, von einem siamesischen Könige geschenkt worden seien.

Auf dem Wege zum Nan-kau-Paß.

Von der Rückseite des Tempels führen Marmortreppen in einen zweiten mit Bäumen bepflanzten Hof, durch den wir zu dem eigentlichen Mausoleum gelangen. Dieses ist ein gewaltiges Bauwerk mit rotgefärbten Wänden und gelbem Doppeldache, das auf einem Hügel aufgebaut ist. Durch einen schräg aufsteigenden drei Meter breiten dunkeln Tunnel gelangt man zunächst auf eine in halber Höhe des Hügels angebrachte Plattform, welche in einer Nische den gelblichroten marmornen Grabstein des betreffenden Kaisers birgt und zugleich einen prachtvollen Rundblick auf die übrigen Kaisergräber gestattet. Ein steiler Pfad führt dann auf die Spitze des mit Cypressen bewachsenen

Hügels, in welchen der Sarg des Kaisers versenkt ist; zu sehen ist von dem letzteren nichts. —

Wenn wir nun nach Besichtigung der Gräber zur Großen Mauer

Thor in der Großen Mauer.

vollen, so müssen wir durch den Nan-kau-Paß. Wir können aber vorher noch den weiter östlich gelegenen Kaisergärten bei Tang-schau einen Besuch abstatten, die wegen ihrer heißen Schwefelquellen in hohem Ansehen stehen. Natürlich ist auch hier der Eintritt streng

verboten, doch ist die Zahl der Reisenden, die Eintritt begehren, so gering, daß die Wächter sich gern ein Trinkgeld verdienen und uns die Sehenswürdigkeiten zeigen. Allzu viel giebt es ohnehin nicht zu sehen.

Wie bei allen kaiserlichen Gärten ist es vornehmlich der große Umfang der Anlagen, der unser Erstaunen erregt. Dann ist aber auch ein großer Teich insofern interessant, als er von zwei verschiedenen Quellen, einer heißen und einer kalten, gespeist wird und daher zweierlei Temperatur hat. Die kühlere Seite ist mit Schilf und anderen Wasserpflanzen reichlich bedeckt, die Seite des heißen Zuflusses entbehrt hingegen jeglicher Vegetation. In dem Hofe eines langen mit Badeeinrichtungen für die zahllosen Frauen des Kaisers versehenen, aber schon sehr im Verfall begriffenen Gebäudes sind zwei mächtige Marmorbassins aufgestellt, deren jedes von einer besonderen heißen Schwefelquelle gespeist wird. In beiden Bassins dampft das Wasser stark, doch ist die Temperatur desselben in dem einen wesentlich mäßiger als in dem anderen. Wie überall fehlt es nicht an Tempeln, Pavillons, Lusthäusern, großen Badeanstalten und kleinen Einzelzellen, aber auch hier bietet sich wieder das Bild unaufhaltsamen Verfalls und gänzlicher Verwahrlosung.

Der Nan-kau-Paß ist dadurch berüchtigt, daß er zu gewissen Jahreszeiten, wenn die Gebirgspässe durch Regen angeschwollen und über ihre Ufer hinausgetreten sind, so ziemlich der am schwierigsten zu passierende Weg im ganzen nördlichen China ist. Für Pferde ist er überhaupt nicht gangbar, sondern nur für Esel, Maultiere und Kamele. Dabei ist der Verkehr ein überaus reger, denn fast der gesamte Theetransport nach Rußland vermittelt sich auf diesem Wege und man hat täglich mehrmals dort Gelegenheit, derartigen aus 600—700 Kamelen bestehenden Karawanen zu begegnen. In einer halben Tagereise etwa gelangt man nach Ba-da-ling, einem 639 Meter über dem Meere gelegenen Ort, an dem sich der Durchgang durch die Große Mauer und zugleich der Gipfel des Gebirges, die Wasserscheide, befindet.

Endlich haben wir unser Ziel erreicht: die Große Mauer, jenes Jahrhunderte lang als Weltwunder gepriesene, dann von Zweiflern als überhaupt nicht existierend verschriene Bauwerk liegt vor unseren Augen. Schnell stürmen wir die alte Turmtreppe hinauf und nun sind wir auf der Spitze des Jahrtausende alten Riesenbaues und können seine Windungen und Krümmungen mit Hilfe des Glases meilenweit verfolgen. Dabei dehnt sich nördlich von uns die eigentliche Mongolei, südlich das alte China aus.

Die Mauer, von den Chinesen Wang-Li-Schang-Tsching genannt, d. h. „die Große Mauer von 10000 Li“ (während sie thatsächlich nicht viel über 5000 Li = 2700 Kilometer lang ist), erstreckt sich von Su-tschau, das etwa in der Mitte des chinesischen Reiches liegt, bis nach Schan-hei-kuan am Golfe von Liau-tung. Ihr Erbauer ist der Kaiser Schi-hoang-ti (246—209 v. Chr.), der Begründer der Tsin-Dynastie, der erste Fürst, der über ein geeinigtes Reich herrschte, das sich von den Ebenen von Jen und Tschao (heute Honan und Petschili) bis zu den Ufern des Yantsekiang und den Bergen von Juei (jetzt Tschekiang), und vom See Tung-ting bis zum Gelben und Chinesischen Meer erstreckte und der sich deswegen zuerst den Titel „göttlicher Herrscher“ beilegte.

Sein Ehrgeiz kannte keine Grenzen. Er ließ alle tatarischen Fürsten der bis dahin existierenden kleineren Reiche und deren männliche Nachkommen grausam hinrichten; den König von Tsi ließ er in einen Fichtenwald einschließen und dort verhungern. Um nur allein in der Geschichte zu glänzen, ließ er alle Bücher, in denen die Thaten seiner Vorgänger verzeichnet waren, verbrennen und auch sonst alles, was an älterer Litteratur vorhanden war, vernichten. Da die Grenzen seines Reiches im Norden immer noch durch kleinere Nomadenvölker beunruhigt wurden, so bot er ein großes Heer auf, um dieselben in die Wüste zu jagen; seine eigenen Grenzbewohner zwang er aber, die Mauern zu bauen, um die Feinde an ferneren Einfällen in sein Land zu verhindern. Chinesische Geschichtsschreiber erzählen, daß je der dritte Mann zum Aufbau des Walles ausgehoben worden sei. Vierhunderttausend davon seien durch Mangel an Proviant, Erschöpfung und Mißhandlung umgekommen, die Herstellung der Mauer habe „eine ganze Generation aufgerieben, aber dafür tausende gerettet“.

Von unserem Standpunkt aus sehen wir die Mauer im Nordosten steil aufwärts steigen, den zahlreichen Krümmungen des Gebirgskammes gewissenhaft folgend. Bald erklettert sie die höchsten, fast unzugänglichen Bergspitzen, dann verschwindet sie in tiefen Schluchten und Abgründen, um nach einiger Zeit wieder aufzutauchen und von neuem an den Felsvorsprüngen emporzuklimmen.

Das östliche Ende der Mauer erstreckt sich bis weit in den Meerbusen von Liau-tung hinein. Es besteht aus ungeheuren Granitblöcken, deren Fundament aus großen mit Eisen belasteten Schiffsrümpfen errichtet sein soll, die der Kaiser in das Meer versenken ließ. Das westliche Ende hingegen zeichnet sich durch die große bei der Zusammen-

fügung der Steine bewiesene Sorgfalt aus, da jeder Arbeiter mit dem Tode bedroht wurde, der nicht so genau arbeitete, daß sich kein Nagel in die Fugen hineintreiben ließ.

Die Mauer hat für die Stadtmauer von Peking und anderen Städten als Vorbild gedient und unterscheidet sich daher, abgesehen von ihrer Länge, nicht wesentlich von denselben. Ihre durchschnittliche Höhe ist etwa zehn Meter, wovon $1^3/_4$ Meter auf die nach der mongolischen Seite zu mit Schießscharten versehene Brustwehr entfallen.

Ein Tempel am Fuße der Großen Mauer.

Bis zu etwa 2 Meter Höhe ist die Mauer massiv aus Granitsteinen, welche außen glatt gehauen sind; auf diesem Unterbau erhebt sich außen und innen je eine Lage von bläulichen, langgeformten Mauersteinen, jede eine Wand von $^2/_3$ Meter Stärke bildend. Der Zwischenraum ist mit Erde, Rollstein und ähnlichem Material ausgefüllt. Die Mauer hat an ihrer Basis eine Stärke von etwa 10 Meter, während die mit Steinen gepflasterte obere Plattform eine solche von 8 Meter hat.

Die Ausführung des Mauerwerks ist jedoch keineswegs eine gleichmäßig gute. In der Provinz Petschili ist sie so, wie wir sie eben

schilderten; in der Provinz Chensi besteht sie dagegen meist aus zusammengetragenen Erdmassen und nur bei Kahukiu und am Hoangho ist sie wieder aus Steinmaterial hergestellt. Diese Ungleichmäßigkeit hat zu der Behauptung Anlaß gegeben, daß die Mauer zu drei verschiedenen Zeitperioden gebaut worden sei, was jedoch wenig wahrscheinlich ist. Am sorgfältigsten ist die Ausführung der Mauer an jenen Stellen, wo sie einen Fluß überschreitet. Dort sind ein oder mehrere Bögen aus festem Mauerwerk gebaut und mit einem eisernen Gitter verwahrt, das bis auf die Oberfläche des Wassers herabreicht, so daß die Annäherung von Booten nicht unbemerkt vor sich gehen kann. An Stellen, wo die Beschaffenheit des Bodens einen feindlichen Angriff zu erleichtern scheint, sind dagegen doppelte, drei- und noch mehrfache Wälle aufgeführt, so daß dem Feinde wiederholter Widerstand geleistet werden konnte.

In Entfernungen von nur wenigen hundert Metern sind längs der ganzen Mauer Wachttürme aufgeführt, die sich ein oder auch zwei Stockwerke hoch über der Plattform erheben. In der Nähe derselben sind die Mauern nach der chinesischen Seite zu mit schmalen Treppen versehen, um den zur Verteidigung gesandten Truppen ein schnelles Ersteigen der Mauer zu ermöglichen. Von den Türmen aus wurden durch Feuerzeichen Signale weitergegeben, so daß man in verhältnismäßig kurzer Zeit Nachrichten bis zu gewissen Hauptpunkten gelangen lassen konnte, wo stets Stafetten warteten, um sie der nächsten Garnison zu überbringen.

Und dennoch haben diese Mauern nicht verhindern können, daß die Mandschu nach China kamen und Einen der ihrigen auf den Thron des Landes setzten. Seitdem damals die beiden Reiche unter ein Szepter vereinigt wurden, hat die Mauer ihre Bedeutung verloren und ist zu einer bloßen Kuriosität herabgesunken. Auf einer großen Strecke in der Provinz Chensi ist sie bereits völlig verfallen, aber auch an den besterhaltensten Stellen in der Provinz Petschili würde einer modernen Armee das Übersteigen des Gebirges viel größere Schwierigkeiten bereiten als das Brescheschießen in die Mauer, wozu eine einfache Feldbatterie vollkommen genügen würde.

Quer durch China.

In der Löß-Formation.

Es kann natürlich nicht unsere Aufgabe sein, alle Städte, Tempel, Paläste, Missionsanstalten und was sonst noch etwa im großen chinesischen Reiche von Interesse sein könnte, einzeln zu schildern, sondern wir müssen uns auf das Wichtigste beschränken. Nachdem wir bisher die Merkwürdigkeiten der Provinz Petschili kennen gelernt haben, wollen wir uns vorstellen, wir wären auf der Großen Mauer entlang westlich durch die schon mehrfach erwähnte Provinz Schensi bis zum Hoang-ho oder Gelben Fluß gegangen und von dort auf einem Boot, angesichts der zahllosen am östlichen Ufer vorhandenen Garnisonstädte, nach Lantscheu gelangt, um nun auf selten von Fremden betretenen Pfaden zunächst nach dem Theedistrikt, der die wichtigste Einnahmequelle des chinesischen Reiches bildet, und von da nach dem Meere zu reisen.

Lantscheu ist eine der bedeutendsten Provinzialhauptstädte Chinas. Es ist der Sitz eines Vizekönigs, hat eine Bevölkerung von einer halben Million Einwohner und bildet einen Knotenpunkt für die Karawanen nach der Mongolei, Turkestan, Tibet, Kaschgar und Indien. Während der Bekämpfung des Aufstandes der Mohamedaner in der Provinz Jünnan im Jahre 1873 war hier der Sitz des chinesischen Hauptquartiers, und es ist überaus interessant, was der Franzose Leon Rousset über die militärischen Anschauungen des damaligen Vizekönigs Tso-Tsong-Tang berichtete:

Der Vizekönig hatte uns lebhaft empfohlen, das von ihm angelegte Arsenal zu besuchen. Er überschätzte augenscheinlich sehr den Wert dieses Instituts, das durch chinesische Ingenieure geleitet wird, die früher in Shanghai oder Futschou gearbeitet haben. Die dort angefertigten Bomben sind nämlich sehr schlecht: entweder explodieren

sie noch im Geschütz und töten die eigene Bedienungsmannschaft oder sie erreichen die feindlichen Reihen und öffnen sich dann wie eine Nußschale, statt in Stücke zu springen. Mit den Kanonen ist es nicht besser bestellt. Schlecht gegossen oder schlecht geschmiedet, platzen sie nach Abgabe weniger Schüsse und lassen die Ladung rückwärts statt nach vorn entweichen. Neben diesem herrlichen Arsenal, in dem man sich einbildet, Kruppsche Hinterlader zu fabrizieren, liegt ein zweites Institut, in dem man uralte Flinten mit Luntenschlössern repariert.

Der Vizekönig erzählte uns von seinem Feldzuge gegen die Mohamedaner. „Es sind ausgezeichnete Reiter", sagte er, „sie springen vom Pferde, um stehenden Fußes ihr Gewehr abzufeuern und sitzen im nächsten Augenblick schon wieder im Sattel. Auf freier Ebene kann man ihrer nicht habhaft werden, und hinter Verschanzungen entwickeln sie einen außerordentlichen Mut; nur durch List ist es uns gelungen, ihre Festungen zu nehmen. Die neuesten Geschütze verfehlen ihre Wirkung gegen diese Horden, deren Kampfesweise die erfahrensten Taktiker in Verwirrung bringt. Früher brachten die Bomben Furcht in ihre Reihen, jetzt aber bekümmern sie sich kaum noch darum."

Wir dachten bei uns, daß die Ungläubigen die Bomben jedenfalls erst seit jener Zeit nicht mehr fürchteten, seitdem sie von den Chinesen selbst angefertigt wurden, und wagten, diese Vermutung in vorsichtigster Weise anzudeuten. Der Vizekönig aber war fest davon überzeugt, daß seine chinesischen Ingenieure Meister der Technik wären und daß ihre Bomben die europäischen überträfen. Dagegen gab er zu, daß die Aufständischen bessere Gewehre hätten als seine Soldaten. Um uns dies zu beweisen, ließ er ein Gewehr herbeibringen, das einem der gefangenen Insurgentenführer abgenommen worden war. Es war ein langes, sehr schweres Gewehr mit hübsch damasziertem Lauf und einem mit Silber und Halbedelsteinen verzierten Schaft; eine kostspielige Waffe nach arabischer Art und wohl hundert Taëls oder noch mehr wert. Der Vizekönig versicherte uns mit ernstem Blick — und wir mußten es ihm aus Höflichkeit glauben —, daß diese Flinten viel weiter als die europäischen Gewehre trügen. Er hat auch in seinem Palast eine sehr umfangreiche Waffensammlung, welche alle Arten Schießwaffen von dem Bogen der Mandschu-Soldaten bis zu den neusten schweizer und amerikanischen Repetiergewehren umfaßt. Aber er hält nichts von den letzteren. Sie richten nach seiner Ansicht mehr Lärm als Schaden an, da die Soldaten den Feind damit nicht ordentlich aufs Korn nehmen, sondern nur ihr Pulver vergeuden. —

Dieses Erlebnis des Professor Rousset erinnert uns an zwei andere lustige Geschichten. Als 1876 in Tsungarien und Kaschgar ein Aufstand ausbrach, erschien vor einem andern Vizekönig ein Chinese, der seinen tiefen Bückling machte, dann erzählte, daß er Tag und Nacht darüber nachgedacht habe, wie die Rebellen zu unterjochen seien und daß er schließlich ein Mittel gefunden habe. Er habe nämlich die Gewehre gekauft, mit denen die Preußen Napoleon besiegt hätten und biete sie dem Vizekönig sehr preiswert an. Dieser setzte seine große Brille auf und warf erstaunte Blicke auf die zur Probe mitgebrachten verrosteten Gewehre, die solche Wunderdinge bewirkt haben sollten. Da aber der Chinese seine Behauptung beeidete und der Vizekönig wahrscheinlich auch nicht leer dabei ausging, so kaufte er den ganzen Vorrat zum Heile des Vaterlandes an und erhielt von Peking wegen seines Diensteifers eine besondere Belobigung. Ob die bald darauf erfolgende Einnahme von Urumtsi, Jarkum und Kaschgar wirklich diesem Waffenankauf zuzuschreiben ist, möchten wir jedoch nicht verbürgen, denn preußische Waffen waren es allerdings und gegen Napoleon waren sie auch zu Felde gewesen, aber nicht 1870, sondern 1813.

Ein nicht minder komisches Abenteuer erlebte ein Vertreter von Krupp. Er hatte eine Anzahl Kruppscher Geschütze zur Armierung von Kelung nach Formosa geschickt, konnte jedoch den Restbetrag seiner Rechnung nicht erhalten, und als er sich schließlich Beschwerde führend an den Vizekönig Li-Hung-Chang wandte, wurde ihm nach einiger Zeit die Antwort zuteil, daß nach Aussage der Generale auf Formosa mit den gelieferten Kanonen nicht geschossen werden könne. Daraufhin reiste der Deutsche mit der nächsten Schiffsgelegenheit nach Formosa, um zu sehen, was los sei. Er wurde überaus höflich empfangen und der Höchstkommandierende veranstaltete ihm zu Ehren ein Festessen. Als der Vertreter schließlich um die Erlaubnis bat, vor der versammelten Generalität die Geschütze probieren zu dürfen, wurde ihm die Erwiderung zu teil, man glaube ihm, daß die Kanonen schußfähig seien und wolle auch den Rest der Rechnung bezahlen, nur möge er nicht unnötig sein Leben aufs Spiel setzen. Schließlich gab man seinem entschiedenen Widerspruch nach und begab sich gemeinsam auf den Schießplatz, von wo aus nach Scheiben geschossen werden sollte, welche auf dem abgesperrten Meeresarm ausgelegt waren. Als der Deutsche ein Geschütz geladen hatte und sich zum Abfeuern fertig macht, sieht er sich plötzlich mutterseelenallein auf dem weiten Schießplatz: die

Ein Mandschu-Tatar und seine Familie.

Generalität, die Adjutanten und alle übrigen Militärs hatten sich vorsichtshalber hinter die Sandsäcke der Verschanzung zurückgezogen. Ein Schuß, ein Knall, und langsam taucht ein Kopf nach dem andern hinter den Verschanzungen auf; und als man den Deutschen wohlbehalten neben dem Geschütz stehen sieht, wird er im Nu unter Jubel und Glückwünschen von der Menge umringt. Er ladet ein zweites Geschütz, und wiederum spielt sich derselbe Vorgang ab, nur daß diesmal die Köpfe etwas schneller hinter den Sandsäcken hervorkommen. Als darauf der Kruppsche Vertreter aber noch ein drittes Geschütz zu laden beabsichtigt, wird er von dem kommandierenden General daran mit dem Bemerken gehindert, daß Pulver ein sehr teurer Stoff sei und daß er nicht zugeben könne, daß noch mehr davon verschossen werde.

Hierbei möge erwähnt sein, daß das chinesische Lieblingsgewehr, mit dem noch ein großer Teil der Provinzialtruppen ausgerüstet ist, eine Länge von zwei Meter und einen in der Mitte verjüngten Kolben hat. Um es abzufeuern, sind drei Mann notwendig. Der eine hält das Gewehr horizontal auf seiner rechten Schulter fest und dient sozusagen als Lafette; der zweite erfaßt den Kolben und sucht, so gut es geht, zu visieren; der dritte schlägt mit einem Hammer auf das Zündhütchen oder setzt das Pulver durch eine Lunte in Brand. Da das denkbar schlechteste Pulver verwendet wird, so fliegt die 21 mm starke Kugel kaum fünfzig Meter weit, dagegen erfolgt ein Knall, der an ein Feuerwerk erinnert. —

Nun haben wir aber schon zu lange in der Hauptstadt der Provinz Kansu verweilt und wollen daher unseren Marsch fortsetzen.

Es giebt nicht gerade viel Bedeutendes auf unserem Wege zu sehen, denn nur wenige der größeren dort befindlichen Städte haben zur Zeit der erwähnten Unruhen den Angriffen der Mohamedaner Widerstand zu leisten vermocht, während der größere Teil derselben, die Dörfer, Tempel u. s. w. der Zerstörung anheim gefallen sind. Auch das Landschaftsbild bietet nicht allzu viel Abwechslung: an Bergen und Steinen fehlt es zwar nicht, aber an Wasser ist solcher Mangel, daß man von manchen Ortschaften mehrere Kilometer weit gehen muß, um solches zu beschaffen und daher mit demselben überaus sparsam umgeht. Ferner sieht man Tage lang keinen einzigen Baum, so daß ein Dorf, bei dem sich ausnahmsweise ein solcher befindet, den Namen Tan-Chu-Pao (Dorf des einzigen Baums) führt. Einzelne Nächte sind recht kühl und doch giebt es kein anderes Brennmaterial als Stroh, das naturgemäß mehr Qualm als Wärme entwickelt. Die

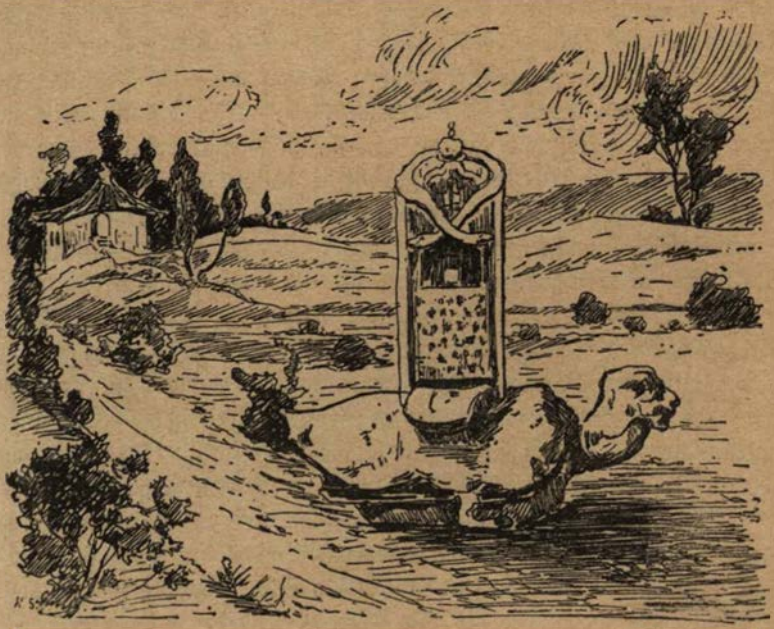
Bevölkerung lebt fast ausschließlich von Speisen, die man aus Mehl bereiten kann. Eier gelten als Delikatesse, und Schweinefleisch kommt selbst auf die Tische der Wohlhabenderen nur äußerst selten, während andere Fleischarten fast unbekannt sind.

Mit Verwunderung bemerken wir, wenn wir aus dem hohen Gebirge auf das Vorgebirge hinabsteigen, weite Strecken gut angebauten Landes, ohne daß meilenweit ein Haus zu erblicken wäre. Diese sonderbare Erscheinung erklärt sich dadurch, daß die Leute in jener Gegend nicht oberhalb, sondern unterhalb der Erde wohnen. Die kolossalen dortigen Lößablagerungen lassen sich ziemlich leicht bearbeiten und bilden, wenn nicht infolge allzu starker Aushöhlung irgendwo ein Zusammensturz erfolgt, Wohnräume, die Jahrhunderte, ja Jahrtausende vorhalten, und man kann, während sonst in China die Häuser nur einstöckig gebaut werden, in diesem Gestein solche von mehreren Stockwerken finden. Zweifellos datiert die Art, Wohnungen in dieser Weise anzulegen, aus vorgeschichtlicher Zeit, denn man kann an verschiedenen Stellen ganze Dörfer beobachten, die ursprünglich wesentlich tiefer lagen, dann aber, als im Laufe kaum berechenbarer Zeiten sich Neuablagerungen gebildet hatten, in die höhere Schicht verlegt wurden, so daß das neue Dorf direkt über dem alten liegt. Wie weit der Ursprung der namentlich in Indien zu findenden buddhistischen Höhlentempel sich auf solche unterirdischen Wohnungen zurückführen läßt und in wie weit die prähistorische Forschung aus dem Inhalt derselben lernen kann, muß die Zukunft ergeben.

So praktisch diese Gebirgsformation für den Hausbau ist, so wenig zuträglich ist sie für die Bewohner. Bei dem geringsten Luftzug schwebt über der ganzen Gegend ein Meer von beißendem Staub und füllt die Augen der auf dem Felde Arbeitenden. Da, wie bereits gesagt, klares Wasser zum Reinigen derselben schwer zu beschaffen ist, so leidet die gesamte Bevölkerung an den Augen und man sieht kaum Einen, der nicht auf einem Auge oder gar auf beiden fast erblindet ist. Überhaupt ist die ländliche und Schiffahrt oder Fischerei treibende männliche Bevölkerung im östlichen Teile der Provinz Kansu und im angrenzenden Teile von Chensi von mitunter geradezu entsetzlicher Häßlichkeit, während sich unter dem weiblichen Geschlecht zuweilen recht anmutige Gesichter und Gestalten bemerkbar machen. Am auffälligsten ist, daß die Füße aller Mädchen — auch derjenigen, welche der dienenden Klasse angehören — verkrüppelt und vielfach so klein sind, daß die Sohle in einer Kaffeetasse Platz hätte. Dabei wird

ihnen das Gehen augenscheinlich lange nicht so unbequem, wie den vornehmen Damen im Osten, denn während letztere nur wanken können, gehen die Mädchen hier weit aufs Feld und schleppen auf dem Rückwege sogar ziemlich schwere Lasten nach Hause. Das Stehen wird ihnen dagegen schwerer und sie verrichten ihre häuslichen Arbeiten daher entweder sitzend oder auf den Knieen hockend.

Auf dem ganzen Wege von der Hauptstadt Kansus bis zu der Hauptstadt Chensis giebt es nur zwei Sehenswürdigkeiten, die der Erwähnung wert sind. Nähern wir uns dem kleinen Städtchen Rui-



Steinerne Riesen-Schildkröte bei Ruining.

ning, so zeigt sich die Straße auf beiden Seiten von riesigen Schildkröten aus schwarzem Marmor eingefaßt, die auf ihrem Rücken große senkrechte Tafeln aus gleichem Material tragen. Sicherlich bildeten sie den Zugang zu einem Kaisergrabe, doch ist von diesem nichts mehr zu sehen, sondern der Weg endet vor einem Gebäude, in dem sich die Provinzialregierung befindet. Ferner zeigt sich, wenn wir uns der Stadt Pingliang nähern, eine neun Stockwerke hohe Pagode. Früher waren solche Riesenbauten in China keine Seltenheit, aber sie sind während der vielen inneren Kämpfe fast alle zu Grunde gegangen.

Signanfu.

Die erste Stadt von wirklicher Bedeutung auf unserem Wege ist Signanfu, die Hauptstadt Chensis, jener neuerdings mehrfach genannte Ort, nach dem die Kaiserliche Familie ihre Schritte zu lenken beschloß, als nicht mehr daran zu zweifeln war, daß Peking von den Verbündeten erobert werden würde.

Signanfu ist ziemlich ähnlich wie Peking erbaut. Es bildet ein langgestrecktes Viereck mit starken Mauern und vier mächtigen, durch

Rundes Thor in den kaiserlichen Gärten zu Signanfu.

dreistöckige Wachttürme beschützten Thoren. Alles befindet sich in leidlichem Zustande, da Signanfu ein für alle Mal als Zufluchtsort für die Kaiserliche Familie ausersehen und deshalb mit einer ständigen starken Garnison von Mandschutataren belegt ist. Gerade wie in Peking ist den Tataren ein besonderer durch Mauern abgegrenzter Stadtteil eingeräumt, und in der Mitte desselben befindet sich die Kaiserliche Stadt. Signanfu war unter der Tang-Dynastie (618—907) die Hauptstadt des ganzen Reiches und sie ist heute noch eine der bevölkertsten und bedeutendsten Handelsstädte im Innern desselben.

Ihrem Alter entsprechend und da sich die Mauern gegen alle Angriffe feindlicher Horden bewährt haben, birgt die Stadt denn auch mancherlei Sehenswürdigkeiten. Neben zahllosen Pagoden und Buddha-Tempeln enthält sie acht Moscheen für Mohamedaner, von denen eine die älteste im ganzen Reich und vor mehr als tausend Jahren erbaut ist. Am berühmtesten ist Signanfu jedoch durch sein Museum der Inschriften, das den Namen Paëlin (Wald der Tafeln) führt. In ihm werden eine Unmenge steinerner Tafeln aufbewahrt, deren älteste bis in das erste Jahrhundert vor Christi Geburt zurückreichen, und in welche allerhand Nachrichten aus der Regierungszeit der Han-, Tang-, Sung-, Juan- und Ming-Dynastieen eingraviert sind. Hervorragenden Litteraten gestattet man, von einzelnen dieser Tafeln sich Abdrücke auf Papier anfertigen zu lassen, damit sie bei ihren historischen Arbeiten stets das Original vor Augen haben.

Wesentlich schlimmer ist es den Vorstädten, den oft von chinesischen Dichtern besungenen Gärten, ergangen. Alle Tempel mit ihren teilweise uralten, überaus reichen Schätzen sind dem Erdboden gleich gemacht worden, nur eine einzige Reliquie hat sich sonderbarerweise erhalten, nämlich jener Denkstein, der von der ersten Einführung des Christentums in China Kunde giebt. Im Jahre 1625 wurden Missionare von bekehrten Chinesen auf diese mit einem Kreuze geschmückte Steintafel aufmerksam gemacht, und sie wäre sicherlich während des Mohamedaner-Aufstandes zu Grunde gegangen, wenn sie nicht kurz vorher auf Kosten eines gewissen Ran-Tan-Rua in einer Tempelnische aufgestellt und so durch die Mauern desselben beschützt worden wäre, denn der Tempel selbst wurde von den Aufrührern völlig zerstört. Deswegen mag eine kurze Beschreibung dieses wunderbar erhaltenen altersgrauen Denkmals hier am Platze sein.

Die halbkreisförmige Wölbung des Denksteins zeigt zwei greifartige Fabeltiere, welche eine Kugel über einem großen Schild halten, dessen Spitze mit einem Runenkreuz versehen ist. Die darunter befindliche Tafel enthält in 780 chinesischen Schriftzeichen eine Art Glaubensbekenntnis, dessen wichtigste Sätze lauten:

„Ein erster Anfang, weise und geistig, hat Alles aus dem Nichts erschaffen; es ist eine Wesenseinheit in drei Personen. Der Mensch wurde ursprünglich in Gerechtigkeit erschaffen, der Teufel brachte ihn zu Falle; daher kommen alle Leiden, die das menschliche Geschlecht bedrücken. Eine von den göttlichen Personen verbarg sich in menschliche Gestalt; man nennt ihn Messias. Er wurde von einer Jungfrau

geboren; seine Geburt verkündete ein Engel, und ein Stern zeigte sie an. Könige brachten ihm Geschenke dar. — Er fuhr hinauf zum Himmel; er verordnete die Taufe zur Abwaschung der Sünden und gebrauchte das Kreuz, um alle Menschen zu erlösen."

Hierzu gesellen sich folgende Erläuterungen:

„Unter der Regierung Tai-zungs kam im Jahre 635 Olopen nach China. Der Kaiser schickte ihm Boten entgegen und ließ ihn in seinen Palast bringen; bei sich führte er Schriften und Bilder. Die Lehre wurde geprüft; man fand sie wahr und der Kaiser erließ folgendes Dekret zu ihren Gunsten: Ein Mann von großer Tugend ist von Ta-zin an unsern Hof gekommen; wir haben seine Lehre geprüft und wunderbar gefunden. Sie lehrt den Weg des Heils und ist dem Volke von Nutzen. Sie soll ihm bekannt gemacht werden; auch ist eine Kirche zu erbauen, worin einundzwanzig Priester den Dienst verrichten sollen.

Im Jahre 651 folgte Kao-zung seinem Vater. Auch er bezeugte Olopen große Ehre und baute dem wahren Gotte Kirchen in allen Provinzen. Die Bonzen aber verfolgten die Christen; zwei eifrige Männer jedoch verteidigten den Glauben, der seinen früheren Glanz wiedererhielt und vom Kaiser selbst gestärkt wurde. Kaiser Su-zung baute im Jahre 757 fünf Kirchen, und auch die folgenden Kaiser bestätigten durch Edikte die Schönheit des Christentums.

Um das Andenken dieser Großthaten zu verewigen, und der Nachwelt zu überliefern, haben wir diesen Denkstein im Jahre 782 aufrichten lassen." —

Setzen wir unsern Weg durch die Provinz Chensi fort, so ist es zunächst der Tae-Hua-Chan, einer der fünf heiligen Berge, der unser Interesse wachruft. Seit alters ist dieser Berg ein viel besuchter Wallfahrtsort, und in seiner Nähe befanden sich außer der Haupt-Pagode viele kleinere Tempelchen, doch haben die Mohamedaner sie alle zerstört. Die Haupt-Pagode ist an ihrer alten Stelle und in ihrer ehemaligen Form aus neuem Material wieder aufgebaut worden, dagegen liegen die kleineren meist noch als Ruinen nieder. Es stimmt den Kunstfreund wahrhaft traurig, die gewaltigen Glocken, die prachtvollen Bronzevasen, die unschönen aber durch ihr Alter ehrwürdigen Statuen und die tausende teils wertvoller teils origineller Prunkstücke, welche von andächtigen Gläubigen im Laufe der Jahrhunderte gestiftet worden sind, zertümmert am Boden liegen und von einem Wald von Unkraut überwuchert zu sehen.

Vor jedem ehemaligen Tempeleingang ist ein Tischchen aufgestellt mit einem Bildwerk oder sonstigen Heiligtum, das zufällig der Vernichtung entgangen ist, und neben ihm hält ein Bonze Wacht, der durch Anschlagen an ein Becken unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Treten wir näher, so streckt er uns einen Teller entgegen, um unserer Mildthätigkeit einige Cash zum Wiederaufbau seines Tempels zu entlocken oder er bietet uns auch wohl ein altes Bildchen zum Kauf an, welches den Tempel in seiner ehemaligen Gestalt zeigt. Es wird noch manches Jahrzehnt dauern, bis alle Gebäude wieder annähernd in ihrer alten Gestalt aufgebaut sein werden, aber Jahrtausende können nicht ersetzen, was damals an Kunstwerken innerhalb weniger Stunden umgekommen ist.

So niederdrückend dieses Ruinenfeld auf uns wirkt, so lustig geht es dagegen in dem dabei liegenden Orte Hua-Yin-Miao zu. Während man sonst auf dem Lande — gerade wie in Europa — beobachten kann, daß bei Bittgängen und kirchlichen Aufzügen sich das

Das chinesische Lieblings-Gewehr.

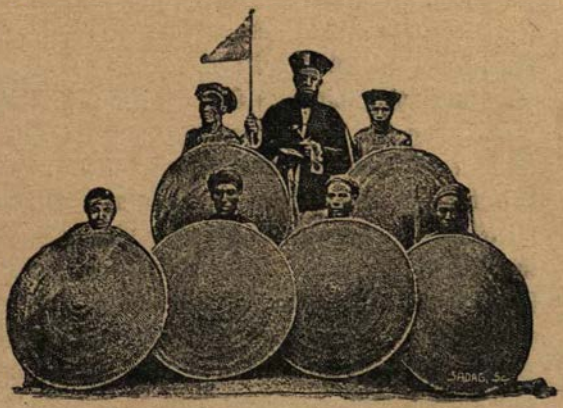
weibliche Geschlecht stark in der Mehrheit befindet, scheint man hier ausschließlich auf männliche Wallfahrer zu rechnen. Der Ort hat keine eigentliche Einwohnerschaft, sondern besteht lediglich aus einem Dutzend Gasthäuser, in dem man sich nicht nur von den Strapazen der Reise sondern auch von häuslichem Kummer erholen kann.

Kaum in eines dieser Hotels eingetreten, erhält man von einer der ständig im Hause wohnenden Damen eine Visitenkarte mit der Anfrage zugesandt, ob man durch eine musikalische Aufführung etwas Zerstreuung wünsche. Protestiert man nicht sofort energisch, so erscheint nach kurzer Zeit in dem Zimmer des Fremden eine weibliche Gestalt in eleganter Toilette mit über und über geschminktem Gesicht und hochaufgebautem mit Blumen untermischtem Haarputz und beginnt ein Lied, dessen Text wir nicht verstehen und dessen Melodie uns aus dem Hause treiben könnte. Häufig aber erscheinen die Damen gleich zu dritt und bringen zum Überfluß noch eine Mannsperson mit, die den Gesang auf einer Art Guitarre begleitet.

Auf der Stadtmauer von Signanfu.

Die Chinesen hören sehr gern Musik (wenn man das Aneinanderreihen möglichst unpassender Töne so nennen darf), doch sind Musikanten und Sängerinnen verachtet und stehen mit dem Henker etwa auf gleicher Rangstufe. Ein junges Mädchen aus guter chinesischer Familie darf überhaupt keine Bildung besitzen; Kenntnisse von der Musik zu haben, würde ihr jedoch direkt als ein Makel ausgelegt werden. Wir lächeln, aber auch bei uns gab es eine Zeit, in der die Spielleute vogelfrei waren, „denn sie sind liederlich", sagte der Sachsenspiegel, „und machen liederlich".

An den Chinesen ist nun allerdings nicht mehr viel zu verderben, denn sie sind schon mit allzu viel Lastern behaftet. Glaubt die Dame, daß der Gast ihrem Gesange genug gelauscht habe, so ladet sie ihn ein, sie auf ihr Zimmer zu begleiten — d. h. bei ihr eine oder einige Pfeifen Opium zu rauchen. In den Zimmern der Sängerinnen befinden sich für diesen Zweck ganz besondere Vorkehrungen. Der „Kang", die in Nord-China nie fehlende Ofenbank, ist mit einem roten Teppich bekleidet, auf dem mehrere Kopfkissen ausgebreitet sind.



Chinesisches Provinzial-Militär.

Hier streckt der Chinese seine Glieder aus, während ihm die Holde mit eigenen Händen die Pfeife aus schwarzem polierten Holz mit silbernem Beschlag (unserer Flöte ähnlich) bereitet und so lange wieder füllt, bis der Besucher den erwünschten Schlummer gefunden hat. —

Setzen wir von diesem Ort, an dem Laster und Frömmigkeit nebeneinander ihren Sitz aufgeschlagen haben, unsere Reise fort, so ist Tung-Kwan die nächste Stadt von Bedeutung. Sie ist eine der stärksten Festungen Chinas und beherrscht sämtliche Verbindungswege zwischen dem Nordwesten und dem Inneren des Reiches, und infolge dieser hervorragenden Bedeutung hat man auch im Gegensatze zu den Orten, die wir bisher kennen lernten, große Sorgfalt auf die Instandhaltung ihrer Mauern und ihrer Zinnen verwendet.

Das eigentliche Garnisonleben in den Festungen im Innern Chinas unterscheidet sich aber so wesentlich von unserem europäischen, daß eine kurze Schilderung der Verhältnisse hier am Platze ist. Die Provinzial-Armee Chinas ist ausschließlich aus Soldaten chinesischer Abstammung gebildet, steht unter Befehl chinesischer Offiziere und hat mit dem Festungsdienst nicht das Geringste zu thun. Der letztere erfolgt durch Mandschu-Tataren unter Generalen ihres eigenen Stammes, die jedoch zu Operationen außerhalb der betreffenden Festungsmauern nicht verwendet werden dürfen und nur im Kriegsfall zur Verteidigung desjenigen Platzes herangezogen werden können, in dem sich die Kaiserliche Familie aufhält. Der Mandschu-Tatar bleibt, so lange es seine Kräfte gestatten, aktiver Soldat: er verheiratet sich, erhält von der Regierung ein Haus, bleibt sein ganzes Leben in derselben Festung wohnen und seine Söhne werden wieder Soldaten. So besteht die ganze Stadtbevölkerung seit vielen Generationen aus Soldaten, Soldatenfrauen, gewesenen und zukünftigen Soldaten, und auch die jugendliche weibliche Bevölkerung hat keine andere Aussicht, als sich mit Soldaten zu verheiraten. Die aktiven Mandschu erhalten regelmäßig Sold, teils in bar, teils in Naturalien; davon leben natürlich auch die Frauen, die altersschwachen Eltern und die noch nicht waffenfähigen Kinder, so daß thatsächlich die gesamte Festungsbevölkerung aus Staatsmitteln unterhalten wird. Zweifellos hat dieses Erziehen von Kriegerfamilien durch ganze Generationen (die Offiziersfamilien vererben sich ebenfalls) sein Gutes, aber andererseits wird auch der Schlendrian dadurch großgezogen und, was das Schlimmste ist, die Leute werden ganz einseitig auf den Wachtdienst zugestutzt.

Noch schlimmer steht es freilich mit der Provinzial-Feldarmee. Um Offizier in derselben zu werden, muß man hauptsächlich körperliche Geschicklichkeit nachweisen können. Der Prüfling muß zu Pferde im Galopp einen Kreis umreiten und dabei zuerst mit dem Bogen, dann mit einem alten Vorderladergewehr einige Schüsse auf Scheiben abgeben und eine gewisse Anzahl Treffer haben. Er muß mit schweren Hellebarden gymnastische Übungen machen, bestimmte Gewichte heben, mit Steinen eine Strecke weit werfen und dabei ein Ziel treffen, Messer durch die Luft werfen und geschickt wieder auffangen — kurz Fertigkeiten besitzen, die man bei uns von einem Akrobaten oder Jongleur verlangt. Kann er das, ist er ferner ehelich geboren und stammt aus einer Familie, die nach dortigen Begriffen kein unehrliches Gewerbe betrieben hat, so ist seine Ernennung zum Offizier gesichert. Man

kann sich denken, wie unter diesen Umständen der gemeine Soldat beschaffen ist und wird das chinesische Sprichwort begreifen „Ein Mensch, der kindliche Liebe hat, wird niemals Soldat".

In der Umgebung dieser Festung liegen noch zwei Orte, die der Erwähnung wert sind. Der eine ist die Missionsstation Kao-Lin-Sien, der andere der heilige Berg Rua. Die Mission ist der Sitz des katholischen Bischofs für die Provinzen Chensi und Kansu. Sämtliche Missionare sind italienische Franziskaner und auch der Bischof ist italienischer Abkunft. Die nicht unbeträchtliche Zahl zum Christentum übergetretener Chinesen, die sich bei der Mission angesiedelt haben, beweist, daß die Arbeit nicht erfolglos gewesen ist. Der Berg Rua ist, wie alle heiligen Berge, mit vielen Tempelchen bedeckt und von bedeutender Höhe. Wahrscheinlich hat die eigenartige Bildung seines Gipfels dem Berge sein Ansehen verschafft. Betrachtet man ihn nämlich vom Thal aus, so scheint der Gipfel aus einem einzigen gewaltigen prismenförmigen Stein zu bestehen, ersteigt man aber den Berg, so löst sich diese Masse in lauter einzelne, senkrecht stehende, nadelartige Bergspitzen auf.

Im Thee-Distrikt.

Nun erhält das Landschaftsbild ein völlig verändertes Aussehen. Die Berge hören auf, und vor uns beginnt die große Ebene, welche den Südosten von China bildet, sich zu erstrecken. An die Stelle der Getreidefelder treten Reisanpflanzungen, und die kahlen Landstrecken werden durch reichbewaldete Gegenden abgelöst. Sahen wir bis jetzt nur Lehmhäuser oder unterirdische Wohnungen, so fangen nunmehr die ganz aus Holz erbauten Häuser an; ebenso fehlen häufig die Mauern, die wir selbst bei den kleinsten Städtchen zu finden gewohnt waren. Litt das bisher von uns durcheilte Gebiet an ständiger Trockenheit, so lernen wir jetzt den Regen, mehr als uns lieb ist, kennen; ferner ist das Klima ein gleichmäßigeres und die Gebäude bedürfen weder eines Kang noch einer sonstigen Heizvorrichtung. Sogar in der Kleidung und Sprache machen sich Änderungen bemerkbar, und wir selbst setzen unseren Weg nicht mehr zu Lande fort, sondern benutzen nach der Gewohnheit des Landes die Wasserstraße.

In dem kleinen Orte Long-king-tsae besteigen wir ein Boot, das uns den Han-kiang hinabführt. Da aber die Städte in diesem Teile des Landes nicht am Flusse, sondern in einiger Entfernung von demselben liegen, so zeigt sich abgesehen von den Stromschnellen, Sand-

bänken und anderen Abwechslungen, welche das Flußbett selbst bietet, kaum etwas Bemerkenswertes, bevor wir an jene Stelle gelangen, wo er sich in den Yantsekiang ergießt und wir dem Städte-Dreieck Hankau-Wutchang-Hanjang, das mit Hamburg-Altona-Harburg verglichen zu werden pflegt, uns gegenüber befinden.

Die Einwohnerzahl dieser drei Städte beläuft sich auf zwei bis drei Millionen Menschen, und Hankau ist zweifellos die bedeutendste Handelsstadt im Innern Chinas. Seide, Öl, Talg, Tabak, Wachs und Häute werden in großen Massen ausgeführt; namentlich aber ist es der Theeexport, der sich jährlich auf etwa fünfzig Millionen Mark beziffert, welcher der Stadt ihre Bedeutung verleiht. Zwischen Schanghai und Hankau unterhalten sieben Dampferlinien regelmäßige Verbindungen, wozu sich die eigenen Dampfer der großen Handelshäuser gesellen, so daß jährlich mehr als achthundert Dampfer mit einem Tonnengehalt von etwa 800000 Tons die Zollstation in Hankau verlassen. Allein im Monat Mai, zur Eröffnung der Theesaison, liegen gleichzeitig zwanzig bis dreißig große überseeische Dampfer am Zollhause, um die vielbegehrten aromatischen Blätter fortzutragen.

Der Thee hat während der beiden letzten Jahrzehnte auch in Mittel-Europa solche Bedeutung erlangt, daß wir die Beschreibung der Stadt uns für das nächste Kapitel aufsparen und einstweilen nur die Gewinnung des Thees und seinen Handel schildern wollen.

Seitdem Robert Fortune im Auftrage der Londoner Gartenbaugesellschaft während der Jahre 1843—45 das Gebiet, auf dem der Thee gedeiht, nach allen Richtungen durchforscht hat, läßt sich kein Reisender die Gelegenheit entgehen, nach Hankau zu fahren. Aber dem Vergnügungsreisenden fehlen die nötigen kaufmännischen Kenntnisse, sowie alle Beziehungen und Verbindungen, um Aufklärungen und Einblick in die wirklichen Verhältnisse zu erlangen. Soweit unsere eigenen in Amerika und England gesammelten Erfahrungen reichen, hat A. H. Exner das Beste geschrieben, was je über dieses Thema veröffentlicht worden ist, und wir wollen daher seinen Bericht unseren Ausführungen zu Grunde legen. Dieser Herr war Vertreter der Deutschen Bank im Eisenbahn-Konsortium für China, er war mit den Verhältnissen des chinesischen und der europäischen Märkte in gleichem Maße vertraut, hatte alle nur denkbaren Verbindungen, um sich Auskunft zu verschaffen und überblickte die gesamte Lage mit Kenneraugen.

Das Theegeschäft liegt jetzt zum größten Teile in den Händen der Russen, welche sich dauernd in Hankau niedergelassen und daselbst

große Fabriken mit Dampfbetrieb zur Herstellung von Ziegelthee eingerichtet haben. Zur Bereitung des Ziegelthees werden namentlich die schlechteren Sorten Thee sowie der billige Theestaub verwendet, während aus besseren Sorten kleinere Tabletten in Form unserer Schokoladentafeln hergestellt werden. Beide Tafelsorten pflegen durch Dampfer nach Tientsin und weiter als Kamellast über Kiachta nach

Ein Thee-Export-Geschäft in Hankau.

Rußland gesandt zu werden, durch welch letztere Beförderung ihnen der Name Karawanenthee zu teil geworden ist. Die guten Qualitäten Thee erster und zweiter Ernte gehen fast stets auf Dampfer direkt nach Odessa bezw. nach anderen nichtasiatischen Häfen.

Die in Deutschland vielfach verbreitete Ansicht, die Bezeichnung Karawanenthee werde den besten Sorten beigelegt, beruht auf Irrtum;

auch schließt die Bezeichnung Karawanenthee die Thatsache einer teilweisen Wasserbeförderung nicht aus, vielmehr muß auch der Karawanenthee vor seiner Überlandtour die Reise vom Exporthafen bis Tientsin zu Wasser zurücklegen.

Das Hauptheegeschäft in Hankau wickelt sich in sehr kurzer Zeit, in etwa 4 bis 6 Wochen, ab. Im Mai senden die englischen Häuser und Schanghaier Firmen ihre Theeschmecker und Einkäufer nach Hankau, um hier am Platze die ersten und feinsten Sorten direkt aufzukaufen und solche nicht den das ganze Jahr hindurch in Hankau ansässigen Russen allein zu überlassen. Ist die Ernte verkauft, so kehren die Agenten zurück, und es finden die späteren Abschlüsse zweiter Ernte zum großen Teile in Schanghai statt. (Das vielfach wiederholte Märchen, daß die erste Ernte ausschließlich für die kaiserliche Familie reserviert werde und überhaupt nicht nach Europa komme, ist Unsinn. In den besten Distrikten besitzt das Kaiserhaus einige Privatgärten, welche sorgfältig gepflegt werden, und die in diesen gewonnene erste Ernte wird für die Hoftafel ausgelesen, während die minder guten Blätter nebst der zweiten Ernte für die Hofbediensteten bleiben.)

Ein außerordentlich reges Leben herrscht in den Ziegeltheefabriken, von denen einzelne über tausend Kuli beschäftigen. An einer Stelle wird mit Hilfe von maschinellen Einrichtungen der Theestaub gemischt und befeuchtet, in Holzformen gefüllt und gepreßt, an der andern werden die fertiggestellten Ziegel in langen Reihen zum Trocknen aufgestellt, an einer dritten Ziegel und Tabletten umhüllt, etikettiert, in Kisten verpackt, verlötet und auf die Lagerhäuser geschafft. In anderen Räumen werden bessere Sorten Thee sortiert und in würfelförmige Kisten zum Versand verpackt. Um tiefe Kisten mit dem richtigen Quantum füllen zu können, sprangen die der großen Hitze wegen bis auf den Lendenschurz entblößten Chinesen in die nahezu gefüllten Kisten und stampften in üblicher Weise mit ihren schmutzigen, schweißigen Füßen den Thee fester zusammen.

Die europäischen Theekäufer haben während der letzten Jahre sehr über den Rückgang in der Güte des chinesischen Thees geklagt, und es ist eine Thatsache, daß infolge dieser angeblichen Verschlechterung nicht nur der Preis der verschiedenen chinesischen Theesorten um ein bedeutendes gefallen ist, sondern daß auch an Stelle des früher üblichen Zuwachses in der Ausfuhr ein Stillstand, ja sogar ein Rückgang des Exports zu verzeichnen gewesen ist. Da die Theesteuer innerhalb zwanzig Jahren dem chinesischen Reich über 367 Millionen Mark und

England sogar über 1340 Millionen eingebracht hat, so hielt Sir Robert Hart, der Generalinspektor der chinesischen Seezölle, eine Umfrage bei den Zolldirektoren, welche folgende Thatsachen feststellte.

Die Theestaude wird in China ausschließlich in kleinen Gärten gezogen, die meist das Eigentum von Personen sind, die kein eigenes Kapital besitzen. Die bei weitem größere Anzahl dieser Gärten ist in hügeligen Distrikten angelegt, die fast durchweg schlechten Boden haben, oftmals wenig besser als Sand. Der drei bis fünf Fuß hohe Strauch ist im allgemeinen der Myrte sehr ähnlich, sein Holz ist äußerst zäh und hart, und hat, wenn frisch geschnitten, einen unangenehmen Geruch. Die gezackten Blätter sind lederartig, glatt und von dunkelgrüner Farbe. Die Staude wird stets aus Samen gezogen und die Sprößlinge werden von manchen Pflanzern umgepflanzt, sobald sie ein Alter von drei Monaten erreicht haben. Der Strauch wird weder gedüngt noch bewässert, wie man ihm überhaupt nur wenig Sorgfalt angedeihen läßt; es wird jedoch darauf gesehen, daß die Pflanzen nicht im Schatten stehen. Man pflückt die ersten Blätter, wenn die Staude etwa drei Jahre alt ist, doch ist sie erst in ihrem sechsten oder siebenten Jahre ausgewachsen und kommt mitunter bis zu ihrem zwanzigsten Jahre fort.

Man erntet gewöhnlich nur zweimal jährlich, da eine dritte Ernte die Staude zu sehr schwächt. Die erste und verhältnismäßig kleinste Ernte beginnt meist gegen Mitte April und liefert die feinsten Theesorten; die zweite findet Ende Mai oder Anfang Juni statt und ist die Haupternte; die dritte, wenn eine solche stattfindet, was nur zu geschehen pflegt, wenn die Pflanze auf sehr gutem Boden steht, beginnt Anfang Juli. Der Ertrag einer einzelnen Pflanze variiert so bedeutend, daß es schwer hält, eine Durchschnittsziffer zu nennen, doch soll man etwa $2^1/_2$ Pfund grüne Blätter von den besten Stauden ernten, während die gewöhnlichen nur etwa 1 bis $1^1/_2$ Pfund ergeben. Auf einem Mau (6,73 Ar) zieht man durchschnittlich 300 bis 400 Sträucher. Das Wetter übt naturgemäß einen großen Einfluß auf die Qualität der Blätter aus. Hat es zu viel geregnet, so werden sie gelb und schimmelig; regnet es nicht genug, so bleiben sie klein und sprossen nur spärlich. Höchst wichtig ist es, daß die Blätter zur rechten Zeit und bei schönem Wetter gepflückt werden. Für gewöhnlich kann das Pflücken der Blätter von der Familie des Besitzers eines Theegartens ohne andere Mithilfe besorgt werden, und ein gewandter Sammler ist imstande, etwa zwölf bis fünfzehn Pfund täglich zu pflücken.

Der erste Schritt zur Zubereitung für den Markt ist das sogenannte „Trocknen", zu welchem Zwecke das grüne Blatt auf flachen Bambusmulden zwei oder drei Stunden lang in die Sonne zum Verwelken gelegt wird. Während die Blätter auf diesen Mulden liegen, reibt und rollt man sie vorsichtig, bis sich auf ihnen rote Flecken zeigen, dann packt man sie lose in baumwollene Säckchen und legt diese in hölzerne Kisten, durch deren Seite zahlreiche Löcher gebohrt sind. Nunmehr stellt sich ein Chinese mit voller Körperschwere auf die Säcke und preßt und knetet dieselben mit den Füßen. Dieser Prozeß hat das Ausdrücken der Feuchtigkeit, die das Blatt enthält und welche als eine halbklebrige grünliche Flüssigkeit durch die

Chinesinnen sortieren Theeblätter.

Löcher der Kiste abfließt, zum Zweck. Ohne dieses Pressen würde das Blatt bitter bleiben; oder, um mich wissenschaftlicher auszudrücken: der Zweck des Pressens ist die teilweise Entfernung des Tannin.

Der nächste Schritt in der Zubereitung ist die „Gärung", d. h. der Thee wird in Körbe gelegt, die mit Matten aus Baumwolle oder Filz bedeckt werden, damit die Wärme beibehalten bleibt und die Gärung schneller von statten geht. In diesen Körben verbleibt der Thee etwa zwei bis drei Stunden, er wird sodann herausgenommen und wieder auf etwa vier Stunden in die Sonne gelegt. Das Blatt hat alsdann 75 Prozent seines ursprünglichen Gewichts verloren, mit andern Worten: vier Pfund grüne Blätter geben ein Pfund getrockneten (aber noch nicht gedörrten) Thee. Das Blatt wird nunmehr zum

Verkauf angeboten und in diesem Zustand von dem chinesischen Händler gekauft. Dieser bereitet den Thee für den Markt zu, und die Blätter müssen jetzt, um den sogenannten grünen oder schwarzen Thee herzustellen, durch einen besonderen Zubereitungsprozeß gehen.

Bis auf den heutigen Tag nimmt man in vielen deutschen Kreisen an, daß grüner Thee und schwarzer von zwei verschiedenen Arten der

Die Reinigung des Thees.

Theestaude geerntet wird. Das ist irrig; der Unterschied wird nur durch einen besonderen Zubereitungsprozeß erzielt.

Der chinesische Kaufmann begiebt sich Ende März oder Anfang April ins Innere des Landes und führt sein Kapital, ausschließlich in Kupfer-Cash umgewechselt, mit sich. Er schickt eine Anzahl Leute nach verschiedenen Richtungen ins Land, die in den Theedistrikten Nebenstationen zum Ankauf und Sammeln des Artikels etablieren.

In diese Stationen bringen die Theepflanzer ihre Ware zum Verkauf. Ist eine hinreichende Quantität Thee zusammen, so wird er durch Kuli, die denselben in Säcken auf ihren Schultern tragen, nach dem Hauptspeicher des Kaufmanns überführt, der sich in einer größeren am Yangtsekiang oder einem anderen Flusse belegenen Stadt befindet, damit die Verschiffung bequem vor sich gehen kann. Das Heranschleppen der Theesäcke aus den entfernteren Distrikten erfordert mehrere Tage, obgleich die Träger Tag und Nacht, mit nur ganz kurzen Ruhepausen, marschieren. In dem Hauptspeicher oder Hong wird der Thee sortiert, wobei häufig die Blätter von verschiedenen Theegärten gemischt werden. Dann entscheidet man, welche Sorten sich besser zum sogenannten grünen und welche sich besser zum schwarzen Thee eignen.

Die Zubereitung des grünen Thees (Thea viridis) geschieht folgendermaßen: Die Blätter werden in Bambusmulden zum Trocknen ausgebreitet und, nachdem sie daselbst zwei bis drei Stunden gelegen, zum Dörren in heiße Pfannen geworfen, wo man sie durch ständiges Umrühren vor dem Anbrennen bewahrt. Nach vier oder fünf Minuten nimmt man sie heraus und legt sie auf ein Rollbrett. Jeder Arbeiter nimmt nun so viele Blätter als er mit seinen Händen drücken kann, formt einen Ball aus ihnen und rollt diesen so lange auf dem Tische hin und her, bis die Feuchtigkeit, welche die Blätter enthalten, fast völlig entfernt ist. Nunmehr breitet man sie auf Mulden aus, von wo sie aber schon nach wenigen Minuten in die diesmal nur wenig erwärmten Rostpfannen zurückgethan werden. In etwa 1 bis $1^1/_2$ Stunde sind die Blätter vollständig getrocknet und haben eine dunkelgrüne Farbe, die später etwas heller wird, angenommen. Jetzt laufen die Blätter keine Gefahr mehr, schwarz zu werden. Dieser Prozeß ist der wichtigste der Zubereitung. Der Thee wird hierauf umgewendet und durch verschiedene Siebe geschüttet, um Staub und andere Unreinigkeiten zu entfernen. Endlich wird er in die verschiedenen Sorten, die als Tankway, Hyson, Gunpowder u. s. w. bekannt sind, sortiert und ist dann zur Verpackung fertig.

Die Zubereitung des schwarzen Thees (Thea Bohea) geschieht wie folgt: Man läßt die Blätter etwa sechs bis acht Stunden auf Bambusmatten liegen, dann wirft man sie in die Luft, daß sie einzeln wieder auf die Matten fallen und schlägt sie leicht mit den Händen, bis sie welk werden. Nun fegt man die Blätter in Haufen zusammen und läßt sie so ein bis zwei Stunden liegen. Hierauf beginnt der Prozeß des Dörrens und Rollens, welcher sich in ähnlicher Weise

vollzieht, wie wir dies bei dem grünen Thee gesehen haben. Sodann läßt man die Blätter etwa drei Stunden auf Matten trocknen, wirft sie zum zweiten Male für drei oder vier Minuten in Rostpfannen und rollt sie dann nochmals wie zuvor. Alsdann hängt man einen röhrenartigen Korb, der in der Mitte eng und an beiden Seiten breit ist, über ein Holzkohlenfeuer und breitet in demselben auf untergelegten Sieben den Thee etwa einen Zoll dick aus. Nachdem derselbe fünf bis sechs Minuten auf dem Siebe gelegen hat, nimmt man ihn vom Feuer weg und rollt ihn zum dritten Mal. Hierauf breitet man wiederum die Blätter auf Sieben in den röhrenförmigen Körben aus, welche nach acht bis zehn Minuten abgenommen werden. Die Blätter, die nun eine dunkle Farbe bekommen haben, werden in dicken Lagen in Körbe gepackt und längere Zeit über ein schwaches Kohlenfeuer gebracht, wo sie so lange bleiben, bis sie vollständig trocken sind und ihre schwarze Farbe, die mit der Zeit noch dunkler wird, angenommen haben. Nachdem sie dann durchgesiebt und nach Qualität sortiert worden sind, sind die Blätter zur Verpackung und zum Export fertig, und wir wollen jetzt berechnen, was der Thee auf dem Markte in Hankau oder einer anderen dortigen Stadt kostet.

Der Preis, den der chinesische Händler dem Pflanzer für den Thee zahlt, hängt natürlich von der Güte des Blattes ab. Für gewöhnlich schwankt er zwischen 6000 bis 18000 Cash (etwa 24 bis 72 Mark) für das Pikul (= 60,453 Kilo). Dazu kommt: die erste Steuer „Schan-li" (die jetzt der Käufer zahlen muß, während sie früher dem Pflanzer zur Last fiel), die etwa 760 Cash (rund 3 Mark) für das Pikul beträgt, ferner der Transport aus dem Innern nach Hankau, der sich höchstens auf 4 Mark stellt, eine zweite Steuer „Lekin", die etwa 7 Mark beträgt, Zubereitung des Thees vielleicht 12 Mark, Arbeitslohn höchstens 12 Mark, endlich Theekisten 5 Mark. Das Pikul Thee billigster Sorte, das beim Einkauf vom Pflanzer mit 24 Mark bezahlt worden ist, kostet also, wenn es in Hankau zum Verkauf gelangt, bereits 67 Mark.

Von Hankau das Pikul Thee nach Europa oder Amerika zu bringen verursacht folgende weitere Unkosten: Verdienst des chinesischen Händlers etwa 6 M., Ausgangszoll 15 M., Fracht 14 M., Ausladungskosten und Transport zum Speicher des Großkaufmanns 7 M. Mithin kostet das Pikul jetzt 109 M. oder das Pfund ziemlich genau 90 Pf. Für diesen Preis kauft also der Händler in Amerika den Thee ein, da die Vereinigten Staaten darauf keinen Zoll erheben

dagegen muß der Londoner Kaufmann noch einen Eingangszoll von 50 Pf. für das Pfund, der russische sogar einen solchen von 1 M. 50 Pf. entrichten. Das Pfund des billigsten Thees kostet also dem Großkaufmann in London 1,40 M., in Rußland 2,40 M. Damit steht der Preis der besten Sorte aber in gar keinem Verhältnis, denn die Unkosten an sich sind die gleichen; es erhöht sich nur der Einkaufspreis vom Pflanzer um 48 M. für das Pikul, der chinesische Zoll (34 Prozent des Wertes) um 16 M., der Verdienst des chinesischen Zwischenhändlers um 6—7 M., so daß das Pfund des allerfeinsten Thees dem Großkaufmann nur 60 Pf. teurer zu stehen kommt als der schlechteste.

China ist die Heimat des Thees und in keinem anderen Lande wachsen so vorzügliche Sorten wie dort, aber infolge der kolossalen Besteuerung und der sonstigen beträchtlichen Nebenkosten für die geringeren Sorten erobern sich der schwarze indische und der grüne japanische Thee ein immer weiteres Feld.

Der Mittelstand in England konsumiert kaum noch ein Pfund chinesischen Thees; man hat sich völlig an den indischen gewöhnt, der zwar wenig Aroma hat, aber voller — fast dem Kaffee ähnlich — schmeckt. In Amerika hingegen, wo man den grünen Thee bevorzugt, erwirbt sich der japanische mehr und mehr Freunde und wird den chinesischen bald ganz verdrängen.

In Indien wird zunächst ein Ausgangszoll überhaupt nicht erhoben; dann findet der Anbau nicht in einzelnen kleinen Gärten, sondern auf großen Plantagen statt, so daß alle Nebenausgaben fortfallen und der europäische Händler direkt vom Pflanzer kaufen kann. Das Pfund indischen Thees kostet daher bei seiner Ankunft in London noch nicht 50 Pf. und dabei ist die Zubereitung der Blätter eine so sorgfältige und gleichmäßige, daß der Käufer nicht zu befürchten braucht, daß ein Teil der Ware schon auf dem Transport verdorben ist. — Japan erhebt allerdings einen Ausgangszoll, aber er beträgt nur 4 M. für das Pikul, sodaß dadurch eine wesentliche Verteuerung nicht eintritt.

Während daher in dem Zeitraum von 1877—87 trotz des von Jahr zu Jahr zunehmenden Theekonsums die Theeausfuhr aus China keine Fortschritte machte, sondern auf durchschnittlich $2^1/_2$ Millionen Zentner jährlich stehen blieb, stieg die japanische Theeausfuhr von 250 auf 420 Tausend Zentner und die indische von 220 auf 700 Tausend Zentner. Das bedeutet namentlich für Indien unendlich viel,

da im Jahre 1838 dort der erste Versuch gemacht wurde, Thee anzubauen und noch 1851 die gesamte Theeausfuhr daselbst nicht mehr als 2000 Zentner betrug. Natürlich erfreut sich, wie heute die Verhältnisse liegen, der indische Thee nicht nur in England zunehmender Beliebtheit, sondern er verdrängt auch den chinesischen aus Australien und den anderen englischen Kolonien.

Strandansicht von Wutchang.

Am meisten haben sich aber die Verhältnisse in Europa verschoben. Früher kauften die russischen Theehändler ihre Ware in London, jetzt haben sie sich in China angesiedelt, und Rußland ist dasjenige Land, das infolge seiner Nachbarschaft den meisten chinesischen Thee verbraucht. London hingegen, das früher den Hauptstapelplatz für chinesischen Thee bildete, hat nicht nur Rußland eingebüßt, sondern auch auf dem eigenen Markte an Boden verloren, so daß schon 1886 von je 100 Pfund verkauftem Thee nur noch 50 Pfund chinesisch und 41 indisch waren.

Hankau-Wutchang-Hanjang.

Man sollte annehmen, daß infolge des großen Nutzens, der sich für den Staatssäckel und den Nationalwohlstand Chinas aus dem Theehandel ergiebt, dieser Teil des Reiches den Fremden wohlgesinnter sein müßte als die andern, aber gerade das Entgegengesetzte ist der Fall. In den Provinzen Honan, Hupe und Ngan Hwei kann sich kein Europäer blicken lassen, ohne daß ihm „Roter Teufel" (Fan-quai-tze) oder andere Schimpfworte nachgerufen werden, und an den Ufern des Yangtsekiang war es, wo 1891 die Unruhen gegen die Missionsanstalten ausbrachen.

Damals beeilte sich die Regierung, in energischer Weise gegen die Tumultanten vorzugehen und dadurch ein Zerwürfnis mit den Mächten zu vermeiden. Von welchen Beweggründen dieselbe geleitet wurde, ergiebt sich aus der Denkschrift „Das nachsichtige Auftreten gegen die Fremden", welche der Admiral Peng Yü-lin und der Gesandte in Washington Hsü Ching-chu verfaßt haben.

„Den Umgang mit den Ausländern kann man mit einer chronischen Krankheit vergleichen, die uns verhindert, das zu thun, was wir im gesunden Zustande thun würden. Seit dem Abschluß der Verträge hat China auf mancherlei Weise gelitten. Man vergleiche beispielsweise die Verträge Englands und Amerikas mit den unsrigen! Aber wir sind hilflos, gerade jetzt. Man darf jetzt nicht vom Kriege sprechen, da wir noch von den Opiumkriegen und dem Taipingaufstande geschwächt sind. Es würde nur dazu dienen, daß wir Land einbüßen und hohen Schadenersatz zahlen müssen. Außerdem befinden sich in allen Provinzen heimliche Verbindungen. Solange wir mit den Fremden Frieden halten, können wir diesen die Spitze bieten, sobald wir aber mit den Ausländern in Kollision kommen, dürfen wir sicher sein, daß unsere inneren Feinde die Gelegenheit zur Empörung benutzen. Daher ist es für uns notwendig, nachzugeben bis wir zum Kriege vorbereitet sind.

Die Länder des Westens sind nicht so hochsinnig wie wir, sondern unablässig bemüht, Vorteil zu ziehen. Jede der großen Nationen trachtet nach chinesischem Gebiet; wenn sie erst einen Hafen haben, verlangen sie nach mehreren. Nur gegenseitige Eifersucht und teilweise internationale Vereinbarungen legen ihnen Zügel an, nicht das chinesische Heer und unsere Flotte. Die europäische Eifersucht und Uneinigkeit ist ein Vorteil, den der Himmel China sendet,

damit es sich vorbereiten kann. Wenn alles zum Kriege bereit ist, dann werden wir mit einem Schlage die Vergangenheit rächen. Inzwischen werden wir herausfinden, welche Nation uns wirklich freundlich gesinnt ist und wir werden eine heimliche Alliance mit ihr eingehen." —

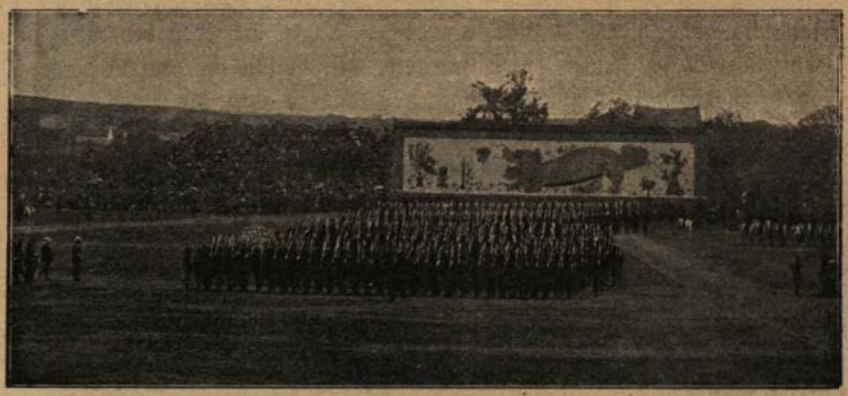
Diese wenig bekannte Denkschrift, welche die Grundlage für die neuere chinesische Politik bildet, ist in Wutchang, einer der drei vorgenannten Städte, ins Praktische übertragen worden. Der Vizekönig Chang-Chi-tung, einer der bedeutendsten chinesischen Staatsmänner, verfolgt die Kulturfortschritte Europas mit größter Aufmerksamkeit, aber nur, um sein Vaterland zu stärken und es für die „große Abrechnung" zu befähigen. Sein Lieblingsplan war die Herstellung einer gewaltigen Eisenbahn, die von Kanton über Hankau nach Peking reicht, um das feldtüchtig ausgebildete Militär in wenigen Tagen an jeden bedrohten Punkt werfen zu können, doch scheiterte die Absicht an dem Widerstande der Pekinger Behörden; dagegen gelang es ihm, die Abneigung seiner Landsleute gegen alles Fremde so weit zu besiegen, daß eine Telegraphenverbindung zwischen Hankau und Peking hergestellt wurde.

Chan-Chi-tung würde den europäischen Interessen unabsehbaren Schaden zugefügt haben, wenn er nicht in Geldsachen ziemlich unpraktisch wäre und dadurch den auf ihn neidischen Kollegen Gelegenheit gäbe, seine „Mißwirtschaft" an höchster Stelle in ungünstiges Licht zu rücken. Er hat für sich selbst nie Nutzen herauszuschlagen gesucht, sondern ist arm geblieben, obgleich ungezählte Millionen durch seine Hände gegangen sind, aber er hat es sich gefallen lassen müssen, daß man ihm von Peking schrieb „daß, obschon Se. Exzellenz seine Amtspflichten bisher mit Ernst und Energie erfüllt habe, die Regierung ihm doch empfehlen wolle, sich mehr mit den ihm zugesellten höheren Beamten zu beraten, um eine bessere und sparsamere Weise auszufinden, seine Pläne zur Ausführung zu bringen."

So ganz unrecht hatte die Regierung allerdings nicht. Mit scharfem Blicke hatte Chang-Chi-tung erkannt, daß man von Deutschland am meisten lernen könne, und er ließ deswegen unter Leitung von deutschen Offizieren und Ingenieuren eine Anzahl industrieller Etablissements errichten, die, da sie im größten Stile angelegt waren, sich nicht sofort verzinsen konnten, sondern finanzielle Schwierigkeiten herbeiführen mußten.

Er ließ eine große Seidenweberei einrichten, um den einheimischen Export zu heben. Er legte eine Baumwollspinnerei an, um die in-

dische Baumwollware zu verdrängen, doch sind indische Arbeitskräfte womöglich noch billiger als chinesische, so daß von einem Nutzen keine Rede sein konnte. Er bestellte in Bochum Schiffsladungen von Maschinen und Schienen für die von ihm projektierte Eisenbahn und ließ durch deutsche Baumeister die einige hundert Kilometer lange Strecke von Wutchang nach Schih-hui Yao bauen. Er ließ ferner zahlreiche deutsche Ingenieure kommen, um Eisenbahnschienen im Lande selbst anzufertigen. Die hohen Schornsteine der zu diesem Zweck nach neuester Konstruktion angelegten Schmelzöfen nehmen sich ganz sonderbar neben der alten Stadtmauer und den Tempeln von Hanjang aus, aber Nutzen brachten sie nicht, und der Vizekönig mußte sich 1898 entschließen, diese Eisenwerke unter schwerem Verlust zu verkaufen.



Parade eines chinesischen Bataillons vor dem Prinzen Heinrich in Wutchang.

Es versteht sich unter diesen Umständen von selbst, daß der Vizekönig eine Gewehrfabrik, eine Geschützgießerei und eine Munitionsfabrik hat bauen lassen, daß er die Truppen seiner Provinz durch deutsche Offiziere ausbilden läßt und daß er auch eine Militärakademie für junge Offiziere nach dem Muster der deutschen Kriegsschulen eingerichtet hat.

Die Truppen des Vizekönigs sind 27000 Mann stark und zerfallen in Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Pioniere. Die von deutschen Offizieren ausgebildeten Truppen werden als „Lehrtruppen" bezeichnet, die ebenfalls nach deutschem Muster, aber von chinesischen Offizieren ausgebildeten Truppen als „Linie". Als Formations-Einheit gilt die Kompagnie, welche 250 Mann stark ist und in drei Züge zerfällt. Das gesamte Waffenmaterial ist aus Deutschland geliefert: die

Eine religiöse Prozession in der Umgebung der Stadt Nanking.

Infanterie hat das Gewehr M. 88, die Kavallerie Karabiner, Säbel und Lanzen, die Artillerie Kruppsche Gebirgsgeschütze von 4,7—7,5 cm Kaliber. Ebenso ist das Exerzier- und das Felddienst-Reglement dem deutschen gleich.

Jeder Soldat muß aus unbescholtener Familie stammen, lesen und schreiben können und bei seiner Einstellung mindestens 18, höchstens 22 Jahre alt sein. Er muß sich auf zehn Jahre verpflichten und erhält eine monatliche Löhnung von 20 M., wovon 9 M. für das

Graf Bernstorff und Leutnant Hoffmann mit chinesischen Generalen.

Essen in Abzug gebracht werden; der Leutnant hat 70 M., der Hauptmann 120 M. Gehalt.

Man darf wohl sagen, das die deutsche Dressur hier ein wahres Wunder gewirkt hat, denn die von den Leutnants Hoffmann und Graf Bernstorff (die natürlich in der chinesischen Armee einen wesentlich höheren Rang einnehmen) ausgebildeten Soldaten könnten manchen europäischen Truppen als Vorbild dienen, und die von den Leutnants von Strauch, Fuchs und Wetzel unterrichteten 120 Zöglinge der Militärakademie zeigen sich ebenso fleißig und diensteifrig wie diejenigen

in Tientsin. Der Unterricht umfaßt Exerzieren, Schießen, Turnen, Taktik, Geländelehre, Aufnahmen, Fortifikation, Artilleriedienst u. s. w., und die jungen Leute leisten in körperlichen Übungen, im Schießen und im Zeichnen recht Bedeutendes. Als Prinz Heinrich am 29. April 1899 Wutchang besuchte, konnte er nur, nachdem er einer Truppenparade nebst Gefechtsexerzieren beigewohnt und die Militärschule besichtigt hatte, den deutschen Instrukteuren wegen ihrer Thätigkeit und ihrer Erfolge seine Anerkennung und seine Glückwünsche aussprechen.

Zur nämlichen Zeit war aber bereits ein Ereignis eingetreten, welches zeigte, daß man sich in Peking entschlossen hatte, neue Bahnen zu wandeln. Der japanische Staatsminister Marquis Ito verstand es, bei der chinesischen Regierung den Glauben zu erwecken, daß Japan die einzige Nation sei, welche es wirklich gut mit China meine, und die Staatsmänner des letzteren schlossen daher, gemäß dem vorher von uns mitgeteilten Programm, eine heimliche Alliance mit China. Gegen Zusicherung besonderer Vergünstigungen bei der Einführung seiner Industrieerzeugnisse und Erteilung namhafter Aufträge auf Kriegsmaterial, erklärte sich Japan bereit, durch eigene Offiziere die chinesische Armee auszubilden und die Fähnriche bezw. Offiziere auf den Kriegsschulen Japans unentgeltlich zu unterrichten.

Vizekönig Chang-Chi-tung hatte gerade durch seine deutschen Offiziere einen großen Plan ausarbeiten lassen, wie die gesamte chinesische Armee nach dem Vorbild seiner eigenen ausgebildet und innerhalb eines vierjährigen Zeitraums eine kriegstüchtige Armee von 400000 Mann geschaffen werden sollte, als die Nachricht von der Depossedierung des Kaisers eintraf und alle geplanten Reformen auf Befehl der Kaiserin-Witwe eingestellt werden mußten. Die deutschen Instrukteure sollten, sobald es angehe, entlassen und durch japanische ersetzt werden, während gleichzeitig einige hundert Kriegsschüler die Reise nach Japan antraten, um auf dortigen Akademien ausgebildet zu werden.

Es ist leicht erklärlich, daß unter den fremden Nationen, die sich um Chinas Gunst bewerben, Japan und Rußland den anderen den Rang ablaufen. Die Angehörigen dieser beiden Völkerschaften unterhalten fast gar keinen Verkehr mit den anderen Fremden, sondern suchen so schnell als möglich sich der Sprache und den Gewohnheiten des Landes anzupassen und daraus den größten Vorteil zu ziehen. Die russischen Theekaufleute gehen selbst in das Land hinein und ersparen dadurch die Kosten für den Zwischenhändler. Aber Rußland

ist an sich kein industrielles Land, und wenn es daher auch größere Strecken Chinas in Besitz nehmen sollte, so werden Handel und Industrie des Abendlandes dadurch keinen Schaden, sondern eher noch Nutzen haben. Japan dagegen hat sich die Erfahrungen und Erfindungen Europas zu Nutzen gemacht, es hat industrielle Etablissements von größtem Umfange angelegt und vermag, wenn auch nicht so gute, so doch billigere Waren anzufertigen. Schon heute hat Japan einen nicht unbeträchtlichen Teil des Ein- und Ausfuhrhandels von China an sich gerissen, japanische Waren überschwemmen mehr und mehr den chinesischen Markt — und alles dieses natürlich auf Kosten der schon länger ansässigen englischen und deutschen Handelswelt. —

Doch nun genug von diesen politischen und kommerziellen Interessen, und jetzt noch schnell ein Blick auf die hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten der drei Städte, von denen Hankau die Handelsstadt, Hanjang die Beamtenstadt, Wutchang die Garnisonstadt bildet.

Die Chinesenstadt Hankaus besteht auch zwei endlosen schmalen Straßen, von denen sich zahllose Nebengassen abzweigen. Es herrscht ein unendlich lebhaftes Getriebe dort, aber trotzdem machen die Läden einen ärmlichen Eindruck. Eine sehr hübsche Einrichtung verdient jedoch Erwähnung: vor den Theestuben und den besseren Läden stehen nämlich große Krüge mit kaltem Thee und leere Tassen daneben, damit die ärmeren Passanten, welche Durst haben, einen Trunk des einheimischen Getränks nehmen können, ohne dafür zahlen zu müssen. Ein Hotel nach europäischem Vorbild giebt es noch nicht, so daß derjenige, der keinen Bekannten hat, dessen Gastfreundschaft er in Anspruch nehmen kann, sich ein Boot mieten und auf demselben wohnen muß. Sehr hübsch ist das Fremdenviertel angelegt. Der „Bund" (Boulevard) erstreckt sich fast vier Kilometer am Ufer entlang und ist nach der Landseite mit villenartigen Gebäuden eingefaßt, in dem die Konsuln, Kaufleute und Missionare ihr Heim aufgeschlagen haben. Die Mitte der Straße wird in ihrer ganzen Länge durch einen grünen Rasen-Teppich ausgefüllt, der ab und zu durch Lawntennis-Plätze unterbrochen ist. Für uns ist es natürlich von besonderem Reiz, zu erfahren, daß im vergangenen Jahre in Gegenwart des Prinzen Heinrich der Grundstein zu einem deutschen Viertel „Deutschland zur Ehre und zur Förderung der deutschen kaufmännischen Interessen am Yantse" gelegt wurde. Die Regierung hat zu diesem Zweck ein Terrain von rund 50 Hektaren „für ewige Zeiten" gegen ein jährliches Pachtgeld von 360 Mark erworben. Auf demselben darf sich kein Nicht-Deutscher

ohne Genehmigung des Konsulats ansiedeln, und wird es ihm gestattet, so untersteht der Betreffende der deutschen Gerichtsbarkeit.

Ziemlich menschenleer sind die Straßen von Hanjang, und allenthalben sprießt das Gras durch das Steinpflaster, so daß wir glauben, eine dem Aussterben nahe Stadt vor uns zu haben. In der Wirklichkeit wohnen aber zahlreiche hohe Beamten, berühmte Litteraten und reiche Kaufleute dort. In China verbirgt sich der Reichtum ja stets hinter einer ärmlichen Außenseite, und so sehen wir nur die hohen kahlen Mauern, während sich die dahinter liegenden Gärten und schmucken Häuschen völlig unseren Blicken entziehen.

Lebhaftes Treiben herrscht hingegen wieder in Wutchang, und wenn wir Zeit haben, verlohnt es sich wohl, in einige der dortigen Läden und Handwerksstätten einzutreten. In einem Stadtteil sehen wir einen Spielkarten-Fabrikanten neben dem andern sein Gewerbe ausüben, während in einer anderen Straße jedes Haus von einem Spielzeugmacher bewohnt wird. Auch in den Porzellanwaren-Geschäften, sowie bei den Kunst- und Altertumshändlern findet sich manches Stück, das der Beachtung wert und wesentlich billiger als in Peking zu erwerben ist. Ebenso verlohnt sich der Besuch des „Turms zum grünen Drachen", einer achteckigen, vier Stockwerke hohen Pagode, die auf einem Hügel erbaut ist und einen prachtvollen Rundblick über den Fluß und die an ihm liegenden drei Städte gewährt. Die Mönche sind geschäftskundig genug gewesen, dieses große Gebäude in ein Theehaus zu verwandeln, das den Mittelpunkt für die müßige Jugend bildet. Man findet alle Stockwerke dicht gedrängt voll Besuchern, die gleichzeitig mit einer trefflichen Tasse Thee die herrliche Aussicht genießen wollen.

Die Städte am Yantsekiang.

Der Schiffsverkehr bei Hankau übertrifft fast noch denjenigen bei Tientsin. Während er sich jedoch bei letzterem Orte nur auf einige Kilometer erstreckt, gleicht er auf dem Yantse bis Schanghai, also auf einer Strecke von 1115 Kilometer, etwa dem Wagenverkehr in einer der Hauptadern unserer europäischen Großstädte. Das Gedränge wird wesentlich dadurch hervorgerufen, daß in China weder in der Stadt, noch auf dem Lande, noch auf dem Wasser nach Sonnenuntergang Sicherheit vorhanden ist: bei Einbruch der Dunkelheit gehen die Räuber und Piraten an ihre Arbeit. Infolgedessen setzen nur die großen Dampfer während der Nacht ihre Reise fort, die Dschunken und Flöße

bleiben aber bei den Ortschaften unter dem Schutze der Strompolizei liegen. Von der Wichtigkeit der Schiffahrt sind übrigens alle Chinesen derartig durchdrungen, daß während des Taiping-Aufstandes die feindlichen Parteien, die an den Ufern des Yantse einander gegenüber lagen, das Geschützfeuer einstellten, sobald europäische Dampfschiffe von

Pagode in Wutchang.

Schanghai aus sich näherten, einander aber wieder ihre Kugeln zusandten, sobald diese vorüber gefahren waren.

Wir müssen überhaupt auf dieser Strecke manchmal von Erinnerungen zehren, denn nur zu viel ist während der Aufstände von 1853 und 1891 zu Grunde gegangen. Beispielsweise war Kiu-kiang, die nächste Stadt von Bedeutung, zu der wir gelangen, früher der

Mittelpunkt der chinesischen Porzellan-Manufaktur, da sich in ihrer Umgebung die unerschöpflichen Kaolin-Lager befinden, welche seit mehr als tausend Jahren das Material für das feinste Porzellan geliefert haben. Zwar ist die Stadt noch heute der vornehmste Sitz der Porzellan-Fabrikation, aber die Industrie hat unter den Wirren derartig gelitten, daß die modernen Erzeugnisse weder in der Form noch im Farbton den alten auch nur im entferntesten gleichkommen. Man muß sich nur vorstellen, daß, nachdem die Aufständischen fast zehn Jahre lang die friedlichen Orte bedrückt und geplündert hatten, die Regierungstruppen sie vollständig niederbrannten und die Einwohnerschaft bis auf das Kind an der Brust massakrierten, unter dem Vorwande, daß die Rebellen dort unterstützt worden wären. Schließlich blieb der Regierung nichts übrig, als Bauern aus der Nachbarprovinz Hu-pe heranzuziehen, um nur das Yantse-Thal wieder etwas zu bevölkern. Die alten Familien, in denen sich das Töpfer-Handwerk Jahrhunderte lang vererbt hatte, sind daher zum großen Teile ausgerottet, und die neue Industrie, deren Alter kaum auf dreißig Jahre zurückblickt, hat keine Erfahrung, sondern beschränkt sich auf die mehr oder weniger gelungene Nachahmung alter Muster.

Kiu-kiang mag jetzt wieder 60000 Einwohner haben und ist gegen neue räuberische Überfälle durch moderne Befestigungswerke geschützt; es hat auch eine hübsch angelegte, aber nur kleine Fremdenniederlassung, in welcher hauptsächlich Russen ihr Heim aufgeschlagen haben.

Nunmehr beginnt die Fahrt landschaftlich überaus interessant zu werden, und wird, was die bizarren Gebirgspartieen an den Ufern und die eigenartig gestalteten Inseln im Flußbett anbetrifft, kaum von irgend einer anderen Scenerie im Innern des gewaltigen Reiches übertroffen. Vielfach ähneln die Felsen und Inseln in ihrer Gestalt riesigen versteinerten Tieren und, gerade wie bei uns, knüpfen sich an solche sonderbaren Felsgestaltungen uralte Sagen.

Kurz vor Tungliu fahren wir an einigen derartigen Inseln vorbei, über deren Entstehung der Volksmund erzählt:

Eines Tages kenterte im Yantse ein Boot, in dem sich ein Mann, seine Frau und zwei kleine Mädchen befanden. Die Eltern ertranken, aber die Kinder retteten sich auf den Rücken einer großen Schildkröte, die eben aus dem Wasser auftauchte. Das Tier trug die Mädchen den Fluß hinauf, doch ermüdete das jüngste derselben bald und glitt von dem Rücken der Schildkröte hinab. An der Stelle, wo es ver-

schwand, erhob sich eine kleine Insel, die den Namen „Klippe der kleinen Waise“ (Little Orphan) erhielt. Als die Schildkröte eine Strecke weiter geschwommen war, ermattete auch das ältere Kind und, wo es in die Wogen sank, erhob sich eine zweite, größere Insel, welche „Klippe der großen Waise“ (Great Orphan) genannt wird. Die Schildkröte vermochte ihren Weg nur noch kurze Zeit fortzusetzen, dann wurde auch sie ein Opfer der Fluten, und ihr Rücken zeigt sich als „Schildkrötenfels“ (Tortoise Rock) noch heute über dem Wasser.

Über eine andere Insel, „Frauenschuh“ (Schi-ku-schan) genannt, wird berichtet:

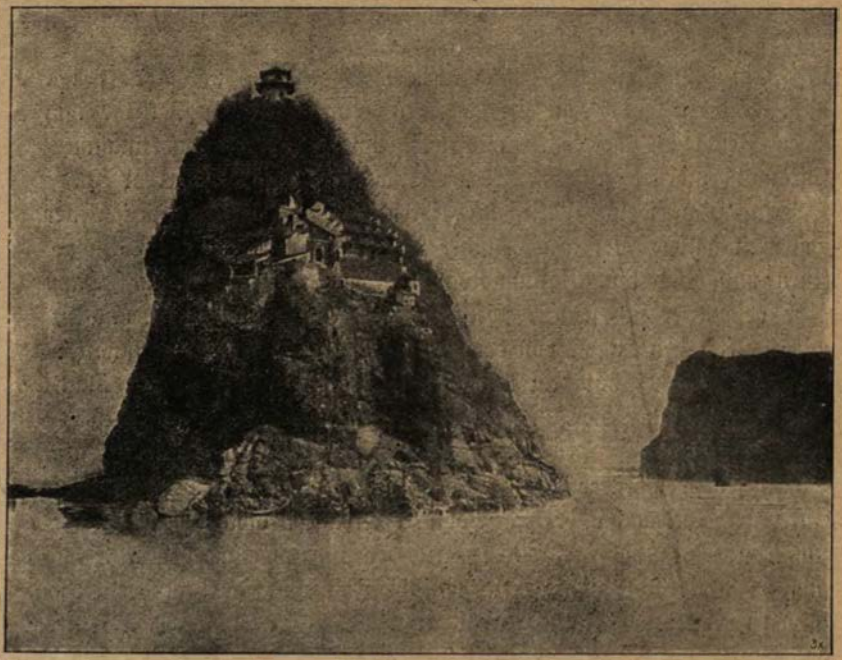
Ein Fischer verlor einmal seinen Bootsanker und konnte ihn nicht wiederfinden. Ein Priester, den er um Rat frug, klebte ihm einen Zettel an die Stirn und hieß ihn, nochmals unterzutauchen. Diesmal entdeckte er den Anker und daneben eine wunderbar schöne Meerjungfrau, welche schlief und ihren einen Fuß gegen den Anker gestemmt hatte. Der arme Fischer hatte nie ein so schönes Weib gesehen und stand lange fassungslos in ihren Anblick versunken. Dann aber besann er sich seines Zweckes, zog leise den Anker fort und damit zugleich den Schuh von dem allerkleinsten Fuße der Meerjungfrau. Beseligt suchte er mit dem unverhofft erlangten Schatz die Oberfläche zu gewinnen, aber die Jungfrau war durch die Bewegung aufgewacht und verfolgte ihn. Den schweren Anker mußte er fallen lassen, den Schuh jedoch warf er mit Blitzesschnelle nach oben, und so der Last entleichtert, vermochte er sein Boot zu erreichen, ohne daß die Meerjungfrau seiner habhaft wurde. Als er sich nun nach dem Schuh umsah, bemerkte er, daß derselbe nicht weit von ihm auf der Oberfläche des Stromes sichtbar war, er hatte sich aber in einen Felsen verwandelt.

Man sieht, daß die Sagenbildung Chinas sich nicht sehr von unserer eigenen unterscheidet. — Wir müssen uns nun aber die „kleine Waise“ nicht als ein gewöhnliches, sondern als ein Riesenkind vorstellen, denn der schroffe kegelförmige Felsen, der diesen Namen trägt, hat eine Höhe von über hundert Meter. Auf seiner Spitze, die wegen ihrer Steilheit fast unerreichbar erscheint, erhebt sich inmitten einer reichen Vegetation ein kleiner Tempel, während an der Westseite in halber Höhe ein großes Kloster fast in das Gestein hineingebaut ist, dessen glasierte Ziegel von dem vierfachen Dach weit hinausleuchten.

Bald gelangen wir zu der Stadt Nyang-king, die aber nicht mit Nanking zu verwechseln ist. Sie ist nicht dem Fremdenverkehr ge-

öffnet, und diese Verordnung wird so streng durchgeführt, daß den Dampfschiffs-Gesellschaften nur gestattet worden ist, am Strand kleine Buden für den Billetverkauf zu errichten, „fremde Teufel" aber nicht in die Stadt hineingelassen werden. So müssen wir uns begnügen, außerhalb der Mauern einen Spaziergang zu machen, bis das Ein- und Ausladen der Waren und bezopften Passagiere beendet ist.

Am besten lenken wir unsere Schritte zu einer achteckigen Pagode, welche sieben Stockwerke hoch ist und zu den schönsten derartigen



Die Felseninsel „Die kleine Waise".

Gebäuden Chinas gezählt wird. Die weißen Mauern derselben und ihre sieben hellbraunen Dächer gewähren ein farbenprächtiges Bild, während die vielen Glocken und Glöckchen an den Balkonen und Dächern durch jeden Windzug in leichte Bewegung gesetzt werden und weithin die Luft mit einem harmonisch klingenden, leisen Geläute erfüllen. Von hier aus betrachtet erscheint die Stadt mit ihren engen winkligen Straßen altertümlich, doch wenig einladend. Immerhin geben ihr die Wachttürme, sowie die hohen Dächer einiger Tempel und eines großen palastartigen Gebäudes ein großstädtisches Gepräge.

Recht unterhaltend ist es auch, mit den Augen den zahllosen Scharen von Raben, Elstern, Kormorans, Wildgänsen, Wasser- und Raubvögeln zu folgen, die, unbeirrt um die Fischer und Schiffer, im Rohr und in den Wassertümpeln ihre Nahrung suchen. Sie wissen recht gut, daß man ihnen mit Pfeilen und Steinschloßflinten wenig anhaben kann und haben sich in diesem Teile des Yantsethales in solchen Unmassen eingenistet wie vielleicht in keiner anderen Gegend der zivilisierten Welt.

Die Stadt Wuhu, zu der wir nunmehr gelangen, ist ein nicht unbedeutender Handelsplatz mit etwa hunderttausend Einwohnern. Vor fünfzig Jahren wurde ihr Name viel genannt, da hier der Tai-

Am Landungsplatz von Wuhu.

ping-Aufstand seinen Anfang nahm. Berühmt ist Wuhu durch seine Seilfabrikation und durch seinen Reishandel. Das Seilflechten geschieht von leichten Gerüsten aus, die 15 bis 20 Meter über dem Erdboden befestigt sind, und der Arbeiter flicht von oben nach unten, nicht wie bei uns auf horizontaler Ebene. Nicht minder eigenartig wird der Reis gedroschen. Acht Kulis stehen zu je vier einander gegenüber und schlagen mit Steinkeulen im Takt auf die Garben, so daß die geringste zu langsame Bewegung den Betreffenden der Gefahr aussetzt, von seinem Gegenüber empfindlich verletzt zu werden.

An hervorragenden Gebäuden hat die Stadt eine Pagode aufzuweisen, die so alt ist, daß, der Sage nach, sich alljährlich zu einer

bestimmten Stunde alle anderen Türme Chinas vor ihr verneigen. Sie ist zur Hälfte zerstört: Sträucher sprießen aus den Ritzen ihrer Mauern und aus dem Dache schießen große Bäume hervor, aber trotzdem wird sie die neueren Gebäude Chinas überleben, die infolge ihrer leichtsinnigen Bauart dem Zahn der Zeit nicht zu widerstehen vermögen.

Etwas weiter gelangen wir zu einer Stelle, an welcher der Fluß durch zwei Felsen verengt wird. Sie erheben sich ganz isoliert aus einer Ebene, die sie völlig beherrschen und führen den Namen die „Zwei Säulen". Man glaubt, unter dem dichten Grün, mit dem sie bewachsen sind, allerhand Tempel und Klöster zu erkennen, in der Wirklichkeit sind es aber ziemlich starke Befestigungswerke, die wohl im stande wären, einem feindlichen Kriegsschiffe die Durchfahrt zu versperren.

Die alte Hauptstadt Nanking, der wir uns nun nähern, hat wenig von ihrer früheren Herrlichkeit behalten. Einst berühmt als Hauptsitz der Wissenschaften und der Seidenindustrie, würde sie zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgesunken sein, wenn sie nicht noch Sitz des Vizekönigs von Kiang-Nan wäre. Ist sie doch seit dem Taiping-Aufstande ihrer Würde als Residenzstadt entkleidet und führt in offiziellen Aktenstücken nicht mehr ihren altberühmten Namen, sondern die einfache Bezeichnung Kiangning.

Von den alten Bauwerken der Stadt sind nur einige Staatsgebäude und die aus blaugrauen Ziegelsteinen erbaute Stadtmauer der Zerstörung durch die Rebellen entgangen. Die letztere erreicht an einzelnen Stellen eine Höhe von zwanzig Meter, ihre Breite ist durchschnittlich zwölf Meter, und die ganze Länge, welche über mehrere Bergrücken hinwegführt, beträgt 48 Kilometer. Aber innerhalb dieser riesigen Grundfläche, die einst die Zahl der Bewohner kaum zu bergen vermochte, ist heute nur ein kleiner Teil mit engen Gäßchen und armseligen Häusern bedeckt und mag höchstens einer viertel Million Menschen Obdach gewähren. Sobald man die wenigen Hauptstraßen verläßt, befindet man sich auf freiem Felde, das zum Teil bestellt, zum Teil mit kleinen Bambushainen bewachsen ist, und nur gelegentlich trifft man eine Hütte, ein verfallenes Gehöft, einen verlassenen kleinen Tempel oder ein verwahrlostes Wirtshaus, um so öfter aber rauchgeschwärzte Trümmer. Noch trauriger sieht es in der Tatarenstadt aus, die, wie in Peking, von der Chinesenstadt durch eine besondere Mauer getrennt ist. Hier haben die Aufständischen keinen Stein auf

dem anderen gelassen und man schreitet allenthalben über fußhohe Schutthaufen hinweg, aus denen hübsch ornamentierte Ziegel und anderer zerbrochener Hauszierrat hervorragen und an verflossene Zeiten erinnern.

Selbst der berühmte Porzellanturm, den unsere Voreltern unter die Weltwunder rechneten, ist der Wut der Horden zum Opfer gefallen. Kaiser Yung Lo ließ ihn zum Andenken an seine Mutter errichten. Man baute neunzehn Jahre (1412—1431) daran, und trotz des billigen Arbeitslohnes kostete er rund zwei und eine halbe Million Taels. Er war achteckig, bestand aus neun Stockwerken und hatte eine Gesamthöhe von 253 Fuß. Im untersten Stock war ein als Tempel dienender Saal, der hundert Fuß Tiefe hatte und sein Licht durch drei kolossale Thore empfing. Allerdings war der Turm nicht, wie man in Europa auf Grund der lügnerischen chinesischen Angaben glaubte, völlig aus Porzellan erbaut, sondern die Wände bestanden aus einfachen Lehmziegeln. Diese waren außen mit Platten aus feinstem weißen Porzellan bekleidet, die so sorgsam an einander gefügt waren, daß man kaum die Fugen entdecken konnte, während die vorspringenden Dächer jedes Stockwerks mit grünen Porzellanziegeln bedeckt waren. Die Innenwände der Pagode waren mit Porzellan von gelber und roter Farbe geschmückt, das vielfach mit dem Basreliefbilde Buddhas versehen war. Der mit Ting-po-Kupfer, einem wie Gold glänzenden, unverwüstlichen und stets blank bleibenden Metall, gedeckte Turm war zehn Meter hoch und trug auf seiner Spitze eine riesige vergoldete Metallkugel, die durch neue eiserne Ringe zusammengehalten wurde. Von der Zinne hingen acht eiserne Ketten herab, an deren jeder neun Glocken befestigt waren und an den Dachecken des ersten Stockwerks waren achtzig Glocken angebracht, so daß insgesamt 152 Glocken vorhanden waren, welche durch den Wind in Bewegung gesetzt wurden. Während der Nacht wurde der Turm im Innern durch zwölf, außen durch 128 Lampen erhellt, an Öl wurden durchschnittlich täglich 85 Pfund verbraucht, und die chinesischen Astronomen behaupteten, daß der Lichtschein bis in den dreiunddreißigsten Grad des Himmels dringe.

Über die Bedeutung des Wortes „Pagode" ist man sich bisher noch im Unklaren; uns scheint, daß die durch Professor Rousset versuchte Auslegung die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat und wollen sie daher an dieser Stelle wiedergeben. Dieser Herr fand auf einer Marmorplatte einer bei Lantscheufu belegenen Pagode die Worte Pe-

ku-ta, welche „Turm der gebleichten Gebeine" bedeuten. Die Aussprache ist nun im chinesischen Reich aber keineswegs überall gleich, sondern dieselben Worte werden in Kanton Pa-ko-ta oder Pa-kok-ta ausgesprochen, woraus die Portugiesen Pagoda machten, welcher Ausdruck allgemein in Europa beibehalten worden ist. Man pflegt heute das Wort irrtümlich auf alle Tempel anzuwenden, aber die Chinesen haben für sie die Bezeichnung „Miao". Als Pagode darf daher von rechtswegen nur solch Turm bezeichnet werden, der zu Ehren eines Toten errichtet ist und in welchem dessen Gebeine beigesetzt sind. Der Porzellanturm darf also als Pagode bezeichnet werden, denn er wurde nicht nur zum Andenken einer Kaiserin errichtet, sondern einer uralten Tradition gemäß soll dort von einem Mönch vor mehr als zweitausend Jahren ein Teil der Gebeine Buddhas begraben worden sein.

Auch an dem Grabe des ersten Ming-Kaisers, Tait-su, der von 1368—1399 regierte, haben sich die Aufständischen vergriffen. Alles ist verwüstet: von den Inschriften, Säulen, Altären, Springbrunnen, Thoren und Brücken sind nur Trümmer übrig geblieben, und selbst die steinernen Figuren, welche die Gräberstraße einfaßten, sind zum teil böswillig verstümmelt worden.

Daß Nanking eine Kriegsschule hat, an der einige deutsche Offiziere unterrichten, und ein 1875 von dem Engländer Mac Artney angelegtes Arsenal, in dem man schlechte Kanonen nach guten europäischen Modellen anfertigt, verdient kaum Erwähnung, dagegen müssen wir noch ein Wort über die Seidenfabrikation sagen. Früher war Nanking der Mittelpunkt dieser Industrie, welche hauptsächlich in den Provinzen Tschekiang und Kiangsu betrieben wird, und jährlich für etwa 120 Millionen Mark Waren exportiert. Auch heute noch befinden sich die kaiserlichen Seidemanufakturen in Nanking und liefern, wie man sich durch die Schaufensterauslagen einiger größerer Läden überzeugen kann, ebenso kostbare als geschmackvolle Stoffe, doch ist die Stadt nur noch wenig an der Ausfuhr beteiligt.

Über den Ursprung der Seidenzucht haben die Chinesen folgende merkwürdige Sage: Unter der Regierung Kao-Hsins (etwa um 2450 v. Chr.) wurde ein wohlhabender Mann auf einem Spazierritt von Wegelagerern überfallen, und sein Pferd kehrte herrenlos nach Hause zurück. Ein volles Jahr entschwand, ohne daß man etwas über den Verbleib des Hausherrn ermitteln konnte und die über den Verlust des Vaters untröstliche Tochter wollte weder Speise noch Trank zu sich nehmen. Da schwor die Mutter, daß derjenige, welcher den Vater

wieder gesund zu den Seinigen bringen würde, die Hand der Tochter erhalten solle. Viele junge Leute aus der Nachbarschaft gingen infolgedessen auf die Suche, kehrten aber unverrichteter Dinge zurück. Das Pferd hatte ebenfalls den Schwur gehört; es riß sich los, und nach einigen Tagen kam auf seinem Rücken der Vater wohlbehalten zurückgeritten. Seit diesem Tage wieherte das Pferd unaufhörlich, und als der Hausherr erstaunt nach der Ursache fragte, erfuhr er die Geschichte von dem Schwur der Mutter. Darauf beruhigte der Vater die Seiner.

Im Tatarenviertel von Nanking

„Schwüre gelten nur Menschen, aber nicht Tieren, und wer hätte je davon gehört, daß sich ein Pferd mit einem menschlichen Wesen verheiratet hätte!“ Jetzt gab der Vater dem Tiere täglich die doppelte Ration Futter, doch wollte es nicht fressen und riß sich jedesmal los, wenn die Tochter über den Hof ging. Darüber ergrimmt nahm der Hausherr endlich Pfeil und Bogen und schoß das Pferd tot. Als er das Fell desselben zum Trocknen ausgebreitet hatte, ging die Tochter zufällig vorbei und wurde sofort von der Haut umschlossen und durch die Lüfte entführt. Nach zehn Tagen sahen Nachbarn das

Fell hoch oben auf einem Baume und dabei eine weiße Raupe, die Blätter fraß und seidene Kokons spann, damit daraus Kleider für das Volk verfertigt werden könnten — es war die Tochter, die in eine Seidenraupe verwandelt worden war. Die Eltern waren ebenso betrübt als beschämt und wollten ihrem Leben durch Hungern ein Ende bereiten. Da erschien ihnen ein Wolkenwagen, der von dem getöteten Pferde gezogen wurde, und in ihm saß ihre Tochter. „O meine teuren Eltern", rief sie, „grämt euch nicht, ich bin für meine kindliche Liebe zur Göttin der Seidenraupen erkoren und habe Unsterblichkeit erhalten. Seid nicht mehr um mich in Sorge." Dann war sie den Blicken der Eltern entschwunden. — Noch heute huldigt das Volk jährlich an einem bestimmten Tage der Seidenraupen-Göttin und man sieht sie vielfach mit einer Pferdehaut über den Schultern als Thonfigur dargestellt. —

Bei Itchang, der nächsten Station, liegen hunderte und aber hunderte von Dschunken vor Anker, um das Hauptprodukt jener Gegend, das Salz, das unter Mattenbedeckung in endlosen Stapeln am Strande aufgebaut ist, zu verladen. Der Salzverkauf geht in China unter so eigenartigen Bedingungen vor sich, daß es unsere Leser interessieren dürfte, näheres darüber zu erfahren, wobei wir unseren Ausführungen den Bericht des bereits genannten Herrn Exner zu Grunde legen wollen.

China ist in eine gewisse Anzahl (7?) von Salzdistrikten geteilt, von denen jeder seine eigenen Salzgewinnungsplätze besitzt. Das an den letzteren durch Einkochen und Verdunsten von Seewasser gewonnene Salz darf nur innerhalb des eigenen Distrikts verkauft werden. Der Versuch des Verkaufs nach einem anderen Distrikt wird als Schmuggel bestraft und das betreffende Salz wird beschlagnahmt.

Alles gewonnene Salz muß an den Staat zu einem von der Regierung festgesetzten Preise verkauft werden, und der Staat verkauft es dann zu einem entsprechend höheren Preise an die Salzkaufleute weiter. Salzkaufmann darf nur derjenige sein, der einen vom kaiserlichen Salzkommissar oder dem betreffenden Distrikts-Gouverneur ausgestellten Gewerbeschein besitzt. Dieser Gewerbeschein gilt für unbeschränkte Zeit und kann nicht nur vererbt, sondern sogar verkauft werden; er repräsentiert also einen beträchtlichen Verkaufswert, der in den einzelnen Distrikten zwischen 40000 bis 60000 Mark schwankt.

Der Gewerbeschein berechtigt den Kaufmann, jedesmal, wenn sein Vorrat zu Ende ist, zum Ankauf von 500 Yin (etwa 2250 Kilozentner)

Salz, die er nach einem beliebigen Marktplatz innerhalb seines Distrikts transportieren lassen kann. Dort darf er aber nicht an jeden Beliebigen seine Ware verkaufen, sondern wie er sie vom Staate gekauft hat, so muß er sie auch durch den Staat wieder verkaufen lassen. Der letztere hat zu diesem Zweck an jedem Salzmarktplatz einen oder mehrere Schuppen errichtet, die unter Aufsicht eines Wei-yuen (Unter-Salzkommissar) stehen, aus denen die Ware nach der Reihenfolge des Eingangs zu einem staatlich ebenfalls festgesetzten Preise (der natürlich höher als der Einkaufspreis ist) verkauft wird. Ist das letzte Pikul Salz verkauft, so empfängt der Kaufmann seinen inzwischen deponierten Gewerbeschein, sowie den aus dem Verkauf gelösten Betrag nach Abzug von ebenfalls feststehenden Verwaltungsspesen ausgehändigt und kann nun ein neues Salzquantum ankaufen.

Der Gewinn des Kaufmanns zwischen Einkauf und Verkauf steht also auf Heller und Pfennig fest. Dagegen hängt die Höhe seines Jahresverdienstes davon ab, wie oft es ihm gelingt, innerhalb dieses Zeitraums das Quantum von 500 Yin umzusetzen. Es kommt mithin für ihn darauf an, stets einen jener Marktplätze auszusuchen, an dem die Vorräte nicht allzu groß sind, dabei aber zu erwägen, daß seine Konkurrenten ebenso klug sein und möglicherweise schon vor ihm nach dort ihre Warensendungen richten werden. Es hängt also alles von der geschickten Kombination des Kaufmanns ab, den geeignetsten Verkaufsplatz zu wählen.

Selbstverständlich ist die Zahl der Gewerbescheine beschränkt und steht im Verhältnis zum Salzkonsum des Landes. Jede Vermehrung der Scheine verringert den schnellen Umsatz und den Verdienst der Salzkaufleute, so daß, als vor einer Reihe von Jahren der damalige Salzkommissar die Zahl der Scheine um dreihundert vermehren wollte, er auf so erbitterten Widerstand der Salzkaufleute stieß, daß er sich mit der Neuausgabe von sechzig begnügen mußte, die ihm übrigens eine recht anständige Einnahme verschafft haben dürften.

Das Salz ist also ein Monopol des Staates, doch ist der Preis in den einzelnen Distrikten nicht der gleiche; immerhin läßt sich berechnen, daß der Gewinn nach Abzug aller Verwaltungskosten sich auf etwa $1^1/_2$ Tael für das Pikul belaufen muß. Die letzte Verbrauchsstatistik über den Salzkonsum stammt aus dem Jahre 1801, ist also gerade ein Jahrhundert alt; aber die Bevölkerungsziffer dürfte sich seitdem — trotz aller Verschiebungen im einzelnen — nicht allzu sehr verändert haben, so daß der Konsum heute wie damals auf rund

zwanzig Millionen Pikuls veranschlagt werden kann. Eigentlich müßte der Staat daher 30 Millionen Taels jährlich am Salz verdienen, während die wirkliche Einnahme sich auf noch nicht 10 Millionen zu belaufen scheint. Das Volk bringt durch diese indirekte Besteuerung mithin eine gewaltige Summe auf, von der jedoch zwei Drittel an den Händen der höheren Beamten kleben bleiben, ohne daß sich jemand über diese offenkundige Thatsache ereifert. Daß natürlich, da der Preis in den Distrikten verschieden ist, außerdem noch an allen Grenzen im Innern ein überaus lebhafter und umfangreicher Salzschmuggel

Salz-Dschunken auf dem Yantsekiang.

entwickelt hat, versteht sich ganz von selbst, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die große Unsicherheit während der Nacht zum guten Teil auf diese Schmugglerbanden zurückzuführen ist, die durch die Verhältnisse immer weiter und weiter auf die abschüssige Bahn getrieben werden.

An der Stelle, wo der Kaiser-Kanal in den Yantsefluß mündet, liegt die befestigte Stadt Tschinkiang. Sie hat, seitdem die auf dem Gelben Meere verkehrenden Dampfer den gesamten Personen- und Güterverkehr an sich gerissen haben, ihre Bedeutung für das Innere des Landes ziemlich verloren, ist aber an dem Ausfuhrhandel noch stark beteiligt.

Die Stadt selbst bietet nichts. Sie wurde am 22. Juli 1842 trotz des heftigen Widerstandes der Tataren-Besatzung von den Engländern genommen. Als diese aber die eigentliche Festung betraten, fanden sie kein lebendes Wesen mehr vor, sondern diejenigen Soldaten, die nicht durch die Kugeln der Angreifer gefallen waren, hatten ihre Frauen und Kinder erdrosselt und dann sich selbst den Tod gegeben. Kaum hatte eine neue Bevölkerung den Platz der alten einzunehmen begonnen, so brach der Taipingaufstand aus und die Stadt wurde von den Rebellen erobert. Wenige Jahre später wurde sie von den

Auf dem Yantse bei Tschinkiang.

chinesischen Regierungstruppen erstürmt, und wo etwa noch ein Stein auf dem andern geblieben war, wurde er sicher heruntergestoßen. Von allen diesen Kriegsschrecken hat sich die Stadt nicht wieder erholen können; trotzdem war sie am 14. Februar 1889 schon wieder der Schauplatz eines Aufstandes. Diesmal ging die Bewegung von der „Weißen-Lilien-Genossenschaft" aus und richtete sich gegen die Fremden. Das englische Konsulat, eine Kirche und die Häuser einiger Missionare wurden eingeäschert, das amerikanische Konsulat und andere Gebäude geplündert. Da die Bewohner selbst sich hatten flüchten können, ohne daß jemand von ihnen verletzt worden war, so wurde die Sache unter

dem üblichen Austausch diplomatischer Förmlichkeiten und dem Salutschießen eines englischen und eines amerikanischen Kriegsschiffes beigelegt.

In der Nähe der Stadt liegen die „Goldinsel“ und die „Silberinsel“. Die erstere ist eigentlich keine Insel, sondern eine Halbinsel. Auf ihr befindet sich außer zahlreichen kleineren Tempeln ein größeres Gebäude, in dem eine berühmte Statue Buddhas nebst den Bildsäulen seiner vornehmsten Schüler und mancherlei anderes Schnitzwerk aufbewahrt wird. Auf der Spitze der Halbinsel steht ein siebenstöckiger Turm, von dem man in früheren Zeiten einen herrlichen Rundblick über die Landschaft genossen haben muß; jetzt ist er aber so morsch, daß er nicht mehr bestiegen werden kann.

Die Silberinsel besteht aus einem Bergkegel von bienenkorbartiger Gestalt, der etwa zweihundert Fuß aus dem Wasser hervorragt und vom Fuß bis zum Gipfel mit Bäumen bedeckt ist, aus denen die Dächer vieler Tempelchen hervorlugen. Da die Insel den Fluß in zwei Arme teilt, so hat die chinesische Regierung an dieser zur Verteidigung vorzüglich geeigneten Position vier Forts, die mit Kruppkanonen armiert sind, angelegt.

Von jetzt ab beginnt die Flußmündung sich derartig zu erweitern, daß man die Ufer nicht mehr sehen kann, sondern auf dem Meere zu schwimmen vermeint. An einzelnen Stellen ist das Flußbett drei deutsche Meilen breit, und es dauert auch nicht mehr lange, bis wir Schanghai und damit zugleich das Chinesische Meer erreicht haben.

Schanghai und seine Umgebung.

Die Fremdenniederlassung in Schanghai.

Solange China den Fremden verschlossen war und der geschäftliche Verkehr noch nicht auf dem Meere, sondern auf dem Kaiserkanal und den vielen Wasserstraßen im Innern vor sich ging, war Schanghai eine ziemlich unbedeutende Stadt, obschon seine günstige Lage an der Mündung des Yantsekiang schon um 1750 Agenten der Ostindischen Kompagnie bewogen hatte, die Errichtung einer Faktorei daselbst in Vorschlag zu bringen — ein Gedanke, der aber erst vierzig Jahre später verwirklicht wurde. Der sich daraus entwickelnde Export und Import veranlaßte die Engländer nach der Beendigung des Opiumkrieges (1842), die Oeffnung Schanghais als Vertragshafen zu fordern und in der Stadt festen Fuß zu fassen.

Der Fremde, der von der See aus in Schanghai anlangt, ist daher um so mehr erstaunt, daß die Einfahrt in den Yantsekiang ebenso versperrt ist, wie diejenige in den Peiho. Die „Barre" von Wusung bildet ein vollkommenes Gegenstück zu der Barre von Taku. Größere Schiffe müssen mitunter Tage lang warten, bis ihnen die Einfahrt gelingt, und die chinesische Regierung hat es trotz aller Reklamationen der Fremden verstanden, dieses Hindernis, welches sie als ein vorzügliches Landesverteidigungsmittel betrachtet, bestehen zu lassen.

Noch bis vor vierzig Jahren war Schanghai einer der ungesundesten Orte an der ganzen Küste, so daß die Europäer einander bei der Begegnung nicht „Wie geht es Ihnen?" sondern „Geht es Ihnen heute etwas besser?" zu fragen pflegten, worauf dann gewöhnlich eine Verneinung erfolgte; selbst die Eingeborenen litten stark unter dem Klima. Der ganze Boden ist thatsächlich nichts als angeschwemmtes sumpfiges Erdreich, das sich kaum über dem Wasser-

spiegel erhebt, und da wenige Fuß unter der Oberfläche Wasser steht, so mußten die ersten europäischen Gebäude auf Pfählen gebaut werden. Aber auch das war nicht so einfach, denn Steine und Holz fehlten, so daß man diese erst von weither kommen lassen mußte. Dafür gestaltete sich aber das Geschäft um so besser, und dieser Grund veranlaßte die französische und die nordamerikanische Regierung, dort ebenfalls Niederlassungen zu begründen. Inzwischen sind, wie bekannt, noch Angehörige anderer Nationen dort erschienen, und die Zahl der Geschäftsfirmen verteilte sich bereits 1886 auf die einzelnen Nationen in folgender Weise: Engländer 252, Deutsche 65, Amerikaner 28, Japaner 25, Franzosen 18, Russen 11. Der deutsche Handelsstand war also damals schon der zweitstärkste in Schanghai, während Frankreich während der fünfzig Jahre kaum nennenswerte Fortschritte gemacht hatte.

Da die Kolonialfrage heute für uns so große Bedeutung erlangt hat, erscheint es doch notwendig, die Gründe zu erfahren, warum Frankreichs Kolonialbestrebungen so geringen Erfolg haben, und wir wollen daher wiederholen, was der bereits mehrfach genannte österreichische Botschafter, Freiherr von Hübner, darüber zu einer Zeit sagte, als von den europäischen Nationen die Engländer und die Franzosen sich fast allein als Konkurrenten gegenüber standen:

„Die große Verschiedenheit zwischen dem französischen Nationalcharakter und dem englischen drängt sich überall auf, wo die Flaggen beider Länder neben einander wehen. Jede britische Ansiedlung ist die Schöpfung von Privatleuten, denen ihre Regierung moralische Unterstützung und vorübergehend auch den Schutz der Waffen gewährt. Die französischen Niederlassungen hingegen sind das Werk der Regierung und kommen teils mit, teils ohne Mitwirkung von Privaten zu stande. Die amtlichen Vertreter Frankreichs schreiten an der Spitze ihrer Kolonisten, die englischen Staatsbeamten bilden die Reserve und den Nachzug der britischen. Erstere geben ihren Staatsangehörigen den Antrieb und die Richtung, letztere beschützen die ihrigen und kühlen ihren zuweilen unbescheidenen Eifer. Die Regierungsorgane beider Länder liefern ihren Landsleuten fortwährend Stoff zur Kritik. Die Engländer sagen: unser Konsul mischt sich in alles; die Franzosen: unser Konsul kümmert sich um nichts. In Wirklichkeit sehen sich die britischen Behörden weniger veranlaßt, zu leiten als zu kontrollieren, während die französischen Konsuln zu regieren genötigt sind. Würde an einem Orte der englische Vertreter abberufen, so würden seine

Landsleute zusammentreten und für die Aufrechterhaltung der Ordnung sorgen. Zöge hingegen der französische Konsul fort, so würden seine Landsleute ebenfalls abziehen und die wenigen Zurückbleibenden sich mit den Eingeborenen verschmelzen." —

Seine eigentliche Bedeutung erlangte Schanghai während des Taiping-Aufstandes, besonders aber während der Jahre 1860—1863. Da jedes chinesische Schiff, das den Yantse hinauffuhr, von den Rebellen gekapert wurde, so hatten die Lebensmittel, namentlich das Salz, im Innern des Landes einen kolossalen Preis erreicht. Die chinesischen Kaufleute mieteten infolgedessen alle nur verfügbaren euro-

Am Kanal in Schanghai.

päischen Dampfschiffe zu exorbitanten Preisen als Schlepper, um ihre vollbeladenen Dschunken anzuhängen und durch die feindlichen Linien bugsieren zu lassen, wobei sie immer noch einen übermäßigen Verdienst einheimsen konnten. Die Europäer verkauften außerdem alle nur erdenklichen ausrangierten europäischen Feuerwaffen, ferner Zeugstoffe und Lebensmittel, derjenigen der beiden kriegführenden Parteien, welche am meisten zu zahlen vermochte. Endlich strömten wohlhabende Chinesen, die ihres Lebens und Eigentums nicht mehr sicher waren, von allen Seiten scharenweise nach Schanghai und zahlten Unsummen für Bauplätze, um sich auf den, den Fremden reservierten Stadtteilen niederlassen zu dürfen und dadurch den Schutz der europäischen Konsulate zu erlangen. Die französische Ansiedlung, die damals fast am

Aussterben war, erwarb durch das Vermieten brachliegenden Terrains die nötigen Mittel, um Wege, Straßenbeleuchtung, Polizei u. s. w. einrichten und ihren Stadtteil in einen den europäischen Verhältnissen entsprechenden Zustand setzen zu können. Die Engländer hingegen verlegten sich, ihrer Neigung entsprechend, auf kaufmännische Spekulationen, und ernteten dabei solchen Gewinn, daß Schanghai in kurzer Zeit eine ganze Reihe von Kaufleuten besaß, die auf die Bezeichnung „Handelsfürst" Anspruch erheben konnten. Nun gestaltet der Engländer aber auch seinen Hausstand seinem Vermögen entsprechend, und so entstanden jene palastähnlichen Bauten, die schon äußerlich den Reichtum der Stadt und ihrer Bewohner bekunden.

Die Stadt Schanghai erstreckt sich weder am Meer, noch am Yantsekiang, sondern an einem Nebenflusse des letzteren, dem Hoangphu. Die Fremdenniederlassung umfaßt einen Flächenraum von zehn Quadratkilometer und der „Bund" ist der schönste in ganz China. Engländer, Deutsche und Amerikaner haben für ihr Viertel einen gemeinsamen Magistrat eingesetzt, der aus neun Mitgliedern besteht und von den drei Nationen jährlich etwa drei Millionen Mark Steuern für Verwaltungszwecke erhebt. Hiervon werden für die Polizei etwa 350 000 M., für Instandhaltung der Straßen 750 000 M., für Straßenbeleuchtung 150 000 M., für Unterhaltung des Freiwilligenkorps 50 000 M. verausgabt, so daß man aus diesen Summen schon genugsam den Reichtum der fremdländischen Bevölkerung ersehen kann. Ebenso existiert für die Angehörigen dieser Nationen ein gemeinschaftlicher „Gemischter Gerichtshof", während die französische Ansiedlung sich vollständig von den übrigen getrennt hat und ihre eigene Verwaltung, eigene Polizei und eigenes Gericht besitzt. Natürlich haben die einzelnen Nationen noch ihre besonderen Centren. Als Mittelpunkt für die Deutschen und Oesterreicher dient der „Deutsche Klub", während die in deutscher Sprache erscheinende Wochenschrift „Ostasiatischer Lloyd" die gemeinsamen Interessen nach außen vertritt.

Die Gesamtzahl der Fremden beläuft sich auf etwa 5000 und es bedarf kaum einer besonderen Erwähnung, daß man in Schanghai neben jeglichem europäischen Komfort auch alles findet, wodurch sich der Fremde den Aufenthalt in dem heißen Klima erträglicher und bequemer gestalten kann. Für geistigen Genuß sorgen Theater, Konzerte und eine Bibliothek, Naturgenuß gewähren Exkursionen auf den zahlreichen Wasserläufen der Umgegend, der Sportfreund kann sich auf den herrlichen Spielplätzen ergehen, und dem Jagdfreund bietet das

Geflügel, das die Flußufer bevölkert, mehr als hinreichend Gelegenheit, dem edlen Waidwerk zu huldigen.

Geradezu verschwenderischer Luxus wird aber mit dem Dienstpersonal getrieben. Es ist ja sehr vernünftig, daß man die Außenmauern der Häuser durch breite Veranden gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen schützt und daß an den Decken der Wohnräume große Fächer angebracht sind, welche durch einen Kuli vom Flur aus in Bewegung gesetzt werden, um einen künstlichen Luftzug zu erzeugen. Dagegen beweist das Leben in Kairo und New-Orleans, die unter demselben Breitengrade liegen, zur Genüge, daß der Kaukasier zwar um die Mitte des Tages Siesta zu halten gezwungen ist, während der übrigen Tagesstunden aber sehr wohl die gewöhnlichen Verrichtungen selbst auszuführen vermag.

In Schanghai jedoch finden wir in allen besseren Häusern drei obere Bedienten, nämlich einen Inspektor, einen Leibdiener und einen Koch, eine Schar gewöhnlicher Diener, die als Sänftenträger, Vorläufer, Pförtner, Wächter, Gärtner, Hausdiener thätig sind, endlich ein Heer von Kulis, das die grobe Arbeit verrichtet. Die besseren Diener stammen fast alle aus Kanton und beziehen einen recht beträchtlichen Lohn; man muß ihnen auch zugeben, daß sie ihren Dienst mit Eifer und Geschick erfüllen, denn sie studieren die Gewohnheiten ihres Herrn derartig, daß sie seine Wünsche erraten, ohne daß es auch nur eines Winkes bedürfte. Ferner haben sie die landesüblichen Untugenden, das Lärmen und die Unsauberkeit, völlig abgelegt und erziehen ihre Landsleute so, daß die gesamte Arbeit lautlos verrichtet wird und man vergeblich irgendwo ein Stäubchen suchen würde. In derselben Minute jedoch, in welcher der Dienst des Einzelnen beendet ist, überläßt er sich völligem Nichtsthun oder, was noch schlimmer ist, dem Spiel und anderen Leidenschaften seiner Rasse. Glaubt er nach einigen Jahren, genug verdient zu haben, um selbständig vorwärts kommen zu können, so läßt er sich innerhalb des französischen Fremdenviertels, in dem bereits so viele seiner Stammesgenossen wohnen, nieder und beginnt ein Faulenzerleben als Vermittler oder Agent, wobei er die Europäer und seine Landsleute in gleichem Maße auszubeuten sucht.

Man kann sich denken, daß unter diesen Umständen die chinesische Bevölkerung Schanghais sich nicht allzu sehr durch ihre Moral auszeichnet. Seit Alters her waren an der Mündung des Yantse die Sitten leichter als in anderen Teilen des Landes. Zwischen Jangtschou (am Einfluß des Kaiserkanals in den Yantse) und Sutschou (westlich

von Schanghai befanden sich aus der Zeit, als noch Nangking die Hauptstadt war, viele kaiserliche Paläste, und es berichteten schon im sechszehnten Jahrhundert Jesuiten von Jangtschou: „Die Einwohner erziehen ihre Töchter mit großer Sorgfalt, lassen ihnen Unterricht in Gesang, Musik, Malerei und allem, was zur höheren Ausbildung des weiblichen Geschlechts gehört, erteilen, um sie sodann den vornehmsten Mandarinen als Kebsweiber zu verkaufen". Das ist vielfach bestritten worden; die kleinen Füße aller Sängerinnen beweisen aber genugsam,

Die Eisenbahn-Station in Schanghai.

daß letztere von ihren Eltern für diesen Beruf von frühester Jugend an bestimmt werden, trotzdem er als unehrenhaft gilt.

Jangtschou hat längst seine Bedeutung eingebüßt; dafür wurde Sutschou der Tummelplatz derjenigen chinesischen Jugend, welche sich beeifert, das von den Eltern sorgsam, wenn auch nicht immer auf besonders ehrliche Weise zusammengescharrte Vermögen unter die Leute zu bringen. Sutschou war das chinesische Paris oder Venedig, der Sitz der Eleganz, des guten Geschmacks, der Künste und — des flotten Lebens. Man nannte es Meï-Jen, „die schöne Tochter", weil seine Bewohner, namentlich der weibliche Teil derselben, als die schönsten

im ganzen Reiche gelten. „Um auf Erden glücklich zu sein", sagt ein altes Sprichwort, „muß man in Sutschou geboren werden, in Kanton leben und in Liaotscheou sterben" Kanton gilt nämlich als derjenige Ort, dessen Bewohner am wohlhabendsten sind, während Liaotscheou durch seine dauerhaften und geschmackvollen Särge berühmt ist.

Der Taiping-Aufstand fegte all die eleganten Herren und zweifelhaften Damen aus Sutschou heraus und sie flohen, wie so viele

Chinesische Schauspieler in Frauenrollen.

andere, nach Schanghai und setzten dort, wo eben die Millionen in immer rascherem Tempo zu rollen begannen, ihr altes Leben unter glänzenderem Flitter, aber innerlich noch hohler, fort. Die sich mehr und mehr aus dem Bedientenstande rekrutierende chinesische Bevölkerung, deren Ideal sich in Nichtsthun, Genußsucht und leichtem Gelderwerb verkörpert, unterstützt dieses Treiben nicht nur nach Möglichkeit, sondern nimmt es auch mit den Sitten und Gewohnheiten im eigenen

Familienkreise nicht sehr genau, so daß die boshafte Welt recht häufig Stoff zum Klatschen hat. Beispielsweise wird im übrigen China das Theater nur von Männern besucht, in Schanghai dagegen bildet die Frauenwelt ein starkes Kontingent der regelmäßigen Theaterbesucher. Ferner treten sonst nur Männer auf der Bühne auf; in Schanghai giebt es im Gegenteil mehrere kleinere Theatergesellschaften, die nur aus Damen bestehen, und in denen diese natürlich auch die Männerrollen spielen. Hierbei möge übrigens bemerkt sein, daß die Männerwelt in China keineswegs so patriarchalisch ist, wie man häufig annimmt, sondern daß sie einen starken Hang zur Sinnlichkeit hat. Selbst in besseren Kreisen werden oft Dinge besprochen, und zwar mit unglaublicher Ausführlichkeit, die in Europa nur in den verworfensten Lokalen den Gesprächsstoff bilden können, und man findet überall an den Schaufenstern Photographien ausgestellt, die keine europäische Polizei dulden würde.

Im chinesischen Teile Schanghais ist das alles aber noch viel schlimmer als anderswo, und man kann sich denken, welch Dorn dieser Sündenpfuhl im Auge der älteren Herren ist und wie oft er sie schon zur Verzweiflung gebracht hat. Schickt da, beispielsweise, eines Tages ein Vizekönig einen Brief an die Examinationskommission in Peking, daß sein Sohn sich auf der Reise nach dort befinde, daß der junge Mann sehr ernst, fleißig und begabt sei und deswegen die Prüfung hoffentlich mit Glanz bestehen werde. Und richtig! Als nach Abschluß der Prüfung das Resultat verkündet wird, wird der Name des Jünglings unter denen der Besten genannt. Er wird vorgerufen, um besonders belobt zu werden, aber Niemand meldet sich — man staunt, man forscht in ganz Peking nach ihm; umsonst, man findet ihn nicht. Nach einigen Wochen stellt sich dann heraus, daß der junge Mann in Schanghai ausgestiegen ist und daß es ihm dort so gut gefallen hat, daß er überhaupt nicht nach Peking gefahren ist, sondern sich in Schanghai amüsiert hat, statt unter Klausur Prüfungsarbeiten zu machen. Die Sache war für alle Beteiligte gleich unangenehm, aber schließlich weiß man sich auch in China zu helfen. Zur nächsten Prüfung schickte der Vizekönig seinen Sohn wieder nach Peking, aber diesmal vorsichtshalber unter Aufsicht eines älteren Tugendwächters. Dann kam der Tag der Verkündung des Resultats, und der Jüngling erhielt unter vielen Worten der Belobigung das Zeugnis, das man im Vorjahre für ihn ausgestellt hatte — nur die Jahreszahl war ausradiert und abgeändert!

Teehallen, Restaurants und Tingel-Tangel.

Da sich die europäische Niederlassung mit ihren Handelspalästen, Wohngebäuden, Straßen, elektrischen Lampen, Equipagen, Polizisten, Radfahrern und sonstigen Straßentypen kaum von einer englischen Stadt unterscheidet, so entschließt sich der Besucher schnell, einen der „sprachkundigen" Chinesen, die sich ihm in großer Zahl als Führer und Diener aufdrängen, zu engagieren und unter seiner Aegide das chinesische Schanghai kennen zu lernen. Das „Englisch", dessen die Mehrzahl der eingeborenen Diener und Kaufleute mächtig ist, ist das „Pidjen-Englisch", ein entsetzliches Kauderwälsch, das aus einer Anzahl englischer Worte und einigen Brocken anderer Sprachen besteht. Das schlimmste ist die jämmerliche Aussprache der Chinesen, welche jedes Wort derartig verhunzt, daß das Ohr erst einer längeren Gewöhnung bedarf, um das Gehörte verstehen zu können. Dazu kommt, daß der Wortschatz ein sehr geringer ist und jeder Ausdruck so und so viel verschiedene Begriffe vertreten muß. Trotzdem ist das Verständnis dieses Jargons von großem Nutzen, denn man vermag sich mit dessen Hilfe so ziemlich durch alle Lebenslagen, in welche man auf seinen Streifzügen durch Schanghai kommen kann, hindurchzuhelfen. Auch die Firmenschilder der chinesischen Kaufleute sind vielfach in dieser famosen Sprache abgefaßt, nur ist ihre Enträtselung noch schwieriger, da die bezopften Herren Schildermaler ganz eigenartige Anschauungen über die englische Orthographie haben.

Ein Spaziergang durch Futschou Road, der Hauptstraße der chinesischen Ansiedlung innerhalb der europäischen (französischen) Konzession, gehört zu den interessantesten Unterhaltungen, die man sich denken kann. Die Menschen und Wagen, die sich durch diese mit Gas, elektrischem Lichte und sonstigen Errungenschaften der modernen Kultur ausgestattete Straße in unabsehbarem Zuge bewegen, gewähren ein Spiegelbild von Jahrtausenden. Neben dem fast nackten Kuli, der an den Urzustand der Menschheit erinnert, schreitet gravitätisch der wohlhabende Chinese, der eine verflossene Kulturperiode repräsentiert und der Europäer, in dem sich die Jetztzeit verkörpert. Der unbehilfliche Lastwagen, dessen Entstehung in eine sagenhafte Zeit zurückgreift, schleppt sich mühsam neben der modernen Equipage einher, in welcher eine reiche chinesische Kaufmannsfamilie protzenhaft Platz genommen hat; diese wird von dem Dandy überholt, der nach Art der europäischen Sonntagsreiter das Pflaster unsicher macht, und an ihm

schwirrt im Fluge ein bezopfter Jüngling auf dem Zweirad vorüber. Die Zwischenstufe zwischen den Vertretern härtester Arbeit einerseits und völligen Nichtsthuns andererseits bilden die Barbiere, Kuchenbäcker, Obsthändler, Bücherverkäufer, Wahrsager und Gaukler, welche, ihren Kram auf den Schultern balancierend, die bescheidenen Lebensbedürfnisse auf der Straße zu erwerben suchen und von uns noch an anderer Stelle eingehend geschildert werden sollen.

Am bequemsten ist es, dieses Leben und Treiben von dem Fenster eines der vielen Restaurants zu betrachten, die nach europäischem System eingerichtet sind. Von den Fremden allein könnten diese Lokale natürlich nicht bestehen, sondern sie rechnen besonders auf die wohlhabenden chinesischen Kaufleute, die der Abwechslung wegen manchmal in kleinerem Kreise eine Mahlzeit nach europäischer Art zu sich nehmen, namentlich aber ihre europäischen Geschäftsfreunde lieber dort als in ihrer eigenen Wohnung bewirten. Gewöhnlich pflegt man einen Dollar für die Mahlzeit zu bezahlen, in welchen Preis jedoch Getränke nicht einbegriffen sind. Vielfach sind auch Billards oder Kegelbahnen vorhanden, auf denen es die bessere eingeborene Bevölkerung zu großer Fertigkeit gebracht hat, da man gern vor dem Essen eine Partie spielt, um sich „Appetit zu verschaffen", und nach der Mahlzeit eine zweite, um „besser zu verdauen".

Meist pflegen in den oberen Stockwerken dieser Restaurants, deren Eigentümer gewöhnlich ein bei irgend einem Schanghaier Geldfürsten als „Inspektor" reich gewordener Chinese ist, noch Dinge betrieben zu werden, die viel Geld einbringen, aber nicht sonderlich mit der Moral im Einklang stehen. Entweder finden wir dort einen Tingel-Tangel, eine Spielhölle oder Opium-Rauchsalons.

Zweifellos sind die ersteren nach unseren Begriffen die anständigsten dieser drei Kategorieen, denn es geht dort — wenigstens in der Oeffentlichkeit — nichts vor, was gegen die guten Sitten verstieße. Täglich finden zwei Aufführungen statt, deren erste um 6 Uhr abends, die zweite um 9 Uhr beginnt. Der Eintrittspreis beträgt 80 Casch (etwa 20 Pfennig), wofür der Besucher außerdem ohne weitere Bezahlung soviel Tassen Thee erhält, als er während der Vorstellung trinken mag. Auf einer niedrigen Bühne sitzen etwa sechs bis zehn Sängerinnen, zierliche Gestalten mit turmhohen Frisuren und reich gestickten, grellfarbigen seidenen Kleidern, und singen, eine nach der anderen, ein Lied — so schauerlich schön, wie es eben nur eine Chinesin fertig bringt. Mitunter belehrt uns ein bedeutungsvoller

Blick der Sängerin und die sich anschließende Heiterkeit des Auditoriums, daß die betreffende Stelle ein wenig zweideutig war, aber, um das zu verstehen, muß man es in der Kenntnis des Chinesischen schon ziemlich weit gebracht haben, denn wenn man ein Wort etwas anders betont, hat es gleich einen völlig anderen Sinn, so daß sich Wortspiele in keiner anderen Sprache leichter bilden lassen, als in der chinesischen.

Sonderbar erscheint es dem Fremden, daß sich die Zahl der Sing-Sang-Mädchen während der Vorstellung allmählich verringert, bis schließlich nur noch ein paar auf dem Podium zurückbleiben. Der

Eine Straße in europäisch-chinesisch Schanghai.

Grund ist folgender: Die wohlhabenden Chinesen sind große Freunde von Soupers im Kreise von sechs bis zwölf Personen, bringen aber gemäß der Landessitte nie ihre Frauen zu solchen Schmausereien mit. Wird ihnen die Sache langweilig, so schickt einer aus der Gesellschaft eine Sänfte nach einem der benachbarten Theehäuser und läßt irgend eine Sängerin, die ihm gerade gefällt, bitten, die Herren-Gesellschaft dort und dort durch ein Lied zu erheitern. Bald folgt ein zweiter dem Beispiel, und nach und nach ist das Ewig-Weibliche ziemlich stark im Kreise vertreten. Nun läßt immer abwechselnd eine der Damen ein Lied erschallen, während die übrigen die Becher der Herren mit

frischem Trunk versehen. Man kann nicht sagen, daß irgend welche Unziemlichkeiten vorkämen, sondern die Sängerinnen stimmen allein durch ihre Gegenwart, ihre Anmut und ihren Gesang die Gesellschaft fröhlich — natürlich nur die chinesische, denn dem Europäer ist die fingerdicke Schminke, der wackelnde Gang und das entsetzliche Gekreisch der „Goldenen Lilien" ein Greuel.

Soweit es sich schätzen läßt, liegt das Alter derselben zwischen 16 und 26 Jahren, und angeblich sind alle in Sutschou geboren, was in den Augen der Chinesen als besondere Empfehlung gilt, denn die dortigen Mädchen haben „Wangen wie die Mandelblüte, Lippen wie die Pfirsichblüte, Augen so glänzend wie die im Sonnenstrahl tanzende Welle des Baches, und Fußtapfen wie Lotosblumen". Ihr Handwerkszeug besteht in einer Art Laute zur Begleitung des Vortrages, einem Papierfächer, der zur Kühlung dient und auf dem gleichzeitig das Repertoire der jungen Dame „zur Auswahl" verzeichnet ist, einem Taschentuch, das sie bei sentimentalen Liedern zur Erhöhung des Effekts vor die Augen drückt, und einem kleinen Spiegel, den sie nach Schluß des Liedes schleunigst hervorzieht, um sich zu vergewissern, ob das Taschentuch auch nicht das Rot der Wangen und Lippen verwischt hat.

Das Vergnügen ist übrigens gar nicht so billig, denn jede Sängerin erhält drei Dollars, wovon sie jedoch dem Besitzer der Konzerthalle die Hälfte abgeben muß. Das scheint um so weniger gerechtfertigt, weil die Singmädchen von diesem gar kein Honorar bekommen, sondern ohne jede Entschädigung auftreten, also auf das Verdienen in Privat-Cirkeln angewiesen sind. Die vielen Brillantringe, welche die zierlichen Fingerchen dieser Schönen bedecken, lassen allerdings den Verdacht aufsteigen, daß sie hin und wieder auch anderen Nebeneinnahmen nicht abhold sein könnten, aber wer weiß, ob diese glitzernden Steine auch wirklich alle echt sind, und ein Verdammungsurteil läßt sich daher nicht ohne weiteres aussprechen. Was allerdings aus diesen teilweise blutjungen Dingern in reiferem Alter werden mag, ist eine andere Frage. Immerhin wäre es sehr wohl möglich, daß sie, nachdem sie durch ihren Sing-Sang ein kleines Vermögen erworben haben, in ihre Vaterstadt, wo man freier denkt, zurückkehren und tüchtige Hausfrauen werden. Für den Chinesen ist ja Geld das Ideal seiner Träume, der Leitstern seines ganzen Lebens und Strebens: Geld und Glück ist ihm gleichbedeutend; ist er reich, so ist er auch glücklich. Um Geld dreht sich seine Unterhaltung Tag für Tag. Dem kleinen Knaben bindet

man eine Münze an das Ende seines Zöpfchens, damit er sein ganzes Leben lang keinen Mangel zu leiden haben möge. Der Straßenhändler steckt sich morgens Sapeken in Mund und Ohren, damit er am Tage gute Geschäfte machen möge, ja früher bettete man selbst die Toten auf Münzen — je nach ihren Verhältnissen auf kupferne oder silberne — um ihnen eine süße Grabesruhe zu sichern. Infolge der vielen Leichenräubereien ist diese Sitte zwar abgeschafft, aber man giebt selbst dem ärmsten Verstorbenen ein paar Casch in die Hand, um ihn im Jenseits vor Mangel zu schützen.

Wesentlich unmoralischer geht es in den vielen „Japanischen Theehäusern" zu, die ihren Namen aus früherer Zeit behalten haben, wo namentlich Japanerinnen in ihnen als Schenkmädchen beschäftigt waren. Die japanische Civilisation ist, was wir so leicht vergessen, erst allerneuesten Datums. Vor fünfunddreißig Jahren noch waren die Japaner im Verhältnis zu den Chinesen wahre Barbaren, ihre Anschauungen über Ehe und Unzucht für Europäer unbegreiflich. Arme Hausväter verkauften ihre Töchter in zartem Kindesalter an den Staat, der damit zugleich die Verpflichtung, sie zu „erziehen", übernahm. Sie wurden im Lesen, Schreiben, Musizieren und in Handarbeiten unterrichtet und, wenn sie erwachsen waren, je nach ihren körperlichen und geistigen Vorzügen, in Thee- und Blumenhäusern ersten bis vierten Ranges untergebracht. Diese Häuser lagen in bestimmten, unter staatlicher Aufsicht stehenden Stadtvierteln, und der Eintrittspreis in die Häuser ersten Ranges, welche blos in den größeren Städten zu finden waren, war auf zwei Dollars festgesetzt, während in den Lokalen untersten Ranges als Eintrittsgeld nur eine Bronze-Münze, Tempo genannt, zu entrichten war. Der Beruf eines Theemädchens galt deshalb auch keineswegs als ein entwürdigender, sondern die ärmeren Japaner pflegten ihre Ehefrauen aus der Zahl derselben zu wählen. Damals war es nicht schwer, junge Japanerinnen durch große Versprechungen, die nie gehalten wurden, zu bewegen, nach China überzusiedeln, und da nach den japanischen Gesetzen die Auswanderung ein Verbrechen war, das mit dem Tode bestraft wurde, so mußten sie wohl oder übel in der Fremde bleiben. Heute sind Japanerinnen in den chinesischen Theehäusern selten geworden. An ihre Stelle sind Europäerinnen und Amerikanerinnen niedrigster Klasse getreten und helfen den fremden Matrosen, in wüsten Gelagen ihr Geld zu verjubeln.

Spielhöllen und Opiumkneipen.

Eine unbändige Spielwut beherrscht den Chinesen. Auf den öffentlichen Plätzen, vor den Thüren der Tempel, bei festlichen Vorstellungen, kurz überall, wo sich eine größere Menschenmenge zusammendrängt, sieht man Spieltische offen oder unter Zelten aufgestellt. Das beliebteste Spiel, „Fantang", hat mit unserem „Gleich oder Ungleich?" große Aehnlichkeit, und seiner Einfachheit wegen sieht man oft genug junge Burschen, ja selbst Kinder, als Bankhalter.

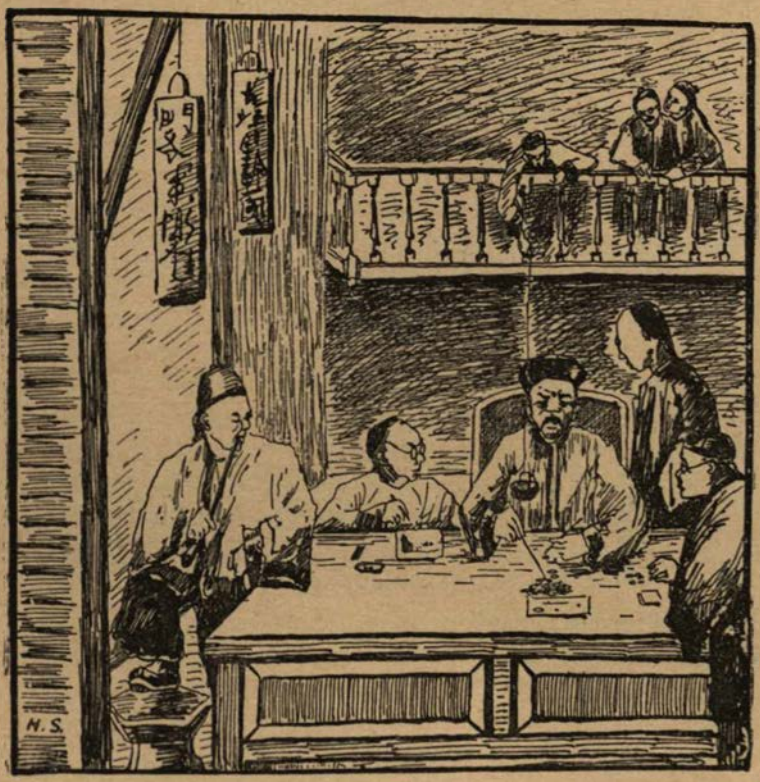
Im Innern einer chinesischen Theehalle.

In seiner gewöhnlichen Form, wie man es auf der Straße spielt, geht das Spiel in folgender Weise vor sich. Auf dem Tische liegt ein großer Haufen Münzen, von denen der Bankhalter schnell einen Teil zusammenrafft und mit einem Teller bedeckt. Nun setzen die Spieler auf „Eins" oder „Nichts". Darauf hebt der Bankhalter den Teller auf und zählt die unter demselben befindlichen Geldstücke in der Weise, daß er mit zwei Holzstäbchen immer zwei und zwei Münzen beiseite schiebt. Geht die Zahl glatt auf, so haben die „Nichts"-Pointeure gewonnen und erhalten das Doppelte ihres Einsatzes: bleibt

Mandschurin mit Wasserpfeife und Chinese mit Opiumpfeife.

aber eine Münze auf dem Tisch liegen, so haben diejenigen gewonnen, die auf „Eins“ gesetzt haben. Die Gewinnchancen für den Bankhalter sind mithin sehr bescheiden und seine ganze Hoffnung besteht darin, daß ein Teil seiner Kunden so lange pointiert, bis der letzte Casch ausgegeben und ein Weiterspielen für sie unmöglich ist.

In den besseren Lokalen sind die Chancen dadurch wesentlich verändert, daß nicht zwei, sondern vier Münzen gleichzeitig abgezählt



Eine Spielhölle.

werden, so daß am Schluß eine, zwei, drei oder gar keine Münze auf dem Tisch übrig bleiben können. Man kann daher auf vier verschiedene Nummern pointieren und erhält, wenn man das Richtige getroffen hat, das Dreifache seines Einsatzes als Gewinn, kann aber auch sehr viel leichter verlieren. Es ist auch gestattet, gleichzeitig auf zwei Möglichkeiten zu pointieren, also auf Null und drei oder eins und zwei u. s. w., doch wird, wenn eine der beiden gesetzten Nummern

gewinnt, der Gewinn nur doppelt ausgezahlt. An diesen Spielbanken werden recht beträchtliche Summen gewonnen und verloren. Ihre Einrichtung ist sehr einfach, aber eigenartig. Die Mitte des mäßig großen Zimmers wird durch den Spieltisch ausgefüllt, um den die einfachen Kunden, welche selten über einen halben Dollar auf einmal setzen, herumstehen oder sitzen. Etwa sechs Fuß über dem Erdboden befindet sich eine hölzerne Gallerie, auf welcher die Honoratioren Platz genommen haben. Jeder von ihnen läßt seinen Einsatz in einem kleinen Körbchen am Bindfaden herab und ruft dem Croupier zu, was damit geschehen soll. Der gewöhnliche Einsatz der „Oberen" beträgt zwei bis fünf Dollars, doch sind zehn bis zwanzig Dollars keine Seltenheit; über tausend Dollars nimmt aber keine Spielbank an. An dieser Beschränkung liegt es vielleicht, daß die Aufregung und die fieberhafte Hast und Gier, die sich bei den europäischen Spielbanken oft so widerwärtig bemerkbar macht, in China völlig fehlt: keine Muskel zuckt im Gesicht des Einzelnen, wenn der Einsatz verloren geht, dagegen huscht zuweilen ein frohes Lächeln über seine Miene, wenn er einen beträchtlichen Gewinn einstreichen kann. Will der Spieler einen Augenblick pausieren, so begiebt er sich in ein Nebenzimmer, in dem Zigarren, Tabak, Thee, Wein, Samschu und Leckereien zur unentgeltlichen Verfügung stehen.

In einzelnen Hafenorten sieht man auch Spielhäuser, in denen mit Karten gespielt wird. Die chinesischen Spielkarten haben eine ganz eigenartige Form; sie sind 10 Centimeter lang und kaum 3 Centimeter breit. Die Chinesen, die diesem Spiel obliegen, machen ebenso wie die Bankhalter einen wenig vertrauenswerten Eindruck, so daß man sich am besten völlig von ihnen fernhält und nicht in die Geheimnisse dieses Spiels, das übrigens ziemliche Zeit in Anspruch nimmt, einzudringen sucht. —

Wesentlich abstoßender als die Spielhöllen wirken die Opiumsalons, deren es allein in der chinesisch-europäischen Ansiedlung Schanghais fast tausend giebt, die jährlich etwa dreißigtausend Taels Kommunalsteuer entrichten müssen. Opium ist der Milchsaft der unreifen Frucht des Mohns. Ritzt man die unreife Mohnkapsel, so tritt ein weißer Saft hervor, der bald einzutrocknen beginnt und dabei braun und zäh wird — das ist das Opium. Dieser Saft besitzt einen unangenehmen, narkotisierenden Geruch und einen bitteren, scharfen Geschmack. Zum Aufschneiden der Kapseln pflegt man sich eines eigenartigen Messers zu bedienen, das mehrere Klingen nebeneinander hat;

der ausfließende Saft wird in Schalen geknetet, in Fässern eingedickt und für den Großhandel zu Kugeln von zwei Kilogramm oder Tabletten von ein Kilogramm Gewicht geformt. Opium als Heilmittel war schon den Alten bekannt; der Mißbrauch scheint von Persien ausgegangen zu sein, wo man sich desselben statt des durch den Koran verbotenen Weins bediente, um sich in einen außergewöhnlichen Zustand zu versetzen. Nach China wurde das Opium seit 1685 eingeführt, als der Ostindischen Kompagnie die Errichtung einer Zweigniederlassung in Kanton gestattet worden war. Lange Zeit wurde es ungehindert als „ausländisches Arzneimittel" eingeführt und war wegen seines hohen Preises nur den Reichen zugänglich. Noch im Jahre 1821 betrug der Gesamtimport nicht mehr als 4628 Kisten, deren jede den kolossalen Durchschnittspreis von 1325 Dollars brachte. Dann fiel der Preis der Kiste plötzlich etwa auf die Hälfte, nämlich auf 723 Dollars, und infolgedessen stieg der Konsum von Jahr zu Jahr. Schon 1825 hatte er sich verdoppelt und betrug 9621 Kisten; 1830 hatte er sich fast wieder verdoppelt und umfaßte 18760 Kisten, zwei Jahre später belief sich der Import auf 23670 Kisten.

Jetzt hielt es die chinesische Regierung für notwendig, einzugreifen. Bereits 1828 hatte der Vizekönig von Kanton die Einfuhr verboten, aber es gab genug andere Hafenstädte, über welche der Import erfolgte und Schmuggler, die das Gift in das Innere einführten. Einer der sechs Pekinger Zensoren wurde mit der Untersuchung der Frage beauftragt und gab ein Gutachten ab, welches, wie alle Auslassungen dieser Behörde, sich durch seine Offenherzigkeit auszeichnet:

„Ich habe in Erfahrung gebracht, daß die Opiumraucher nach diesem schädlichen Medikament ein so heftiges Verlangen haben, daß sie alles aufbieten, um sich dessen Genuß zu verschaffen. Wenn sie das Opium nicht zur gewohnten Stunde erhalten, fangen ihre Glieder an zu zittern, dicke Schweißtropfen fließen ihnen von der Stirn und über das Gesicht, und sie sind unfähig, die geringste Beschäftigung vorzunehmen. Bringt man ihnen aber eine Pfeife mit Opium, atmen sie einige Züge davon ein und sind sogleich geheilt.

Das Opium ist daher für alle, die es rauchen, ein notwendiges Bedürfnis geworden, und man darf sich gar nicht wundern, daß sie, wenn sie von der Ortsbehörde zur Verantwortung gezogen werden, weit lieber jede Züchtigung ertragen, als den Namen desjenigen offenbaren, der ihnen das Opium liefert. Zuweilen erhalten die Ortsbehörden auch Geschenke, um dieses Übel zu dulden oder um eine eingeleitete Unter-

suchung aufzuhalten. Die meisten Kaufleute, die Handelsartikel nach Kanton bringen, verkaufen auch Opium als Schmuggelware.

Ich bin der Ansicht, daß Opium ein weit größeres Übel ist als das Spiel und daß man daher den Opiumrauchern keine geringere Strafe auferlegen sollte als den Spielern. Nun bestimmt das Gesetz, daß die Spieler, welche nicht gestehen wollen, von wo sie ihre Spielmaterialien bezogen haben, als Mitschuldige der Verkäufer zu betrachten sind und deswegen mit hundert Bambushieben und dreijähriger Verbannung bestraft werden sollen. Ebenso soll jeder überführte Spieler achtzig Hiebe erhalten und, falls er ein öffentliches Amt bekleidet, noch um einen Grad strenger bestraft werden; der Opiumraucher dagegen, der seinen Lieferanten nicht namhaft macht, wird bisher nur zum Pranger verurteilt.

Ich beantrage daher, daß überführte Opiumraucher, die sich weigern, den Namen des Verkäufers zu nennen, als Mitschuldige desselben betrachtet und, sofern sie ein Amt im Staate bekleiden, noch um einen Grad strenger bestraft werden. Das Gesetz wird dann durch seine Strenge einerseits diejenigen, die sich dieser traurigen Leidenschaft ergeben haben, auf den rechten Weg zurückführen, andererseits die übrigen verhindern, dem bösen Beispiel nachzuahmen.

Es scheint, daß das Opium zumeist durch unwürdige Beamte von außerhalb eingeführt wird, die im Einverständnisse mit gewinnsüchtigen Kaufleuten es ins Innere des Landes befördern, wo zuerst junge Leute aus guter Familie, reiche Private und Kaufleute sich dem Genuß zuwendeten, der sich endlich auch beim gemeinen Mann verbreitete. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß sich in allen Provinzen nicht allein unter den Civilbeamten, sondern auch in der Armee Opiumraucher befinden. Während die Beamten der verschiedenen Bezirke durch Edikte den gesetzlich verbotenen Verkauf des Opiums von neuem einschärfen, rauchen ihre Eltern, Verwandten, Untergebenen und Diener nach wie vor, und die Kaufleute benutzen das Verbot, den Preis zu steigern. Selbst die Polizei, die ebenfalls dafür eingenommen ist, kauft diesen Artikel, statt zu seiner Unterdrückung beizutragen, und dies ist auch der Grund, weshalb alle Verbote und Verfügungen unberücksichtigt bleiben." —

Daraufhin wurde 1833 ein verschärftes Gesetz erlassen, das für jeden Opiumraucher hundert Hiebe und zweimonatliche Ausstellung am Pranger festsetzte. Wer den Namen des Kaufmanns nicht anzeigen wollte, von dem er sein Opium gekauft hatte, sollte als dessen Mit-

schuldiger zu hundert Hieben und dreijähriger Verbannung verurteilt werden. Mandarinen, welche Opium rauchten, sollten um einen Grad strenger bestraft werden, als Privatleute; ferner wurden die Gouverneure der Provinzen verpflichtet, in ihren Jahres-Rapporten einen Bericht über diesen Gegenstand abzustatten.

Das Laster hatte aber schon viel zu große Ausdehnung angenommen, als daß es sich durch einen behördlichen Federstrich hätte aus der Welt schaffen lassen. Nicht nur, daß der Schmuggelhandel

Opiumraucher, welche den „Kang" zur Strafe tragen müssen.

von Jahr zu Jahr größeren Umfang annahm, sondern man begann mit stillschweigender Genehmigung der betreffenden Lokalbehörden im Innern des Landes, namentlich den Provinzen Honan, Setschuan und Kweitschan, Mohnbeete anzulegen und das Gift im Lande selbst anzufertigen. Deswegen brachte der „Opiumkrieg", den England 1841 begann, um die ungehinderte Einfuhr seines ostindischen Opiums in China zu erzwingen, ihm auch nur halben Erfolg, denn die Einfuhr des fremden Opiums steigerte sich zwar bis zum Jahre 1854 auf 77 379 Kisten, nahm aber während des letzten halben Jahrhunderts keine weitere Ausdehnung an, sondern ging zuweilen sogar ziemlich be-

trächtlich zurück. Die einheimische Produktion dehnt sich dagegen fortgesetzt weiter aus, da sie lohnender als der Gemüsebau ist, und in einzelne Provinzen dringt überhaupt kein fremdes Opium ein.

Während die Kiste des importierten Malva-Opiums etwa 470 Taels kostet, soll sich das inländische stellenweise schon für 120—150 herstellen lassen, und die beiden besten Sorten, welche dem ausländischen wenig nachstehen, das Honan- und das Setschuan-Opium, etwa 260—320 Taels. Deswegen beziehen auch nur noch die wohlhabenden Kaufleute und oberen Beamten in den Küstenprovinzen importiertes Opium, die übrige Bevölkerung begnügt sich dagegen mit dem einheimischen Produkt.

In neuerer Zeit hat man vielfach zu beweisen versucht, daß es mit dem Laster gar nicht so schlimm stehe, daß in den nördlichen Provinzen erst auf tausend Seelen jährlich eine Kiste Opium käme und daß selbst in den südlichen Provinzen Kwangtung, Fokien, Tschekiang und Kiangsi der Verbrauch nur um ein Viertel, höchstens um die Hälfte, größer sei. Man darf aber nicht vergessen, daß Frauen und Kinder außer Betracht bleiben müssen und daß von den 265 Millionen Chinesen höchstens 60 Millionen als erwachsene männliche Bevölkerung zu betrachten sind. Auf diese verteilt sich also der jährliche Gesamtverbrauch von etwa 20 Millionen Kilogramm Opium, d. h. auf jede männliche Person kommt durchschnittlich $^1/_3$ Kilogramm. Das ist aber gar kein unbeträchtliches Quantum, da jede Pfeife nur einen ganz geringen Gewichtsteil Opium faßt, viele sich mit einer einzigen begnügen und selbst für die weitaus größte Mehrzahl der Gewohnheitsraucher zwei bis drei Pfeifen vollkommen hinreichen, um sie in den erwünschten Schlaf zu versenken. Man kann also — wenigstens für die südlichen Provinzen — getrost annehmen, daß dort das Opiumrauchen fast ebenso verbreitet ist, wie bei uns das Tabakrauchen.

Ferner darf man für das Kilogramm Opium nicht etwa den Durchschnitts-Großpreis von 25 Mark annehmen, sondern der Preis im Kleinhandel stellt sich auf etwa das Doppelte. Dieser trifft aber auch nur für jene zu, die ihr eigenes Heim haben, das Gift lotweise kaufen und dem Genuß zu Hause fröhnen. Das kleinste Quantum, das in der schmierigsten Opiumhöhle abgegeben wird, kostet etwa vierzig Pfennige, und dieser Preis ist auch deswegen einigermaßen erklärlich, weil der Raucher eine besondere Lagerstätte bis zu seinem Erwachen, das etwa acht Stunden später eintritt, in Anspruch nimmt.

Es ist bekannt, daß der Raucher während dieser Zeit völlig besinnungslos ist und nicht aufgeweckt werden kann. Mit halbgeöffneten Augen, aus denen jedoch die Pupille verschwunden zu sein scheint und nur die weiße Hornhaut sichtbar ist, liegt er einem Leichnam gleich mit völlig abgestorbenem Gesichtsausdruck und welken Gliedern da. Die Lagerstätte in den schmutzigen Kneipen pflegt im Süden aus einer einfachen Bretterbank, im Norden in einer steinernen zu bestehen, und nur unter den Kopf wird ein Lumpenbündel oder ein schmieriges Kissen geschoben.

Hierzu steht nun der Komfort der Opiumsalons in gar keinem Verhältnis. Der Raucher zahlt dort den doppelten Preis, erhält aber besseres Opium, befindet sich in einem Salon mit zierlich geschnitzten Möbeln und hat eine Lagerstätte, deren Rückenlehne mit grünlichen, dem Jaspis ähnlichen Steinen ausgelegt ist, und die nach dortigen Begriffen nichts an Bequemlichkeit zu wünschen läßt. Für den wohlhabenden Mann stellt sich dieses Laster also billiger, als wenn er ein paar Glas Wein nach dem Abendessen trinken würde; der kleine Handwerker aber, dessen Tagesverdienst überaus bescheiden ist, ruiniert sich und seine Familie dadurch, und das ist das Traurigste an der ganzen Sache!

Das chinesische Schanghai.

Begiebt man sich von diesem chinesisch-europäischen Schanghai, das ja auch viele Schattenseiten hat, aber immerhin auf einer modernen Kulturstufe steht, nach dem rein-chinesischen Schanghai, so kommt man in eine Welt, die um ein paar Jahrhunderte zurückgeblieben zu sein scheint. Genau wie alle anderen Orte ist die Chinesenstadt Schanghai von einer hohen baufälligen Mauer umgeben, und der davor liegende Graben strömt Düfte aus, wie sie entsetzlicher nicht gedacht werden können. Die benachbarte europäische Kultur ist an der großen Masse der Bevölkerung spurlos vorübergegangen, und wenn unser Führer uns durch die engen Gassen geleitet, in denen manchmal kaum zwei Personen einander ausweichen können, so wälzt sich nicht nur eine Schar von Bettlern, Blinden und Kranken hinter uns her, sondern auch die übrige Bevölkerung begafft und folgt uns mit ebenso großen Augen wie nur in irgend einem Krähwinkel viele tausend Kilometer im Innern des Landes. Nur, wenn wir in ein größeres Theehaus unseren Fuß setzen, also an einen Ort, in dem die bessere Bevölkerung verkehrt, merken wir aus den zutraulichen Geberden einzelner Gäste.

daß wenigstens ein paar Leuten europäisches Wesen nicht mehr fremd und auch nicht unsympathisch ist.

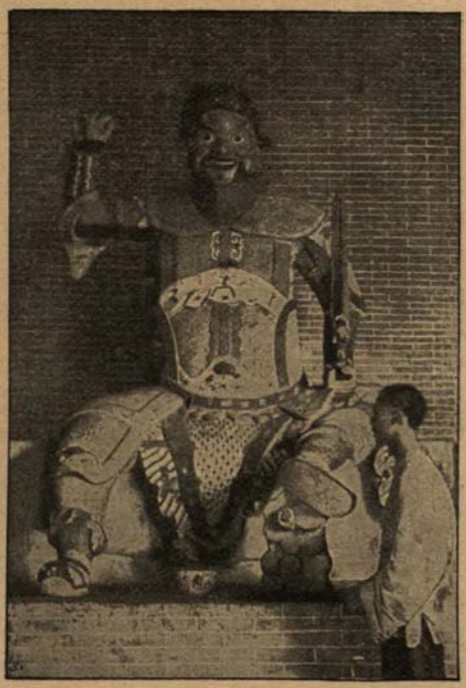
Die Theehäuser sind aber auch fast die einzigen Sehenswürdigkeiten, die wegen ihres eigenartigen Charakters es verdienen, von Fremden besucht zu werden. Am bekanntesten ist das „Alte Theehaus", Hu-sing-ting, das in der Mitte eines künstlichen Teiches liegt, den man auf einer kuriosen, im Zickzack gebauten hölzernen Brücke überschreitet, die vor 1500 Jahren angelegt sein soll. Das Theehaus selbst ist auf einem Fundament von großen Steinquadern, in eigenartigem, aber sehr pittoresken Stil erbaut. Es setzt sich aus zwei

Das Theehaus Hu-sing-ting.

Stockwerken zusammen, deren unteres aus einer Glashalle besteht, die abends, wenn die Lampions und roten Kerzen im Innern angezündet sind, von fern einer großen roten Laterne gleicht. Beide Stockwerke sind nach chinesischer Art mit weit vorspringenden, vielfach verschnörkelten Dächern versehen, die mit leuchtenden buntfarbigen Ziegeln gedeckt sind und dem Gebäude ein prächtiges Aussehen verleihen. Von den Erkern des ersten Stockwerks aus sieht man einen Platz vor sich, auf dem sich ein lebhaftes Treiben, ähnlich wie bei uns auf den Jahrmärkten, abspielt. Neben Buden mit Obst oder Zuckerwerk werden tausenderlei Dinge feilgehalten, deren Preis für die ärmere Bevölkerung erschwinglich ist, wie billige Möbel und Wirtschaftsgegenstände, alter

Trödelkram, antiquarische Bücher und unechter Schmuck, und mitten hindurch führen Wahrsager, Taschenspieler und Quacksalber ihre Künste vor.

Nicht allzu weit davon liegt ein zweites Theehaus, das aber nur den Mandarinen zugänglich ist. Es ist eine vergrößerte und verfeinerte Kopie des vorher beschriebenen und allein in der Absicht begründet, den höheren Beamten Gelegenheit zu geben, ganz „unter sich" zu sein. In einem hübschen Garten mit gut gehaltenen Wegen, einem Teiche, einer Brücke, einigen künstlichen Hügeln mit geschmackvollen gärtnerischen Anlagen, einem Bogengange und mehreren Bildsäulen sind an verschiedenen Stellen Pavillons errichtet, in denen die Herren Mandarinen sich von des Tages Lasten und Mühen erholen und den eingeschluckten Aktenstaub mit einer Tasse Thee hinunterspülen können.



Der Schutzgott Schanghais.

Außer diesen beiden Theehäusern verlohnt es sich nur noch, den großen Tempel aufzusuchen, der dem Schutzgotte Schanghais geweiht ist und der mit seinen Nebengebäuden eine Bodenfläche von etwa dreitausend Quadratmeter bedeckt. Um ihn herum findet ein ähnliches Jahrmarktstreiben wie bei dem Alten Theehause statt. Haben wir uns glücklich durch dasselbe hindurchgedrängt, so stehen wir vor dem üblichen Ehrenthor, dessen gewaltige Thür mit lebensgroßen Mandarinfiguren bunt bemalt ist. Nun kommen wir zu einem viereckigen Gebäude, dem Theater, in welchem an gewissen Festtagen Vorstellungen gegeben werden, jedoch nicht im Innern, sondern auf dem flachen Dache, damit eine um so größere Menge von der Straße und den

umliegenden Häusern aus das Schauspiel genießen kann. Hinter diesem Gebäude folgt, von den Wohnhäusern der Priester eingefaßt, der eigentliche Tempel, dessen Inhalt überaus kurios ist, da er in grotesken Figuren den Gott nebst seiner Dienerschaft darstellt. In der Mitte thront auf einem hohen Sitze die Riesengestalt der Gottheit, von der jedoch fast nur das breite, rot bemalte Gesicht erkennbar ist, da von der Decke herabhängende Teppiche und lange farbige Papierstreifen das Übrige verdecken. Zu beiden Seiten dieser Figur stehen je drei große, unförmlich geschnitzte, schwarz bemalte Götzen mit feuerroten Lippen, welche die Leibdiener des Gottes vorstellen. An den Wänden lehnen vier weitere ungeschlachte Götzenbilder mit ähnlicher Bemalung, welche die Boten der Gottheit repräsentieren, und von der Decke hängen zwei Modelle von Kriegsdschunken zum Zeichen herab, daß der Gott auch auf dem Wasser herrscht. In einer Nische befindet sich, auf Marmorsäulen ruhend und von uralten steineren Löwen bewacht, ein Schrein mit einer Granittafel, in welche die Legende der Gottheit eingegraben ist. Natürlich fehlt es auch nicht an Räucherpfannen und sonstigen gottesdienstlichen Requisiten, und es ist in hohem Maße bedauerlich, daß der ganze Inhalt, der zwar nicht seines Kunstwertes, wohl aber seines Alters wegen erhalten zu werden verdiente, direkt durch Schmutz und Staub umkommt.

Geld und Gelderwerb in Schanghai.

Seit dreißig Jahren ist Schanghai das Ziel für viele unserer jüngeren Kaufleute, und nach Beendigung des gegenwärtigen Krieges wird der Andrang vielleicht noch größer werden. Da wir bisher nur geschildert haben, wie man Geld in China ausgeben kann, so möchten wir unseren Lesern auch die Kehrseite nicht vorenthalten, nämlich wie und was man dort verdienen kann, und zwar wollen wir hierbei den Ausführungen des schon mehrfach zitierten Herrn Exner folgen:

Bei den gesellschaftlichen Zusammenkünften geht es meist überaus kostspielig zu, die Zahl der Gänge ist eine sehr große und die Güte der Weine und Gerichte würde einer fürstlichen Tafel Ehre machen. Ob ein so großer Aufwand wirklich aus Repräsentationsrücksichten notwendig ist, ob nicht viel Übertreibung dabei mit unterläuft, ja ob nicht in manchen Fällen dieser Luxus in gar keinem Verhältnis steht zu dem Einkommen der betreffenden Firmen, will ich ununtersucht lassen; scheinen will es mir aber, als ob diese opulente Lebensweise noch ein Überrest jener goldenen Tage sei, wo nur wenige europäische

Firmen in Ostasien ansässig waren und gewaltigen Verdienst einheimsen konnten. Jene Zeiten aber, in denen sechzig, hundert und mehr Prozent auf den ein- oder ausgeführten Artikel verdient wurden, sind längst vorüber; die europäische Konkurrenz ist immer größer und der Chinese im Verkehr mit ihr immer schlauer geworden; wo früher hundert Prozent verdient wurden, werden jetzt häufig nur noch zehn bis zwanzig Prozent eingebracht. Der Luxus, den in früheren Jahren einige der wenigen großen Kaufmannshäuser betrieben, hat sich infolge der wachsenden Konkurrenz und der ständig steigenden Zahl der ansässigen europäischen Kaufleute etwas verringert; immerhin ist zu einem sehr großen Teile die kostspielige Lebensweise jener goldenen Tage noch heute beibehalten und die Repräsentationsspesen vieler Häuser dürften sich nicht im richtigen Verhältnis vermindert haben.

Naturgemäß muß dieser große Aufwand in der Lebensweise der Großkaufleute als ansteckendes Beispiel auf deren jüngere Angestellte wirken, und gar mancher der letzteren findet, daß er nach einer Reihe von Jahren überseeischen Aufenthalts statt des erhofften großen Vermögens sich eine große Schuldenlast gesammelt hat. Der junge deutsche Kommis, welcher zu Hause einen Monatsgehalt von zwischen 100 bis 150 Mark bezogen hat, wird nach hier anfänglich mit einem Durchschnittsgehalt von etwa 50 Dollars nebst freier Station engagiert. Das klingt entschieden glänzend, denn dem jungen Manne ist unbekannt, daß er hier für den Wert eines Dollars noch nicht soviel Genüsse sich verschaffen kann, wie in der Heimat für eine Mark. Wenige machen sich eine auch nur annähernd richtige Vorstellung von dem Leben, welches sie hier in Ostasien erwartet.

Die Hälfte der jungen Leute, welche sich in Hamburg oder Bremen, in Genua, Marseille oder Triest nach dem fernen Osten einschiffen, hat nur eine sehr unbestimmte Ahnung von den Anforderungen, welche hier draußen an sie gestellt werden. Meistens nur ungenügend mit dem ausgerüstet, was das Klima an Kleidungsstücken verlangt, sieht sich der Ankömmling schon am ersten Tage nach seinem Eintreffen genötigt, sich so ziemlich ganz neu zu equipieren. So ist, falls überhaupt vorhanden, der mitgebrachte Notpfennig sofort ausgegeben, und jetzt kommen die anderen notwendigen Ausgaben. Da giebt es in den großen Hafenplätzen Ostasiens verschiedene Klubs, denen beizutreten der Taipan (Chef der Firma) dem neu Angekommenen dringend empfiehlt. Der Klub soll dazu dienen, das Familienleben zu ersetzen, welches der selbst verheiratete Chef unmöglich allen seinen Angestellten

bieten kann. Diesen Zweck erfüllt denn auch der Klub bis zu einem gewissen Grade, aber das notwendige Eintrittsgeld, 20 Dollars, der erste Beitrag, 15 Dollars, und die Ausgaben für Kleider haben den Gehalt von mindestens zwei Monaten schon im voraus verschlungen.

Doch macht dies dem Jüngling zunächst keine Sorgen. Bares Geld braucht er nicht; wohin immer er sich begiebt, tönt ihm das magische Wörtchen „Kredit" entgegen. Überall wird eine kurze Bleifedernotiz über den betreffenden Dollarbetrag, mit seiner Unterschrift versehen, bereitwilligst als Zahlung entgegengenommen, ein überaus bequemes Mittel, binnen kurzer Zeit sehr viel Geld auszugeben. Ganz sich selbst überlassen, ohne jede Leitung, genießt der junge Ankömmling plötzlich eine Freiheit, die ihm in den bislang bekleideten unteren Stellungen zu Hause versagt gewesen ist, und je nach seiner Charakterveranlagung wird er infolge dieser großen Freiheit leicht auf Abwege geraten.

Trotzdem unser junger Mann mit guten kaufmännischen Vorkenntnissen ausgerüstet ist, gelingt es ihm doch erst nach Ablauf des zweiten Jahres mit den Verhältnissen des ostasiatischen Handels derartig vertraut zu werden, daß ihm von seinem Chef eine wichtigere Stellung, etwa die eines Shipping Clerk (Warenversendungs-Aufsehers) oder Salesman (Verkäufers) anvertraut werden kann. Bis dahin war der junge Mann kaum etwas besseres als eine Schreibmaschine, die vor dem um mindestens die Hälfte billigeren portugiesischen Kontoristen nur den Vorteil voraus hatte, der deutschen Sprache mächtig zu sein, ein Vorteil, der in den einzelnen Geschäften oder Geschäftsbranchen auch nur illusorisch ist. Nach zwei Jahren ist der Durchschnittsclerk soweit, daß er selbständig arbeiten und seiner Firma wirklich von Nutzen sein kann. Er bezieht jetzt durchschnittlich einen Gehalt von 80—120 Taels für den Monat bei freier Station.

Mit dem höhern Gehalt sind aber auch seine Anforderungen an das Leben gestiegen. Er hält sich gleich so vielen seiner Kollegen Wagen und Pferde, wettet hoch auf dem Rennplatz, verliert so manchen Dollar im Glücksspiel, hält eine Yacht und vielleicht auch noch ein Hausboot, mit welchem er höchst interessante und belehrende, aber etwas kostspielige Touren „ins Land" unternimmt. Intime Soupers, bei denen das ewig weibliche Element durchaus nicht die zweite Rolle spielt, sind ihm nichts Unbekanntes mehr und für einige Jahre fließt das Geld in Strömen. In allen Läden der Stadt genießt der junge Herr des besten Rufs, denn sein Prinzip war, stets alle Schulden mit

peinlichster Pünktlichkeit begleichen zu lassen — aber nicht aus eigener Tasche, sondern durch den Komprador, den chinesischen Geschäftsführer

Chinesischer Bazar in Schanghai.

der Firma. So steht der junge Mann vor der Welt groß da, nur nicht vor seinem Taipan, vor den er eines schönen Morgens zitiert wird.

Dem Komprador ist das hochgeschwollene Konto unheimlich geworden und so hat er sich um Bezahlung der Schuld des Angestellten an den Chef der Firma gewandt. Jetzt tritt der Ernst des Lebens an den Jüngling heran, und auch der Taipan befindet sich in keiner beneidenswerten Lage. Der jetzt mit allen Geschäftsangelegenheiten vertraute Angestellte repräsentiert für die Firma einen gewissen Wert. Soll dies Anlagekapital durch Entlassung des Missethäters verloren gehen, soll man ihm die Rückreise nach Europa bezahlen und auch noch die Kosten der Herreise für einen neuen Kontoristen, der wiederum zwei Jahre gebraucht, um sich einzuarbeiten? Soll die Schuld durch regelmäßige Abzüge am Gehalt getilgt werden? Beide Wege sind mißlich, und so entschließt sich die Firma häufig, die Schuld des Frevlers zu tilgen gegen dessen Versprechen, sich zu bessern, und auch der Herr Komprador wird angewiesen, den bisher so freigebig bewilligten Kredit einzuschränken.

Wer hier draußen — und das gilt nicht nur für China, sondern für alle überseeischen Gebiete — vorwärts kommen und eine geachtete Stellung in der deutschen Kaufmannswelt einnehmen will, der muß vor allen Dingen charakterfest sein. Nach diesen Ländern sollten nur solche jungen Kaufleute gesandt werden, die schon eine gewisse Lebenserfahrung besitzen. Es liegt in dieser Beziehung eine hohe Verantwortung in den Händen der Eltern und Angehörigen des jungen Mannes, die leider nur zu häufig die einschlägigen Verhältnisse nicht genügend kennen, wenn sie ein Mitglied ihrer Familie in die Fremde ziehen lassen. Wirklich tüchtige junge Kaufleute machen hier draußen eine oft überraschend schnelle Karriere, und ich kann mit Freuden konstatieren, daß ich eine ganze Reihe solcher charakterfesten, tüchtigen jungen Deutschen sowohl in China wie in Japan kennen gelernt habe. Solche junge Leute bringen es ausnahmslos im Laufe der Zeit zu einer geachteten Stellung. Gern wird ihnen die Prokura erteilt und bald sehen wir sie als Chefs von Filialen größerer Häuser in einer der kleineren Hafenstädte wie Tientsin, Amoy, Kobe, Nagasaki oder in Korea thätig.

Manche können es auch wagen, sich selbst zu etablieren, und besonders in China kommt ihnen dann ein mustergiltiges Vorleben zu gute. Die interessierten Chinesen sind nämlich vielfach weit besser mit dem Privatleben der jungen Leute bekannt als der Taipan selbst. Ist ihnen der junge Mann aus seiner seitherigen Thätigkeit bereits sympathisch und ist ihnen bekannt, daß sie es mit einem ehrlichen,

tüchtigen Kaufmann zu thun haben, so sind sie auch sofort bereit „give he numbet wan chancee“ d. h. ihm eine erstklassige Gelegenheit zu geben, Geschäfte zu machen. Sie protegieren ihn und bringen ihm Aufträge, so viel sie nur können, ins Haus. Dann ist es für den jungen Kaufmann auch nicht schwer, sich eine gesicherte Existenz zu schaffen, und in wenigen Jahren steht seine Firma angesehen und groß da, ein weiterer Stein im Gebäude des deutschen Ansehens und Einflusses im fernen Osten. —

Es mag manchem jungen Kaufmann vielleicht sonderbar erscheinen, daß sein Wissen für Europa, aber nicht für Asien ausreichen soll, und wir wollen daher noch einige Worte über die Eigenarten des Handels in China hinzufügen.

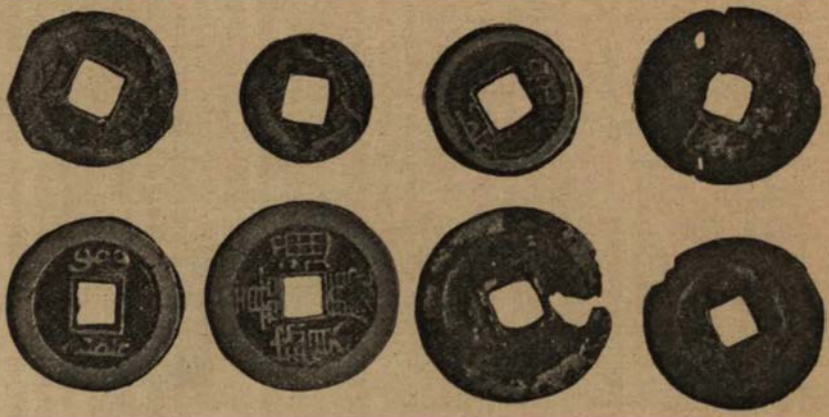
In dem Verkehr zwischen dem europäischen und dem chinesischen Großkaufmann spielt Treu und Glaube eine große Rolle. Der chinesische Kaufmann, der mit Fremden Geschäfte macht, ist mit wenigen Ausnahmen von gewissenhaftester Ehrlichkeit und somit das gerade Gegenteil seines japanischen Kollegen. Geschäfte, selbst in großem Umfang, werden meist nur mündlich abgeschlossen; eine kurze Notiz genügt ihm, und es ist überaus selten, daß der chinesische Kaufmann für ein abgeschlossenes Geschäft eine Unterschrift verlangt oder giebt. Dagegen verlangt er genaueste und sorgfältigste Ausführung seines Auftrages.

Es muß im Handelsverkehr mit den Chinesen nicht nur auf die peinlichst Übereinstimmung der zu liefernden Waren mit dem vorgelegten Muster, sondern selbst auf die Verpackung Bedacht genommen werden. Trotz wiederholter Hinweise und Darlegungen in der Fachpresse wird von den deutschen Fabrikanten immer wieder gegen letzteren Punkt verstoßen, und ihnen entgeht dadurch so manches nutzbringende Geschäft, das bereits als sicher abgeschlossen galt. Die Verweigerung der Annahme einer von einem chinesischen Kaufmanne bestellten Ware ist häufig einzig und allein durch die Art der Verpackung veranlaßt. Der ganze Geschäftsabschluß kann scheitern, wenn die Farbe der Papierumhüllung von dem eingereichten Muster abweicht, ja wenn auch nur der Bindfaden oder das Band, mit dem die Packete zugeschnürt sind, verschieden ist. Es ist gar nichts Außergewöhnliches, daß der chinesische Kaufmann beispielsweise die Annahme einer ganzen Sendung von Metallen verweigert, weil dieselbe eingeölt anlangt, also nicht den Glanz der polierten Muster besitzt, und daß selbst, wenn man vor seinen Augen das Öl abpoliert und die Gleichheit beweist,

er nicht zur Annahme zu bewegen ist. Ja, es sind Fälle vorgekommen, daß die Abnahme der Ware als „nicht dem Auftrage entsprechend“ abgelehnt wurde, nur weil das auf der Etikette angebrachte amerikanische Sternenbanner zufällig einen Stern weniger zeigte als das Banner der früheren, inzwischen aufgebrauchten Umschläge.

Das sind Kleinigkeiten, über welche man lacht; aber den europäischen Kaufleuten kosten sie Millionen! —

Hierbei müssen wir noch ein Wort über das chinesische Münzwesen anschließen. Im ganzen kaufmännischen Verkehr rechnet man nach Taels, aber eine derartige Münze existiert weder, noch hat sie existiert. Der Tael ist nichts als ein „Begriff“, und noch dazu ein



Verschiedene Casch.

schwankender; in jeder Provinz, ja fast in jeder Stadt berechnet man seinen Wert verschieden und überdies hängt der letztere im internationalen Verkehr noch von dem jeweiligen Preise des Silbers ab. Für Gold giebt es in China überhaupt keinen Kurs, und die Scheidemünze ist so schwer und unhandlich, daß man nichts damit anfangen kann. Die Casch oder Sapeken (chinesisch ts'ien genannt) sind roh gegossene, glanzlose Metallstücke aus einer Mischung von Kupfer und Zinn, die in der Mitte ein viereckiges Loch haben und einige Zeichen tragen, welche den Namen des Kaisers repräsentieren, unter dessen Regierung sie angefertigt worden sind. Zu allem Überfluß sind auch sie noch von verschiedener Größe und verschiedenem Wert, und die Pekinger gelten gerade zehnmal so viel, wie diejenigen in den anderen Provinzen. Von den gewöhnlichen Sapeken werden fünfhundert auf

Bestrafung von Opiumrauchern durch Bambushiebe.

eine Schnur aufgereiht, die man Tiao nennt, und drei solche Schnüre haben annähernd den Wert eines Tael. Der chinesische Zahlmeister auf unserem farbigen Bilde zu Heft 3 hat sechs solche Schnüre über dem linken Arm, die mithin einen Wert von kaum acht Mark repräsentieren, aber etwa neun Kilogramm wiegen. Wollte der Fremde daher bei einer Reise ins Inland Scheidemünze mitnehmen, so würde er für je zwanzig Mark einen besonderen Träger gebrauchen. Man hilft sich nun in der Weise, daß man in derjenigen Hafenstadt, von der aus man seine Reise antritt, sich ein Chekbuch ausstellen läßt und alle seine Einkäufe und sonstigen Ausgaben mit Cheks bezahlt. Das hat

Beladene Geschäftswagen.

in einer Beziehung eine große Annehmlichkeit für sich, denn ein Europäer wird selten von Räubern überfallen, da man weiß, daß er kein bares Geld bei sich führt, andererseits ist der Besitzer wegen des veränderlichen Wertes des Taels nie genau unterrichtet, wieviel der einzelne gekaufte Gegenstand kostet und wie hoch sein Bankguthaben sich noch beläuft, da die genaue Abrechnung erst bei seiner Rückkehr nach der Hafenstadt erfolgt.

Die chinesischen Kaufleute hingegen haben noch die alte Zahlungsweise, in der sich bereits Abraham mit Hephron bei dem Ankauf der Grabstelle Sarahs auseinandersetzte (1. Mos. 23, 16): sie wägen ihr Geld. Geprägte oder gegossene Silberstücke giebt es nämlich im Innern

des Landes nicht, sondern die Kaufleute führen Silberbarren, je im Gewichte von etwas mehr als ein Kilogramm, bei sich und schneiden mit einer großen Schere davon immer so viel ab, wie die Rechnung beträgt. Diese Abschnitte werden in Säckchen gesammelt und, wenn ein genügendes Quantum vorhanden ist, zum Wechsler gebracht und von diesem wieder zu Barren eingeschmolzen. Jeder Kaufmann besitzt daher eine Wiegeschale, die in einem Glaskasten aufbewahrt wird, an dem die Worte zu stehen pflegen: „Wage sei geschäftig, wiege täglich Waren viele tausend Taels wert". Die chinesischen Kaufleute haben es beim Abschneiden der Silberbarren zu einer wunderbaren Geschicklichkeit gebracht, so daß beim Nachwiegen kaum ein Stückchen abgeknipst oder hinzugelegt zu werden braucht. Die böse Welt behauptet allerdings, daß der chinesische Silberwechsler im Hantieren der Wage eine noch größere Geschicklichkeit als im Gebrauch der Schere besäße und daß es stets einen kleinen Unterschied mache, ob er kaufe oder verkaufe. Jedenfalls gehören die Wechsler immer zu den reichsten Leuten der Stadt; aber es ist viel richtiger, ihnen diesen nicht ganz ordnungsmäßigen Extra-Vorteil zu gönnen, als in die Hände geriebener Gauner zu fallen, die das Silber mit minderwertigem Metall mischen oder, da ein scharfes Auge den Betrug unschwer erkennt, in die Mitte des Barrens ein Stück Eisen verstecken.

Um nun diesen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, rechnet und zahlt man in Schanghai mit Dollars; aber diese Münze ist nicht mit derjenigen der Vereinigten Staaten von Nordamerika identisch, sondern es ist der mexikanische Peso, der etwas weniger wert ist und den man mit der Bezeichnung „Handels-Dollar" beehrt. Treten wir in irgend einen Laden dieses chinesisch-europäischen Viertels und fragen nach dem Preise eines Gegenstandes, so wird er uns in Dollars genannt, wobei jedoch zu bemerken ist, daß wenn der Kaufmann in seinem Pidjen-Englisch wan dalla hap (ein und einen halben Dollar) fordert, wir ihn sicher für hap dalla (einen halben Dollar) erhalten.

Sü-ka-wei.

Wie bei dem Opiumrauchen, so macht sich auch in Bezug auf die Kinderaussetzung und den Kindermord der Chinesen in neuerer Zeit bei vielen europäischen Schriftstellern das Bestreben bemerkbar, den Sachverhalt möglichst beschönigen zu wollen. Trotzdem läßt es sich unter keinen Umständen leugnen, daß ein gewisser Prozentsatz der neugeborenen Kinder weiblichen Geschlechts von den Eltern umgebracht wird.

Bei fast allen Völkern sind ja die Töchter weniger erwünscht als die Söhne, da sie weder den Namen fortzupflanzen noch das in der Familie herkömmliche Gewerbe weiterzuführen vermögen; auch wird es ihnen — selbst bei den jüngsten Errungenschaften der europäischen Kultur — schwer, sich bis in das höchste Alter selbständig zu ernähren. Da wir in unserem eigenen Vaterlande bei der Geburt des siebenten Sohnes den Landesherrn um Annahme der Patenstelle bitten dürfen, während die Geburt einer siebenten Tochter Spottreden verursacht, so ist es nicht wunderlich, daß in China der Vater zahlreicher Knaben als Liebling der Götter gilt und daß man die Geburt eines Jungen als „Herbeitragen von Edelsteinen", diejenige eines Mädchen als „Herbeischleppen von Backsteinen" bezeichnet. Im Volksmunde heißt es „ein Knabe ist zehn Mädchen wert" oder auch „es lohnt sich besser der Mühe, einen Sohn großzuziehen als zehn Töchter". Wird einem Hausvater ein Knabe geboren, so beglückwünschen ihn die Freunde „Ich höre, du hast tausend Unzen Gold bekommen" oder „du hältst eine glänzende Perle in deiner Hand", handelt es sich aber um eine Tochter, so sucht man ihn mit dem Trostwort zu beruhigen „Mädchen sind auch nötig". Ein Vater, der nach der Anzahl seiner Kinder gefragt wird, nennt nur die Zahl der Söhne; von den Töchtern spricht er nicht, sie sind Ballast. Ein chinesisches Lehrgedicht schildert das Verhältnis in folgender Weise:

Ein Sohn ist geboren,
Man legt ihn auf ein Bett
Und hüllt ihn in prächtige Decken ein;
Man giebt als Spielzeug in seine Hand ein kleines Szepter.
Er weint viel und häufig;
Seine Füße hüllt man in Purpurdecken:
Ein König, ein Landesfürst ist geboren!

Eine Tochter ist geboren,
Man legt sie auf den Boden
Und hüllt sie in gemeine Lappen ein;
Als Spielzeug giebt man in ihre Hand nur Ziegelsteine.
Es ist in ihr weder Gut noch Arg;
Mag sie nun lernen, Speis und Trank zu bereiten
Und mehr noch, nie ihre Eltern zu betrüben.

Dies alles können wir sehr wohl verstehen und es als „ländlich-sittlich" bezeichnen; daß es aber heute noch unter der ärmeren Be-

völkerung ein weit verbreiteter Gebrauch ist, die unerwünschten weiblichen Sprößlinge dem Tode zu überliefern, ist entsetzlich und erinnert an finstere Zeiten, die aus dem europäischen Kulturleben seit mehr als zwei Jahrtausenden ausgemerzt sind. Offiziell ist der Kindermord natürlich in China verboten, gerade so wie das Opiumrauchen; aber es ist bezeichnend, daß der Oberrichter der Provinz Kwang-tung im Jahre 1848 dem Volke das Unrecht des Kindesmords dadurch einleuchtend zu machen versuchte, daß er sagte: „Bedenket, daß alle Tiere ihre Sprößlinge lieben. Wenn die eurigen den Mutterleib verlassen, sind sie so schwach wie ein Haar; wie könnt ihr es über euch bringen, sie aus dem Leben zu schaffen?"

Beamte und wohlhabende Leute sind von der Geburt einer Tochter wenig entzückt und das Kind liegt ihnen nicht am Herzen, aber sie nehmen das Schicksal hin, weil es nicht zu ändern ist. In den Provinzen mit vorzugsweise Ackerbau treibender Bevölkerung, die sich infolge einer überaus sorgsamen Ausnutzung des Bodens in einigermaßen leidlichen Verhältnissen befindet, ist die Tochter meist ebenfalls „geduldet". In den ersten Jahren macht sie nicht viel Mühe — oder richtiger gesagt, man kümmert sich herzlich wenig um sie — dann wird sie angehalten, sich durch Feldarbeit oder Beaufsichtigung jüngerer Geschwister nützlich zu machen, und bald — etwa wenn sie acht bis zehn Jahr alt geworden ist — findet sich irgend eine Familie in der Nachbarschaft, die sie als ihre zukünftige Schwiegertochter für ihren zwölf- bis vierzehnjährigen Sohn aussucht, sie in ihr Haus aufnimmt und erzieht. Das Mädchen wechselt also seine Familie. Im Elternhaus war es nur geduldet; in der Familie, in die es hinein heiraten soll, erhält es sein Heim und seinen vollberechtigten Platz. Ebenso treten an seine Statt im Elternhause, das es verläßt, Schwiegertöchter aus fremden Familien und nehmen dort den Platz der Töchter ein.

Wesentlich ungünstiger gestalten sich aber die Aussichten für die Mädchen in den Industriebezirken. Die große Mehrzahl der Arbeiter hat kein eigenes Heim, sondern jeder von ihnen hat in der Werkstätte des Meisters eine Bank, die ihm als Eßtisch, als Ruheplatz und als Schlafstätte dient und über welcher der Sonntagsrock und die Pfeife an der Wand hängen. Diese Leute ziehen das ungebundene Leben vor: sie vergeuden den Überschuß ihres Lohns in Opium- und Spielhöllen und entschließen sich meist erst in vorgerückterem Alter dazu, einen Ehebund einzugehen, und dann ist allerdings überreicher Kinder-

segen nicht allzu angenehm. Wir haben bereits gesehen, daß in diesen Bezirken ein Teil der in günstigeren Verhältnissen lebenden Einwohnerschaft die Töchter zu dem wenig ehrenvollen Berufe einer Sängerin erzieht, ein anderer Teil läßt ihnen eine bessere Erziehung angedeihen in der Hoffnung, daß sie dereinst von wohlhabenden Leuten als Nebenfrauen — die der legitimen Ehefrau untergeordnet sind — auserwählt werden; die Ärmeren endlich halten ihre Töchter teilweise zu einem noch schimpflicheren Berufe an.

Ein Missionsdiener trägt Findlinge heim.

Ein gar nicht unbeträchtlicher Teil der Bevölkerung fühlt aber, namentlich wenn bereits mehrere Kinder vorhanden sind, gar keine Lust, seine Töchter auf ungewisse Zeit zu unterstützen. Denn wenn es den letzteren schließlich wirklich gelingt, sich ein wenig ehrbares, notdürftiges Auskommen zu sichern, so haben doch die Eltern nicht den geringsten Nutzen davon, während die männlichen Kinder verpflichtet sind, sie im Alter zu ernähren. Daher entledigen sich viele Eltern der weiblichen Sprößlinge gleich nach ihrer Geburt, indem sie denselben jedwede Nahrung vorenthalten und sie entweder ins Wasser werfen oder, in eine alte Matte gewickelt, aussetzen.

Fast bei allen Städten im Süden Chinas giebt es alte zerfallene Pagoden, in deren Kellerraum die herzlosen Eltern ihre Kinder hinabstürzen, wo die kleinen Gebeine durch Grundwasser und Witterungseinflüsse vermodern. Den Lokalbehörden sind diese „Kindertürme" wohl bekannt, aber sie beschränken sich meist darauf, von Zeit zu Zeit etwas ungelöschten Kalk hineinwerfen zu lassen, damit der Verwesungsprozeß schneller vor sich gehe.

So geteilt nun auch die Ansichten über den Nutzen der christlichen Missionen in China sind, so haben sie unbedingt insofern segensreich gewirkt, als sie diesem gräßlichen Kindermorde nach Kräften entgegengetreten sind und auch eine gewisse Besserung herbeigeführt haben. Sie haben eine Reihe von Findelhäusern errichtet, von denen diejenigen bei Schanghai, Kanton, Hongkong und Hankau die bedeutendsten sind; sie haben tausende von jungen Leben gerettet und dann durch ihre Erziehung dem Christentum zugeführt. Mehrere Vizekönige in den südlichen Provinzen haben nach diesem Muster ebenfalls Findelhäuser errichtet, und, wenn auch wegen der nie rastenden Bereicherungssucht der niederen Beamten meist zu wenig Ammen eingestellt werden, so daß die Sterbeziffer eine sehr bedeutende ist, wird doch niemand den Nutzen leugnen können.

Wer allerdings glaubt, daß dem greulichen Unwesen dadurch Einhalt geboten sei, befindet sich in großem Irrtum. Es fällt den Chinesen gar nicht ein, aus Mitgefühl für ihre armen Kleinen die wohlthätigen Anstalten aufzusuchen, sondern die Sendboten der letzteren sind beständig unterwegs, um die Häuser auszufinden, in denen kürzlich ein Familienzuwachs sich eingestellt hat. Die Eltern übergeben nun nicht etwa freudestrahlend dem Boten ihr Kind, sondern der Vater macht von dem ihm gesetzlich zustehenden Rechte Gebrauch, seine Kinder zu verkaufen, zu verpfänden oder zu verjagen. Es entsteht ein langes Hin- und Her-Feilschen, bis schließlich der Bote das kleine Wesen für einen viertel oder halben Dollar seinen Eltern abkauft. Sehr oft erwirbt der Bote allerdings nichts als eine kaum noch lebende Masse von Haut und Knochen, die vielleicht schon auf dem Wege oder an einem der nächsten Tage in der Anstalt an Entkräftung stirbt. —

Pfarrer Hartmann, der Seelsorger und Leiter des Berliner Findelhauses Bethesda in Hongkong, erzählt einige Beispiele, aus welchen Gründen Kinder von ihren Eltern verlassen wurden. Ein Mädchen war das fünfte Kind in der Familie. Seine Geburt statt der erhofften eines Sohnes erbitterte den Vater derartig, daß er sich weigerte,

das Kind aufzuziehen, und die Mutter außerdem auf das Grausamste schlug. Ein anderes Findlingsmädchen wäre, trotzdem die Familie schon mit vier Töchtern und drei Söhnen gesegnet war, wahrscheinlich von den Eltern aufgezogen worden, wenn nicht ein Wahrsager dem Kinde das Horoskop gestellt hätte, daß es über die ganze Familie Unglück bringen würde, wenn es die Eltern behielten und aufzögen. Ein Zwillingspaar wurde, weil es sich um die Erstgeborenen einer sehr jungen Mutter handelte, als böses Omen betrachtet, deswegen von den Eltern verlassen und zufällig von Missionaren aufgefunden. Ein anderes Kind war von den Eltern ausgesetzt, aber in Gnaden wieder aufgenommen worden, als es nach zwei Tagen noch lebte, da man glaubte, daß diese Lebenskraft und Ausdauer Hoffnung auf eine glänzende Zukunft gäben. Da es nun infolge der Vernachlässigung doch zu kränkeln begann, schlug die Stimmung der Eltern wieder um und es wurde von neuem seinem Schicksal überlassen. Eine Missionarin fand es, doch hatte das Kind derartig unter der Behandlung gelitten, daß es trotz sorgsamster Pflege nicht am Leben erhalten werden konnte. Zum Christentum bekehrte Chinesen und Chinesinnen leisten ausgezeichnete Hilfe, so daß im San-ou-Distrikt der Kindermord jetzt zum Glück sehr selten geworden ist.

Auch in der Umgegend von Schanghai hat der Kindesmord jetzt fast ganz aufgehört dank des Findelhauses und des Waisenhauses in Sü-ka-wei. Da Männern das Betreten des ersteren nur ganz ausnahmsweise gestattet wird, so mag der Bericht des Freiherrn von Hübner über dasselbe hier seinen Platz finden:

Die Gründerin der Société des religieuses auxiliatrices des âmes du purgatoire ist Fräulein Eugenie von Smet oder, nach ihrem Klosternamen Marie de la Providence, geboren zu Lille 1825, gestorben in Paris 1871. Die Oberin, eine junge Frau von angenehmem Äußern, mit einem sanften und geistreichen Gesicht, empfängt uns mit der ungezwungenen Anmut einer vornehmen Dame. Sie spricht französisch, wie man es im Faubourg St. Germain hört, aus dem sie eben gekommen scheint, um sich in dieser Einöde zu begraben, um hier ihre schönsten Jahre, ihre Gesundheit, wahrscheinlich das Leben den schweren Pflichten ihres Berufes zu opfern. Sie zeigt uns die ganze Anstalt und, als ausnahmsweise Gunst, auch das den Männern unzugängliche Pensionat.

Wir treten in einen großen Hof, umgeben von kleinen Zimmern, in welchen die Mädchen, von fünf bis sechzehn Jahren in Alters-

gruppen geteilt, einen ihren künftigen Verhältnissen entsprechenden Unterricht erhalten. Sie haben alle ein gesundes Aussehen, sind sehr rein gehalten und einfach, aber anständig gekleidet. Keine schien mir hübsch zu sein, aber vielleicht bin ich noch zu wenig an Menschen und Dinge in China gewöhnt, um die weibliche Schönheit nach landesüblichen Begriffen zu beurteilen. Die jungen Personen fühlten offenbar die größte Lust, Europäer, die keine Patres sind, zu betrachten, aber sie fügten sich der Regel, welche in Gegenwart der Vorgesetzten verdoppelten Eifer vorschreibt. So entwickelten sie denn die größte Lern-

Chinesische Frauen und Kinder.

begier: die einen, ein Buch in der Hand, wiederholten ihre Aufgaben mit lauter Stimme, die anderen beugten sich emsig über ihre Nadelarbeit; einige bereits Meisterinnen dieser Kunst, saßen am Stickrahmen.

Nun wurden wir in das Findelhaus geführt, den Zufluchtsort neugeborener Kinder, welche entweder von ihrer Familie den Klosterfrauen gebracht oder auf offener Straße aufgelesen wurden. Diese armen Geschöpfe, alle Mädchen, kleine Bündel von Haut und Knochen, kaum noch atmend, sehr häufig schon an schmutzigen Krankheiten leidend und mit Wunden sowie Aussatz bedeckt, werden getauft, ge-

waschen, verbunden und gepflegt. Wenn sie mit dem Leben davonkommen, werden sie im Hause erzogen, später an Chinesen verheiratet oder in christlichen Familien als Mägde untergebracht. Wir treten in einen der Säle. Er ist geräumig, hoch, sehr rein gehalten und gut gelüftet. Längs den Wänden stehen Wiegen. Eine jede enthält zwei Kinder, die einander gegenüber liegen. Über sie geneigt sind Klosterfrauen mit ihrer Pflege beschäftigt. Welch seltsamer, welch wundervoller Umschwung in dem nur nach Stunden zählenden Dasein dieser kleinen Wesen! Am Rande des Grabes geboren, lagen sie noch gestern auf einem Misthaufen, einem langsamen Hungertode ausgesetzt oder

Gruppe von Handwerkern und Lehrlingen.

den Schweinen als Futter preisgegeben. Heute haben sie Mütter gefunden, die von den Enden der Welt zu ihrer Rettung herbeigeeilt sind! —

Mit dieser unter der Aufsicht frommer Schwestern stehenden Mädchenerziehungsanstalt ist eine große Jesuitenniederlassung verbunden. Im siebzehnten Jahrhundert gegründet, während der großen Christenverfolgungen zerstört, 1842 der Gesellschaft Jesu wiedergegeben, beim Anrücken der Taipings neuerdings verlassen und nach der Vertreibung derselben wieder bezogen, ist die Anstalt neu verjüngt wieder aufgeblüht. Fast alle Patres (etwa achtzig) sind Franzosen, kleiden sich in der Landestracht und tragen den langen schwarzen Zopf. Das

Institut ist nicht nur eine bloße Lehranstalt, auch höhere Unterrichtsgegenstände, selbst Kunst und Wissenschaft, werden hier gepflegt; es besitzt eine Bibliothek von reichlich zwanzigtausend Bänden, darunter wertvolle chinesische Manuskripte. In Verbindung mit dem Kollegium steht ein wertvolles Museum, ein Observatorium und die Knaben-Waisenanstalt, in der Kindern heidnischer Familien ein nützliches Handwerk gelehrt wird und sie im Christentum unterwiesen werden.

Wir wurden bei unserem Besuch, so erzählt Exner, von den Patres freundlich aufgenommen und besichtigten unter Führung eines deutsch redenden Geistlichen sämtliche Abteilungen, was uns volle vier Stunden in Anspruch nahm. Im Waisenhause befanden sich ungefähr zweihundert Knaben. So ziemlich jedes Handwerk ist darin vertreten: Tischlerei, Bildschnitzerei, Malerei, Lackieren, Zeichnen, Weben, Schuhmacherei, Schneiderei, Druckerei, Buchbinderei u. s. w. Bis zu seinem zwölften Jahre besucht das Waisenkind die Elementarschule; alsdann kann es sich eines der genannten Handwerke zu seinem künftigen Lebensberufe auswählen und muß nun eine Lehrzeit durchmachen.

Haben die Knaben diese beendet, so erhalten sie als Gesellen ein monatliches Gehalt; auch stellt man es ihnen dann frei, die Anstalt zu verlassen und anderswo Arbeit zu suchen. In letzterem Falle müssen sie sich jedoch verpflichten, das Institut drei- oder viermal im Laufe des Jahres zu besuchen, um dort jedesmal während einiger Tage Religionsunterricht zu erhalten. Mehrere hundert Handwerker, die hier ausgebildet worden sind, befinden sich augenblicklich in Schanghai, wo sie ihrem Beruf teils selbständig, teils als Gesellen nachgehen; in der Regel sind sie treffliche Arbeiter, die ihr Handwerk gründlich gelernt haben.

Das Waisenhaus in Sü-ka-wei steht unter der Leitung eines Missionars, dem vier Laienbrüder, nämlich zwei Europäer und zwei Chinesen zur Seite stehen. Die Europäer beaufsichtigen die Bildschnitzer-, Zeichner-, Tischler- und Druckerwerkstätten, die beiden Chinesen die Maler-, Schneider- und Schuhmacherabteilung. Sie haben ungefähr hundert Lehrlinge unter ihrer Aufsicht, von denen die weitaus größte Zahl in der Tischlerwerkstatt thätig ist, wo die verschiedenen, für die katholischen Kirchen nötigen Tischlerarbeiten angefertigt werden, wie Altäre, Beichtstühle, Kirchenstühle und ähnliches. Eine Menge derartiger Gegenstände wird stets auf Vorrat gearbeitet, und die meisten Kirchen Nordchinas, ja selbst die der Mongolei und Koreas, geben ihre Bestellungen nach hier.

In der Bildschnitzwerkstatt fertigt man Artikel, die ähnlichen in Europa hergestellten an Güte und Zierlichkeit nicht nachstehen. Der chinesische Schnitzer ist dem europäischen nicht nur in jeder Hinsicht gewachsen, sondern vielfach sogar überlegen; er braucht jedenfalls kaum halb so viel Zeit zu seiner Arbeit als der Europäer und liefert die Gegenstände zu erstaunlich billigen Preisen. Die Madonnen, Christusgestalten und Bilderrahmen, welche in dieser Abteilung angefertigt werden, können den besten ihrer Art im Westen zur Seite gestellt werden. Man hat oft über den Mangel an erfinderischem Geist beim Chinesen geklagt und es soll die Richtigkeit solcher Behauptung hier auch nicht bestritten werden, hat man uns doch versichert, daß es selbst den geschicktesten Arbeitern unmöglich ist, irgend etwas ohne ein gegebenes Modell zu schnitzen; andererseits aber, wenn sie ein solches vor sich haben, ist es in den meisten Fällen fast unmöglich, das Original von der Kopie zu unterscheiden, so getreu geben sie dasselbe wieder. — In der Schneider- und Schuhmacherabteilung werden alle Kleidungsstücke, welche man für das Waisenhaus bedarf, angefertigt, ebenso alle Schuhe, selbst diejenigen für die europäischen Missionare.

Als wichtigste Abteilung des Waisenhauses gilt die Druckerei. Eine enorme Zahl verschiedener Drucksachen ist von hier in die chinesische Welt gegangen. Bücher in mehr als einem Dutzend verschiedener Sprachen wurden hier gedruckt und einige derselben sogar mit ausgezeichneten Holzschnitten und Steindrucken illustriert; auch wird eine zweimal wöchentlich erscheinende chinesische Zeitung „Yiwen-lu“ hier redigiert und gedruckt. Ebenso kommen sämtliche Traktate der Jesuitenmission in dieser Abteilung zum Verlag; die meisten derselben werden nach der ursprünglichen chinesischen Methode gedruckt d. h. die chinesischen Buchstaben werden in Holztafeln geschnitten, die Schwärze wird mittels einer gewöhnlichen Bürste aufgetragen, das Papier darauf gelegt und alsdann mit einer zweiten Bürste darüberhin gefahren.

Die Vertragshäfen am Ost-Meer.

Ningpo und Schusan.

Die großen europäischen Dampfer machen die Fahrt von Schanghai nach Hongkong ohne jede Unterbrechung, dagegen legen die Küstendampfer regelmäßig an drei Zwischenstationen, nämlich in Futschou, Amoy und Schatau an.

Zwischen Schanghai und Futschou befinden sich außerdem mehrere dem europäischen Handel geöffnete Vertragshäfen, unter denen Ningpo und Wentschou die erste Stelle einnehmen, doch verschlingen die größeren Häfen die kleineren, und es haben sich in den letzteren nur wenige Fremde angesiedelt, obschon der Erwerb dort vielleicht lohnender ist als in den Orten mit starker Konkurrenz.

Zu den im Niedergang begriffenen Städten gehört namentlich auch das auf unserem Wege zunächst liegende Hangtschou, die Hauptstadt der Provinz Tsche-kiang. Sie war einst die Hauptstadt Südchinas und Sitz der Kaiser der Songdynastie. Der alte Kaiserpalast, welcher einen Umfang von zehn englischen Meilen hatte, ist seit 1275 verwaist, als die Kaiserin-Mutter und der noch minderjährige Kaiser Hongtsong von den Tartaren gefangen genommen und an Kublai Khan ausgeliefert wurden. Die Stadt aber blühte trotzdem weiter und galt noch als eine Art Paradies, bevor der europäische Einfluß sich auszubreiten begann. Dann kam der Taipingaufstand, und seitdem hat die ehemals auf eine Million geschätzte Bevölkerung sich um ein Viertel verringert und auch die bedeutende Seidenindustrie viel an Umfang verloren.

Eine Zeit lang schien dieser Rückgang dem für die Schiffahrt bequemer gelegenen Ningpo zu gut kommen zu sollen, doch haben es sich die Chinesen selbst zuzuschreiben, daß diese Hoffnungen nicht in dem gewünschten Maße sich erfüllten. Der hauptsächlichste Ausfuhr-

artikel besteht nämlich in Binsen und daraus verfertigten Geflechten, wie Matten und Hüten, aber diese Waren wurden eine Zeit lang so schlecht gearbeitet, daß man sie in Europa nicht verkaufen konnte.

Um nach Ningpo zu kommen, muß man die Schusan-Inseln passieren, deren Name während des Opiumkrieges vielfach genannt wurde. Es ist eine Inselgruppe aus meist rotem und grauem Granit, der sich stellenweise bis zu fünfhundert Meter über dem Meeresspiegel erhebt, und von recht ungesundem Klima. Die Hauptstadt heißt Tinghai und hat etwa 30 000 Einwohner. Die Häuser sind überreich mit Holzschnitzereien und Vergoldung versehen und bekunden dadurch

Die Verhandlungen auf dem Admiralitätsschiff „Wellesley".

schon äußerlich die Wohlhabenheit der Bewohner. Überhaupt gilt diese Gegend als Mittelpunkt des Schnitzerei-Gewerbes, und die kolossalen geschnitzten Buddha- und Götzenfiguren in den vornehmen Tempeln zählen zu den besten derartigen Kunstwerken im ganzen Reich. Dagegen verpesten die breiten, durch alle Straßen geführten Rinnsteine mit ihrem übelriechenden, stagnierenden Inhalt den ganzen Ort.

Umgeben ist die Stadt von der üblichen Backsteinmauer, die eine Höhe von etwa $8^1/_2$ und eine Breite von mehr als 5 Meter hat, und an drei Seiten durch einen breiten Graben, an der vierten durch einen befestigten Hügel geschützt ist. Hierauf vertrauend glaubten die Chinesen

den Engländern Widerstand leisten zu können, als letztere wegen der Opium-Streitigkeiten mit Repressalien drohten und eine Besetzung der Schusan-Inseln planten.

Am 4. Juli 1841 erschien das englische Admiralsschiff „Wellesley" mit dem Kommodore Bremer an Bord vor Schusanhafen, begleitet von den Schiffen „Conway" und „Alligator". Das erstere war mit 74 Kanonen ausgerüstet, die beiden anderen mit je 26 Kanonen; eine weitere Anzahl Kriegsschiffe traf am folgenden Tage ein. Die Schiffe nahmen einem Hügel gegenüber Aufstellung, auf dem ein großer Tempel stand.

Am Abend sandte Sir Bremer eine Botschaft an den chinesischen Gouverneur, die Inseln zu übergeben. Der letztere begab sich in Begleitung von zwei Mandarinen nach dem Admiralitätsschiff und suchte zu verhandeln. Unser Bild stellt die Unterredung dar: an dem Schiffstische sitzen rechts der Gouverneur Chang, der Kapitän der im Hafen ankernden chinesischen Kriegsdschunken und der Bürgermeister von Schusan; links Kommodore Bremer und die Schiffskapitäne Sir Henry Darell und Baronet Burell, und zwischen beiden Gruppen ein Deutscher, der Missionar Gützlaff aus Stettin, welcher als Dolmetscher fungierte. Im Hintergrunde sind noch einige höhere chinesische Beamte, der englische Kapitän Maitland und der militärische Gesandtschaftssekretär Lord Jocelyn.

Der Gouverneur erklärte, daß es ihm zum Widerstande an Macht fehle, daß er jedoch ohne Befehle von Peking die Übergabe nicht vornehmen dürfe und daher um Aufschub bäte. Dieser wurde ihm jedoch nicht zugestanden, sondern der Beginn der Feindseligkeiten angekündigt, sofern nicht bis zum nächsten Morgen die Übergabe erfolgt sei.

Um 2½ Uhr morgens donnerte der erste Schuß des „Wellesley" und, was nun erfolgte, läßt sich in wenigen Worten sagen. Die Kriegsdschunken und Strandbatterien antworteten, aber jetzt ließen die englischen Schiffe ihre vollen Breitseiten gegen die Hafenbefestigungen spielen, und in neun Minuten waren Hafen, Fort und Häuser am Strand ein dampfender Schutthaufen. Die Truppen landeten an der verlassenen Küste, die mit zerbrochenen Spießen, Säbeln, Schilden, Flinten und einigen Toten bedeckt war, und zogen vor die Wälle von Tinghai, wo sie lagerten. Durch die Mannschaften der inzwischen eingetroffenen weiteren Schiffe verstärkt, legten sie am nächsten Morgen Sturmleitern gegen die kaum verteidigten Mauern und waren nach wenigen Minuten Herren der Stadt.

Dieser mühelose Sieg wurde der Welt sofort mit folgenden bescheidenen Worten verkündet: „Den Morgen des 5. Juli 1841 hatte das Geschick als den denkwürdigen Tag bezeichnet, an dem zuerst die Fahne Ihrer Majestät von England über der schönsten Insel des himmlischen Mittelreichs wehen sollte, das erste europäische Banner, welches siegreich über diesen blühenden Fluren stand".

Wie es mit der „schönen" Insel beschaffen war, haben wir bereits geschildert. So billig die Engländer den Sieg erkauft hatten, so teuer kam ihnen später die im Friedensschluß vom 26. August 1842 festgesetzte Bedingung zu stehen, daß eine englische Garnison so lange in Tanghai bleiben sollte, bis China die Kriegsschuld völlig abgetragen habe. Die ungesunde Luft forderte eine Menge Menschenleben, und die englische Garnison pries sich schließlich glücklich, als die Bedingungen erfüllt waren und der letzte Mann zurückgezogen werden konnte. —

Der Inselgruppe gegenüber liegt Tschinhai, der Vorhafen von Ningpo. Hier versuchten 1884 die Franzosen, die neuen dort stationierten chinesischen Kreuzer zu kapern, doch vermochten sich diese durch schleunige Flucht zu retten. Tschinhai hat eine nicht unbeträchtliche Garnison, die in einem weiten Lager außerhalb der Stadt untergebracht ist, und eine ziemliche Anzahl moderner Geschütze, die jedoch wenig gefährlich sind, da die Munition im Lande selbst angefertigt wird. In dem Städtchen selbst herrscht das übliche Menschengewirr und der hinreichend bekannte Geruch, der um so unerträglicher ist, weil die Bewohner hauptsächlich vom Fischfang leben und der von diesem Gewerbe unzertrennliche Duft nebst dem Verwesungsgeruch faulender Fische zu der sonstigen Unreinlichkeit der Chinesen hinzukommen.

Fahren wir den Fluß, dessen Name Young ist, zwölf Seemeilen hinauf, so erreichen wir Ningpo. Den Engländern war es im Anfange des 18. Jahrhunderts erlaubt worden, hier Handel zu treiben, doch brachte es die Eifersucht der Portugiesen und Russen dahin, daß diese Erlaubnis später zurückgezogen wurde und die Hong-mun (rotborstigen Barbaren) die Stadt verlassen mußten. Um so lebhafter gestaltete sich dann die Handelsverbindung mit Japan, und Ningpo wurde der Hauptstapelplatz für japanische Waren, für welche Seide und Thee, namentlich aber Baumwolle, die allenthalben in der Nachbarschaft angebaut wird, im Tauschhandel gegeben wurde.

Diese Handelsbeziehungen erhielten während des Opiumkrieges einen empfindlichen Stoß. Die schlechte Behandlung der Mannschaft

des Transportschiffes „Kite“ durch die aufgeregte eingeborene Bevölkerung bot den Engländern den erwünschten Vorwand, kriegerisch einzugreifen. Kontreadmiral Sir W. Parker fuhr mit den Kriegsschiffen Modeste, Columbine, Bentink, Sesostris, Queen, Nemesis und Phlegethon in den Youngfluß ein und ließ eine starke Abteilung Matrosen und Soldaten landen. Die Wälle von Ningpo wurden überhaupt nicht verteidigt, die Thore ließen sich durch wenige Axtschläge zertrümmern, und ohne auch nur einen Schuß abzufeuern, konnten die Engländer unter Vorantritt der Musikkapelle des achtzehnten Regiments ihren Einzug halten. Damit war das Schicksal der Stadt besiegelt und sie mußte, als der Friede geschlossen wurde, dem britischen Handel als Vertragshafen geöffnet werden.

Eine Straße in Ningpo.

Die Zahl der Fremden hat bis jetzt noch nicht fünfzig Köpfe erreicht, und der Wert des gesamten Außenhandels beläuft sich jährlich auf wenig über zwanzigtausend Taels — eine Summe, die im Verhältnis zu den hohen Ziffern der durch regelmäßige Dampferverbindung bevorzugten Häfen überaus bescheiden ist. Dennoch macht die kleine europäische Ansiedlung mit ihren villenartigen Häusern einen recht freundlichen Eindruck.

Der chinesische Stadtteil hat zwar leidlich breite Straßen und viele reiche Kaufläden, enthält aber fast kein einziges älteres, hervorragendes Gebäude, was um so sonderbarer ist, weil die Wohlhabenheit sich seit vielen Generationen vererbt hat. Auch manche bessere Kauf-

läden machen von der Straße aus einen ganz unscheinbaren Eindruck, und man ist erstaunt, welche Schätze dieselben bergen, wenn man den Fuß über die Schwelle setzt.

Einen kleinen Begriff von der Wohlhabenheit bekommt man allerdings durch die stattlichen Gewänder vieler Passanten, die in tadellos weißes Baumwollenzeug, in reich gestickte Seidenröcke und im Winter in kostbares Pelzwerk gekleidet sind, aber das richtige Verständnis erhält man doch erst, wenn man zu der Privatwohnung eines reichen Kaufmanns Zutritt erlangt und dessen ererbte Möbel und Kunstschätze betrachten darf.

Ein Raritätenladen.

Besonders eigenartig sind die Tische und Schränke, welche allerlei figürlichen Schmuck tragen, der in verschiedenfarbigem Holz oder auch in Elfenbein eingelegt ist. Dergleichen Arbeit findet man in keinem anderen Teile des chinesischen Reiches. Ebenso wertvoll sind die geschnitzten Holzarbeiten und die schönen alten Porzellane, wobei der Besitzer nicht zu bemerken vergißt, daß altes Porzellan unglaublich lange Zeit Blumen und Früchte vor dem Verderben schützt. Dann sieht man aus Bambus geschnitzte Zierrate, sonderbar geschnitzte Pfirsichkerne, geschnitzte Rhinozeroshörner, Bronzegruppen, lackierte altjapanische

Tabletten und Dosen, Medaillen, Blumentöpfe mit seltenen Pflanzen, Vogelkäfige mit buntbefiederten Bewohnern und allerhand andere Raritäten und Kuriositäten, für welche die Chinesen trotz ihrer sonstigen Sparsamkeit übermäßig hohe Preise anlegen.

Die Wohlhabenheit kennzeichnet sich auch in dem vor etwa fünfzehn Jahren erbauten Tempel der Theehändlergilde, der wohl das prächtigste moderne Gebäude in ganz China ist. Die reichen, absonderlichen Schnitzereien und Dachverzierungen, die sorgsam gedrechselten Säulen mit den barocken Kapitälern, welche die Tempelhalle und die Rundgänge tragen und meist mit rotem Lack und Gold bemalt sind, vereinigen sich trotz der Überladung in den Einzelheiten zu einem höchst wirkungsvollen Ganzen.

Die einzige Sehenswürdigkeit aus älterer Zeit ist die Pagode Tien-foung-ta oder Tempel der himmlischen Winde. Sie ist achteckig gebaut, ungefähr fünfundvierzig Meter hoch und schon ziemlich in Verfall geraten, doch läßt sich die Treppe im Innern noch besteigen, und auf der Spitze bietet sich ein so hübscher Blick über die ganze Umgegend, daß es sich der Mühe wohl verlohnt, die vielen Stufen empor zu klimmen. Vielleicht verdient es noch Erwähnung, daß hier die Tempel meist mit Theatern verbunden sind. Die letzeren befinden sich in den Tempelhöfen und zwar derart, daß die Schaubühnen den beiden Tempelfronten gegenüber liegen, während die Zuschauer-Logen so aufgebaut sind, daß sie gleichzeitig in den Tempel und auf die Bühne Einblick gestatten. Auf diese Weise können nicht nur die Gläubigen nach dem Gebet sich sofort den Genuß eines Schauspiels verschaffen, sondern auch die Götter selbst können den Aufführungen zuschauen. —

Über den nächstfolgenden Vertragshafen, Wentschou, läßt sich wenig sagen. Die Stadt an sich ist alt, aber die Einwohnerschaft lebte, wie diejenige vieler dortiger Orte, Jahrhunderte lang von See- und Strandraub und steht daher auf einer sehr niedrigen Stufe. Dauernd sind Fremde hier fast überhaupt nicht ansässig, und selbst die Zahl der zum vorübergehenden Aufenthalt eintreffenden Europäer ist äußerst gering. Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel sind Thee, Apfelsinen und Papier-Regenschirme (Kittysols), doch kommt hiervon wenig nach Europa; das Meiste findet seinen Weg nach den zu Asien und Australien gehörenden Inseln.

Futschou und Amoy.

Futschou ist die Hauptstadt der Provinz Fukian und Sitz des Vizekönigs der Provinzen Fukian und Tschekiang. Sie liegt am Minflusse in einer von Bergen eingeschlossenen Ebene mit einer dichtgedrängten, zum Teil auf dem Flusse wohnenden Einwohnerzahl von angeblich 630 000 Köpfen. Die Stadt ist seit 1842 dem britischen Handel geöffnet und seit 1846 Hauptsitz der amerikanischen Missionsgesellschaften; jetzt haben dort etwa vierzig Handelsfirmen ihren Sitz und vier Konsulate, darunter ein deutsches.

Für uns hat Futschou deswegen besondere Bedeutung, weil dort das erste chinesische Schiffsarsenal nach europäischem Muster errichtet wurde.

Als die chinesischen Regierungstruppen fortgesetzt von den Taiping-Rebellen geschlagen wurden, kam der damalige Gouverneur von Tschekiang, Tso-Tsong-Tang, auf den Gedanken, Europäer in Dienst zu nehmen und durch sie seine eingeborenen Truppen ausbilden und in die Schlacht führen zu lassen.

Damals spielten die Franzosen noch eine ziemlich bedeutende Rolle in China, so daß der Vizekönig auf sie sein Augenmerk richtete. Er berief verschiedene französische Offiziere an die Spitze seines Armeekorps und hatte diesen Schritt auch in keiner Weise zu bereuen, denn die Empörer wurden nunmehr empfindlich geschlagen und zwei der Kommandanten, Le Brethon und de Moidray, starben den Heldentod an der Spitze der von ihnen geführten Truppenteile.

Noch mehr gefielen dem Gouverneur aber die französischen Kriegsschiffe, und als er nach Niederwerfung des Aufstandes zum Vizekönig befördert wurde, engagierte er die Marineoffiziere Giquel und d'Aiguebelle, um einen Plan zur Erbauung einer Schiffswerft für Kriegsschiffe in Foutschou auszuarbeiten. Der Plan fand 1866 die Billigung der Pekinger Regierung, und der Vizekönig berief sofort aus Frankreich eine Anzahl Techniker und Maschinenkonstrukteure. Man begann nun gleichzeitig mit der Einrichtung der Werft und mit der Eröffnung einer technischen Schule, in welcher chinesische Ingenieure und Handwerker in allen für den Schiffs- und Maschinenbau nötigen Fächern unterrichtet werden sollten; und nachdem alle Vorarbeiten getroffen worden waren, nahm der Schiffsbau seinen Anfang. Als jedoch im Jahre 1874 eine Anzahl Kriegsschiffe fertig geworden waren, glaubte man, der europäischen Beihilfe nicht weiter zu bedürfen, sondern ent-

ließ das gesamte Instruktionspersonal. Es mochte dazu kommen, daß in dem vorhergehenden Jahre die erste französische Invasion nach Tonkin versucht worden war; jedenfalls hatte der französische Einfluß in China damit sein Ende erreicht. —

Fahren wir vom Meer aus in den Mingfluß ein, so erinnert uns die kleine Pagode von Lingpou an ein anderes historisches Ereignis. Als nämlich 1840 die Engländer mit ihren Feindseligkeiten begannen und auch Futschou einen unerwünschten Besuch abzustatten versuchten, rollten die Chinesen dort große Steinblöcke vom Kuchanberge in den Fluß und erreichten durch diese Barre wirklich, daß die Engländer die Einfahrt nicht erzwingen konnten. In den seitdem verflossenen sechzig Jahren ist infolge dieses Hemmnisses der Flußlauf mehr und mehr versandet — aber was kümmert dies die chinesischen Behörden; glaubt man doch, dadurch besser gegen feindliche Überfälle gesichert zu sein.

Hier auf diesem Flusse lernen wir auch eines jener Wasserdörfer kennen, von denen in den Beschreibungen Chinas so viel die Rede ist.

Im Gegensatz zu unserer Schiffahrt treibenden Bevölkerung, die ihren Kahn nur, so lange es die Arbeit erfordert, als Wohnung benutzt, ihren festen Wohnsitz aber auf dem Lande hat, bildet der fast einem Holzschuh ähnliche Kahn das einzige Heim für den südchinesischen Schiffer; ja es kommt nicht selten vor, daß auf einem solchen „Sampan“ mehrere Generationen derselben Familie leben. Die Kähne sind in geraden Reihen neben einander verankert, doch so, daß zwischen denselben Wege, genau wie Straßen auf dem Festlande, hindurchführen. Man glaubt also thatsächlich, ein großes Dorf vor sich zu sehen und dieser Eindruck wird noch dadurch verstärkt, daß auf manchem Kahn in Kästen und Töpfen ein kleiner Garten angelegt ist, in welchem Blumen und Grünkram gezogen werden. Eine zahllose Schar Kinder spielt auf den Kähnen herum und zwischen den Reihen bewegen sich Boote, deren Besitzer Lebensmittel, Kleidungsstücke und Geräte aller Art zum Kauf anbieten. Einen eigentlichen Winter giebt es dort nicht, und so ist für einen Aufenthalt auf dem Lande auch kein dringendes Bedürfnis vorhanden.

Nach dem chinesischen Gesetz darf die Schifferbevölkerung überhaupt nicht auf dem Lande leben, noch weniger Grundbesitz erwerben. Man überläßt ihr das Wasser, aber Anrecht auf das Festland hat sie nicht. Man betrachtet sie sogar als eine fremde, nicht-einheimische Rasse, während es sich vermutlich um die Reste der ursprünglich ein-

geborenen Bevölkerung handelt, die in vorhistorischer Zeit von den Chinesen unterjocht wurde. Weder Kinder noch Enkel der Schiffer werden zu einem Staatsexamen zugelassen, denn dieser Beruf gilt als „unehrenhaft"; der Abkömmling einer solchen Familie muß den Nachweis liefern, daß mindestens drei Generationen hindurch keiner seiner Vorfahren das Schifferhandwerk betrieben hat, bevor ihm gestattet wird, die Litteraten-Laufbahn einzuschlagen.

An Arbeit fehlt es dem Schiffer gerade nicht, denn fast nichts wird dort auf Landwegen transportiert, sondern alles zu Wasser.

Auf dem Hinterdeck eines Sampan.

Namentlich befinden sich in jener Gegend umfangreiche Waldungen, aus denen Schanghai und das Yantse-Thal mit Nutzholz versehen wird. Sammelt der Schiffer aber nirgends in der Welt große Reichtümer, so vermag er in Südchina kaum das Leben zu fristen. Er wächst ohne jegliche Erziehung auf, verbringt seine Kindheit auf dem Hinterteil des Kahnes zu Füßen der Mutter, der seit undenklicher Zeit die Führung des Steuerruders obliegt, und kennt kein anderes Spielzeug und keine anderen Spielgefährten als seine Geschwister. Alte Matten, die nicht mehr als Segel brauchbar sind, werden zu einem

gewölbten Dach zusammengefügt, das den einzigen Schutz gegen Sonne, Regen und Frost bildet, und der Vater hantiert halbnackt am Vorderteil des Schiffes, stakend oder rudernd, und jeden Augenblick bereit, in das Wasser zu springen und den Kahn abzubringen, wenn er auf eine der zahllosen Sandbänke geraten ist. So gestaltet sich die Jugend, so der Lebenslauf der Schiffer, und es ist wahrlich kein Wunder, daß das Piratenwesen und der Strandraub dort unausrottbar sind. —

Die Stadt Amoy, die nächste auf unserem Wege, war nicht so glücklich wie Futschou, sondern hat während des Opiumkrieges recht unangenehme Bekanntschaft mit den englischen Waffen machen müssen.

Am 25. August 1841 erschienen die Engländer vor der Stadt und wurden von der Hafenbatterie mit einigen Kugeln begrüßt, welche die Fregatte „Modeste" erwiderte. Tags darauf kam ein Mandarin mit der Parlamentärflagge und erklärte, daß eine so starke Flotte schwerlich in friedlicher Absicht erschienen sei; dieselbe möge sich daher sofort entfernen, wenn sie nicht vernichtet werden wolle. Der Admiral Sir Henry Pottinger antwortete mit der bekannten englischen Höflichkeit, daß er nur aus Mitleid mit den Bewohnern in die sofortige Übergabe der Stadt und Festung willige, die er bis zum Friedensschluß besetzen werde; die Tataren und übrigen Besatzungstruppen dürften sich zurückziehen.

Die Chinesen, welche den Wert europäischer Waffen und Disziplin noch nicht kannten, glaubten auf ihre Wälle und ihre Kanonen vertrauen zu dürfen. Das eine Fort war mit neunzig Geschützen armiert, das zweite hatte zweiundvierzig Kanonen größten chinesischen Kalibers; bei Kulangsu, dem Schlüssel zu Amoy, standen sechsundsechzig Geschütze; weitere Batterien und Befestigungen deckten die anderen Seiten des Platzes.

Der englische Angriffsplan war sehr einfach. Die Schiffe, unter denen „Modeste", „Blanche" und „Druide" die bedeutendsten waren, näherten sich unter fortgesetztem Feuern den Wällen von Kulangsu, dann landeten die Seesoldaten unter Kapitän Ellis und ein Teil des sechsundzwanzigsten Regiments unter Major Johnston und vertrieben nach kurzem Widerstand die chinesischen Truppen. Dann lief die „Modeste" in den inneren Hafen ein und brachte schnell die Hafenbatterien zum Schweigen; sie erbeutete dabei sechsundzwanzig Kriegsdschunken mit hundertachtundzwanzig Geschützen, die von der Mannschaft verlassen waren. Bei der langen Batterie leisteten die Tataren dem

vereinigten Feuer von fünf englischen Schiffen hartnäckigen Widerstand, aber das Landungskorps kam ihnen in den Rücken und richtete ein vernichtendes Blutbad an.

Jetzt war kein Halten mehr. Die Chinesen flohen nach allen Richtungen; ihr Oberbefehlshaber ertränkte sich im Fluß und ein anderer hervorragender Führer zog, als er sich verfolgt sah, sein Schwert und stieß es sich ins Herz.

Aber auch hier kam die Hiobspost für die Engländer nach! Fieber und Cholera wüteten, namentlich zur Zeit des Südwestmonsum, in so argem Maße, daß beispielsweise im Herbst 1843 das 18. (irländische) Regiment täglich zwei bis drei Mann verlor und der englische Begräbnisplatz erweitert werden mußte. Deswegen waren die britischen Militärbehörden überaus froh, als im Frühjahr 1845 ein Teil der Kriegsschuld bezahlt wurde und beeilten sich, alle Truppen aus der gefährlichen Gegend zurückzuziehen.

Heute ist dieselbe Insel Kulangsu, die damals so viele Opfer erforderte, der Wohnplatz der Fremdenkolonie, und wir wollen das freundliche Bild, das der österreichische Linienschiffsleutnant v. Jedina von ihr entwirft, im Auszug folgen lassen, zumal wir dadurch gleichzeitig einen Einblick in die Verhältnisse der Fremden auf chinesischem Boden und in das Leben eines Marineoffiziers erhalten.

„Die Küsten und Landschaften Chinas geben im allgemeinen keinen hohen Begriff von der Naturschönheit dieses Landes. Vorwiegend eintönig, scheint eine Landschaft der anderen zum Verwechseln ähnlich, gleich den Einwohnern des Reichs, von denen man jeden recht genau betrachten muß, um ihn nicht mit einem anderen seiner Landsleute zu verwechseln. Dagegen muß man zugeben, daß das bergige Küstenland im Südosten Chinas, besonders dort, wo sich die Flüsse den Weg zum Meere bahnen, trotz der Baumlosigkeit manche recht malerische, ja großartige Scenerie aufweist.

So auch bei Amoy, das auf einer großen Insel an der Mündung des Drachenflusses liegt, der sich in eine weit ins Land einschneidende Bucht ergießt. Schon die vorliegenden kleinen Inseln mit dem Leuchtturme und einige Batterien fallen durch sonderbare Gestaltung auf und heben sich mit ihrem lichtgelben Felsentone wirksam vom blauen Wasserspiegel ab. Noch effektvoller ist das Bild weiter gegen innen zu, wo durch die kleine Insel Kulangsu der eigentliche Hafen gebildet wird. Hier öffnet sich plötzlich dem Auge ein ungewohntes großartiges Panorama.

Zwischen flachen Buchten türmen sich hohe Felswände auf, oft fast senkrecht zum Meere abfallend. Riesige schwarze Granitblöcke, bunt durcheinander geworfen, vorherrschend in Lagen, die den Gesetzen der Schwere zu spotten scheinen, bringen durch ihre Farbe eine malerische Abwechslung in die gelbe Felsmasse. Dann entdeckt man wieder ausgedehnte senkrechte, tafelartige Felsplatten, fast jede mit einer weit sichtbaren chinesischen Inschrift bedeckt und von einem spärlichen, aber immerhin wohlthuenden Grün von Kiefern und Gesträuch bekränzt. Hierzu eigentümliche Bauten, vornehmlich Tempel, Pagoden und Grabmäler, und endlich auf einer flach verlaufenden Spitze die Häuserfront der Stadt mit einer stattlichen Menge von Fahrzeugen auf dem Flusse. Der Stadt gegenüber liegt die Insel Kulangsu, die womöglich noch interessanter erscheint. Sie hat die gleiche auffallende,

Dorf bei Amoy.

stets wechselnde Felsenformation in schwarz und gelb wie drüben, dabei aber an jedem dazu geeigneten Punkte eine freundliche Villa mit üppigem Garten. Eine ansehnliche Reihe von Gebäuden, durch die bunten Nationalflaggen als Konsulate gekennzeichnet, und hart am Ufer eine belebte kleine chinesische Niederlassung, so zeigt sich dieser Hauptaufenthaltsort der Europäer Amoys.

Amoy ist ein wichtiger Handelsplatz, der Ausfuhrhafen der umliegenden Theedistrikte, und schon seit Jahrhunderten der Stapelplatz für die Produkte Formosas. Auch werden hier lebhafte Handelsbeziehungen mit Manila unterhalten, was durch eine bedeutende Kolonie spanischer Mischlinge auch sichtbar zum Ausdruck kommt. Dies hindert jedoch nicht, daß sowohl das Handelsviertel als auch der davon getrennte befestigte Teil der Chinesenstadt zu den schmutzigsten und

elendesten Ansiedlungen Chinas gehören. Wenn man die am Ufer liegenden Häuser spanischer Bauart passiert hat und in die mitunter nur mannsbreiten Straßen gelangt, heißt es vor allem, Überschuhe gegen den Schmutz mitzunehmen. Aber wie der Berührung mit den meist halbnackten, krankhaft aussehenden Kulis, den zahlreichen, unappetitlichen Kindern und den ebenso häufigen, widerlichen schwarzen Schweinen ausweichen? Das ist eine um so schwierigere Aufgabe, als die vorhandenen Läden und Werkstätten auch nicht einladend sind. Obwohl die letzteren mehr Ställen als menschlichen Aufenthaltsorten gleichen und überfüllt sind, wird nichtsdestoweniger sehr fleißig in denselben gearbeitet. Doch mit Ausnahme einiger Kuriositätenläden fehlen auch die Verkaufslokale mit buntem Kram und reicher Ausschmückung, wie solche in anderen chinesischen Städten das Auge fesseln.

Südchinesische Bauern.

Entgegen dem wenig freundlichen Eindruck, den wir von Amoy empfingen, gefiel uns Kulangsu um so mehr. Hier fanden wir von neuem die Bestätigung der Regel, je kleiner eine Fremdenkolonie, um so lustiger und gastfreundlicher ist sie.

Wie überall in Ostasien sind auch in Kulangsu die Engländer tonangebend. Den gesellschaftlichen Mittelpunkt bildet stets das Haus des englischen Vertreters, dann kommen die etwa vorhandenen Berufskonsuln, der Kommissionar des chinesischen Zollamts und dessen höhere Beamten, meistens auch Engländer, und schließlich die angeseheneren Kaufleute.

Wegen der geringen Mitgliederzahl dieses Kreises findet ein festes Aneinanderschließen statt und herrschen recht angenehme gesellige Beziehungen. Bei jeder passenden Gelegenheit werden Zusammenkünfte

in Form von Diners, Picknicks, Spielen im Freien und in der kühlen Jahreszeit auch Tanzkränzchen veranstaltet.

Immerhin bringen die für gesellige Vergnügungen meist sehr empfänglichen Offiziere eines Kriegsschiffes diesem Kreise eine recht erwünschte Abwechslung. Es pulsiert dann das gesellschaftliche Leben doppelt so schnell. So war es auch beim Eintreffen der „Fasana" (diese, an deren Bord sich Se. k. u. k. Hoheit der Erzherzog Leopold Ferdinand befand, besuchte in den Jahren 1887—89 fast alle bedeutenden Hafenorte Asiens. D. Verf.). Und dies um so mehr, als der englische Konsul Mr. Forrest in Amoy auch unsere Vertretung besorgt, wie dies in Asien in allen jenen Orten der Fall ist, wo Österreich-Ungarn kein eigenes Konsulat besitzt. Es gab Einladungen nach allen Seiten, und selbst die Reserve gesetzten Alters mußte ausrücken, damit der Stab der „Fasana" allen gesellschaftlichen Verpflichtungen nachkommen konnte. Doch war dies sicherlich kein Opfer und das Picknick bei den „Zehntausend Felsen" wird beispielsweise allen Teilnehmern in angenehmer Erinnerung bleiben.

„Zehntausend Felsen" heißt eine Lehne der sich hinter der Stadt Amoy auftürmenden Berge. Allerdings ist bei der Unzahl der dort kunterbunt durcheinander liegenden Granitblöcke die Zahl etwas willkürlich angenommen, doch ist die Benennung bezeichnend genug, um dort keine makadamisierte Straße zu erwarten. Trotzdem verschmähte die zahlreiche Herrengesellschaft unter Führung des Herrn Forrest die bereitstehenden Sänften und wandelte zu Fuß den holperigen Pfad hinan. Wir passierten die große senkrechte Felsplatte, wo eine lange Inschrift dem Andenken Koxingas, des chinesischen Seeräubers, gewidmet ist, der im 17. Jahrhundert die Holländer aus Formosa vertrieben hat, sodann ein recht viel Elend und Schmutz bekundendes Dorf und erreichten endlich einen Höhepunkt, der uns einen Ausblick auf ein ziemlich weites Thal gewährte.

Ein seltsames Bild bot sich uns dar. So weit das Auge reichte, nichts als Gräber. Auf den hervorragendsten Punkten größere und schönere in der gebräuchlichen Hufeisenform, in der Thalsohle, mit mathematischer Genauigkeit geradlinig gereiht, kleinere, kofferartig gemauert und mit einem unscheinbaren Gedenkstein versehen; alle schneeweiß getüncht. Hier sind die Gebeine der in den Gefechten mit den Franzosen auf Formosa gefallenen Soldaten beerdigt. Das „dankbare" Vaterland ist dabei jedenfalls etwas pietätlos mit seinen Verteidigern umgegangen; denn nach chinesischen Begriffen ist eine Lage, welche eine

freie, schöne Aussicht bietet, in erster Linie bei der Wahl einer Grabstätte zu berücksichtigen. Unglücksfälle in einer Familie werden oft dem Umstande zugeschrieben, daß die Geister der verstorbenen Angehörigen mit der Aussicht unzufrieden sind, weshalb in einem solchen Falle gewöhnlich die Gebeine umgebettet werden. Hier zeigt sich wieder einer jener schroffen Gegensätze mit unseren abendländischen Ansichten, die in China so oft auffallen. Der Europäer baut sein Haus womöglich auf einem erhöhten Punkte und beerdigt seine Toten gern in einem abgelegenen ruhigen Thale oder in der Ebene; der Chinese macht dies umgekehrt.

Doch mit diesem ungeheuren Friedhofe waren die Gräber nicht zu Ende. Kaum hatten wir im weiteren Verlaufe des Weges eine Vorstadt Amoys mit einigen recht seltsamen Ehrenbögen durchschritten, so breiteten sich links und rechts wieder große Flächen mit Gräbern aus. Auch zeigten sich längs der Straße häufig kleine Schreine mit großen irdenen Töpfen, welche nach der Erklärung unseres heiteren Gastgebers „Eingemachte Ahnen" enthielten. Bei aller Achtung für die Pietät, die dieser Sorgfalt für die Grabstätten der Vorfahren zu Grunde liegt, muß man sich doch fragen, ob mit der Zeit in China noch Platz für die Lebenden übrig bleiben werde. Zum Glück fühlen sich die Geister der Verstorbenen nur in einem Terrain gemütlich, das schattenlos ist, und als die „Zehntausend Felsen" erreicht waren, hatte es mit der Gräberstaffage sein Ende. Dafür bot die Berglehne, welche nun in ihrer ganzen Ausdehnung vor uns lag, einen wahrhaft großartigen Anblick.

Die wildeste Phantasie kann sich die eigentümlichen Kombinationen der hier in regellosem Durcheinander herumliegenden großen Granitblöcke nicht vorstellen. Da sieht man eine große Platte auf zwei Blöcken ruhen, als ob sich ein Riese ein Ruheplätzchen zurecht gemacht hätte; dort steht ein Koloß auf einer schmalen Schneide, und man huscht rasch an demselben vorüber, weil man jeden Augenblick seinen Fall erwartet. Natürlich fehlt es nicht an Gebilden, die in auffallender Weise an Tiere oder Menschen erinnern. Die interessanteste Gruppierung ist aber jedenfalls der sogenannte „Schaukelstein". Es ist dies ein keilförmiger Block von etwa 12 bis 13 Meter Länge, welcher senkrecht auf der Kante eines anderen Felsstückes und zwar derartig ausbalanciert ruht, daß die Schulterkraft zweier Knaben genügte, um die Masse von über hundert Tons Gewicht in eine schwingende Bewegung zu versetzen. Zweifellos ist dieses Naturspiel staunenswert.

noch mehr Bewunderung verdient aber der sonderbare Geschmack des Bauern, welcher sich unmittelbar unter einem Ende dieses wuchtigen Damoklesschwertes seine Hütte gebaut hat. Wir geboten dem Ungestüm der Knaben Einhalt, fürchtend, den Koloß doch schließlich auf die Bauernhütte stürzen zu sehen.

Der Aberglaube der Chinesen hat sich begreiflicherweise dieser wunderlichen Naturspiele bemächtigt. An den hervorragendsten Punkten der Berglehnen erheben sich Tempel, zumeist von Bananenbäumen umgeben. Hierdurch wird der ungewöhnliche Eindruck des Bildes noch erhöht. Hier sahen wir den Tigerrachen-Tempel, wo der klaffende Zwischenraum zwischen zwei runden Blöcken den Rachen des Raubtieres darstellt, während ein weiß angestrichenes Geländer die Besucher dieses Aussichtspunktes an das Gebiß erinnert. Der Hirsch-Tempel, durch vier aneinander lehnende Blöcke gebildet, kann auf unübertroffene Einfachheit der Bauart und auf Bombenfestigkeit Anspruch erheben. Schließlich erwähne ich des Tempels der Buße, dessen Name wohl im Zusammenhange mit seiner Lage auf einem schwer zu erklimmenden Felsengewirr stehen dürfte. Natürlich entbehren solche interessante Orte nicht der landesüblichen Wahrsager. Oft läßt man durch einen hierzu abgerichteten Vogel die Auswahl zwischen mehreren mit Nummern versehenen Marken treffen. Die derart gefundene Glückszahl wird dem Wahrsager eingehändigt. Dieser befragt damit das mysteriöse Orakelbuch und händigt sodann den Schicksalsspruch, auf einen Papierstreifen ausgefertigt, dem Kunden ein. Jedenfalls gehört viel Menschenkenntnis und Geschicklichkeit dazu, um immer einigermaßen passende Antworten zu geben, da man sich die an das Orakel gestellte Frage nur denkt, keineswegs aber dem Wahrsager bekannt giebt. Wir waren jedenfalls verblüfft, auf die unter uns ausgemachte, aber nicht ausgesprochene Frage, ob wir den eben signalisierten Taifun in See treffen dürften, die Antwort zu erhalten, daß, wenn wir in den nächsten zwei Tagen auslaufen sollten, wir einen schweren Sturm zu bestehen haben würden.

Das Erklimmen der Felsen und der scharfe Nordostwind hatten unsern Appetit geschärft, Gräber und Wahrsager hatten demselben auch nicht geschadet, und so sahen wir uns mit Vergnügen am Ende des Bußweges, wo uns vom Tempel eine Prachtaussicht auf die Stadt geboten war, und auf dem verlängerten Opfertische ein reichliches Mahl erwartete. Mit der Benutzung des Tempels zu so profanem Zwecke begeht man durchaus keine Tempelschändung, denn seltsamerweise werden in China und Japan oft Fremden Tempel zum Wohnorte

angewiesen, und das Einnehmen einer Mahlzeit in Gegenwart der Götter scheint sogar ein wohlgefälliges Werk zu sein. Natürlich unter der Voraussetzung, daß dabei die Gottheit, durch den Priester oder Tempelhüter vertreten, nicht leer ausgehe.

Natürlich fehlte es in dem Maße, als der Inhalt der zahlreichen Flaschen geleert wurde, nicht an Toasten, und bald ging man auch zum Gesang über. Es kamen da alle möglichen Studenten- und Nationallieder zum Vortrage; allerdings nicht immer ganz im Sinne des Komponisten, aber entschieden mit bedeutendem Nachdruck. Bedenklich sahen die angeräucherten Götzen auf dieses ihnen ungewohnte Bild gemütlichen Frohsinns. Bedenklich schien es aber auch, angesichts

Feng-schni-Steine.

des Heimweges, auf dem die Felsen den Gleichgewichtsgesetzen Hohn sprechen, diese unsererseits auf die Probe zu stellen. Darum wurde im richtigen Moment aufgebrochen. Ohne andere Widerwärtigkeit als das Bellen der Hunde, das Auseinanderstieben des schleppbäuchigen Borstenviehes und der erschreckten Kinder, wenn gerade beim Passieren einer Ansiedlung ein besonders gefühlvolles Lied angestimmt wurde, erreichten wir sehr befriedigt unser schwimmendes Heim." —

Swatau ist ein Handelsplatz, dessen Bedeutung noch nicht gesichert ist. Es befindet sich aber ein deutscher Vizekonsul dort, und der deutschen Firma Lauts & Haesloop wurde 1888 die Erlaubnis zur Einrichtung einer Dampferlinie Swatau-Deli (auf Sumatra) erteilt.

Der Hafen von Kanton.

Die überseeischen Dampfer landen nicht in Kanton, sondern in Hongkong, das seit 1841 englischer Kolonialbesitz geworden ist. Den Verkehr mit Kanton vermitteln vier große Raddampfer der Hongkong-Kanton und Macao-Dampfschiffahrtsgesellschaft, die täglich bis zu 8000 Personen befördern. Die Entfernung beträgt ungefähr 80 Seemeilen, die Fahrt dauert sechs bis sieben Stunden.

Die erste Klasse besteht aus zwei Salons auf dem Vorderdeck, von denen der größte ausschließlich für die Europäer reserviert ist, während in dem kleineren auch reiche Chinesen zugelassen werden. Der Preis von vier und einem halben Dollar einschließlich Frühstück ist in Berücksichtigung des gebotenen Komforts und der meist nur geringen Anzahl von Passagieren nicht übermäßig hoch. Die zweite Klasse, die sich auf dem Achterdeck befindet, wird ausschließlich von gutsituierten chinesischen Kaufleuten benutzt und ist fast immer überfüllt. In die dritte Klasse, dem Zwischendeck, werden die Passagiere einfach eingepfercht; einige hundert sind stets darin, mitunter erreicht die Zahl aber sogar ein und ein halbes tausend Köpfe. Dabei sind sämtliche Ausgänge durch eiserne Gitterthüren abgesperrt, und vor denselben halten bis an die Zähne bewaffnete Matrosen Wache. Leider scheint diese Vorsicht, zumal bei den Nachtdampfern, nicht ganz überflüssig, denn von Zeit zu Zeit ereignet es sich immer mal wieder, daß ein kleinerer Dampfer durch Seeräuber, die sich als Passagiere eingeschmuggelt haben und mit einem lauernden Piratenschiff in Verbindung stehen, überfallen wird. Deswegen ist auch die Ausrüstung der ersten Kajüte trotz aller Bequemlichkeiten eine recht kriegsmäßige, und scharfgeladene Repetiergewehre und Revolver nebst blanken Säbeln und Bajonetten stehen zum sofortigen Gebrauch in offenen Gestellen an den Wänden bereit.

Neben diesen Personendampfern finden zahlreiche chinesische Segelschiffe dadurch Beschäftigung, daß sie Lebensmittel und allerhand Waren für den täglichen Gebrauch nach der englischen Insel schaffen und dafür europäische Artikel und anderes Frachtgut nach dem Festlande zurücknehmen.

Im Gegensatz zu Hongkong, auf dessen ungesundem Boden nur wenig gedeiht, ist die Umgebung Kantons äußerst fruchtbar. Sowohl auf den vom Flusse gebildeten Inseln, als auch auf dem Lande wächst Reis in Menge. Die Flut wird durch Dämme abgehalten und

der Boden kann nach Belieben überschwemmt werden; die Dämme selbst sind auch wieder ausgenutzt und mit Pisangfeigen bepflanzt. Von anderen Fruchtbäumen sind noch zu erwähnen: der Mangobaum, Guava, Wangpen, Apfelsinen, Pumenos und Bananen; auch Zuckerrohr wird in beträchtlicher Menge gezogen.

Eine recht bedeutende Einnahme für die Kantonesen bildet auch die Entenzucht, und zwar wird sie auf künstlichem Wege betrieben. Paul Lindenberg schildert diese eigenartigen Anstalten in folgender Weise: Man tritt in einen großen Raum ein, einer Scheune ähnelnd; in flachen, breiten Körben wibbeln und kribbeln hunderte kleiner gelben Entchen durcheinander, die nach einigen Tagen auf die „Weide", große Wiesenflächen zu beiden Seiten des Perlflusses, gebracht werden. Der uns führende Chinese öffnet eine der an der rechten Wand angebrachten Thüren, eine Backofenhitze strömt uns entgegen, auf Gestellen liegen in Körben tausende von Enteneiern, jedes von einer gleichmäßigen Hitze erwärmt und zwar so heiß, daß man sie kaum anzufassen vermag. Auf Hühnersteigen klettern wir zum ersten Stockwerk empor, hier ists etwas luftiger, gleichfalls in Körben tausende von Eiern, aber weniger warm, dann gehts zum zweiten Stockwerk, hier knisterts und knasterts überall. Der Chinese hält mir ein Ei ans Ohr, man hört deutlich, wie sichs darin bewegt und regt, dann holt er aus einem anderen Korbe ein Ei und legt es mir in die Hand, mich, natürlich pantomimisch, bittend, die Uhr herauszuziehen — in zwei Minuten, bedeutet er, würde ich etwas am Ei sehen. Und noch ist nicht die kurze Frist um, da pochts und hämmerts an der Schale, und ein breites Entenschnäblein ragt neugierig in die Welt. — In anderen Körben konnten wir dem Auskriechen zusehen, viele der Tierchen krochen noch mit ihren Schalen herum, alle aber schienen sich höchst vergnügt ihres neuen Lebens zu freuen.

Nach einigen Tagen werden die jungen Gelbschnäbel auf ein Entenschiff verladen, das mit seinem kribbelnden und wibbelnden Inhalt unter- oder oberhalb der Stadt am Ufer anlegt, wo dann die Tierchen ihre Nahrung suchen, die namentlich nach der Reisernte ergiebig ist, weil noch zahllose Körner umherliegen. Nur des Nachts über bleiben die Enten im Boot, sie gedeihen bei diesem höchst angenehmen Leben gut, bis im Herbst unter ihnen furchtbare Musterung gehalten wird; die Mehrzahl wird dann geschlachtet, und zum Trocknen in der Sonne ausgespannt, da die Chinesen mehr für „Dauerware" sind und diese getrockneten Enten den frisch geschlachteten vorziehen. —

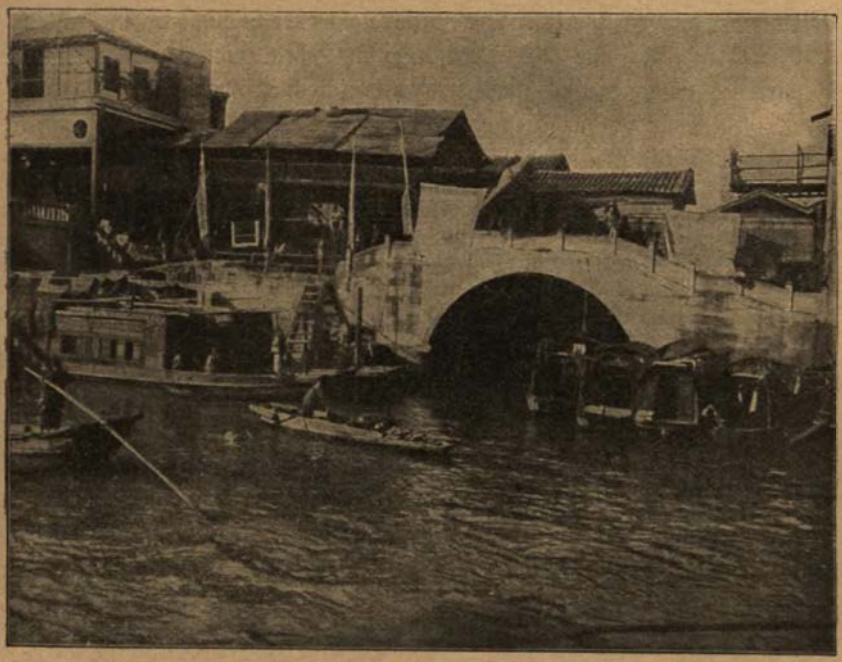
Schon daraus, daß diese Entenzucht zum guten Teil auf dem Wasser vor sich geht, kann man ermessen, wie lebhaft der Schiffsverkehr auf dem Perlfluß ist. Natürlich besitzt Kanton, ebenso wie Futschou, ein Wasserdorf, und zwar berechnet man die Zahl der dort heimischen Schiffe und Kähne auf 80000 — was jedoch, wie alle sonstigen chinesischen Zahlenangaben, viel zu hoch gegriffen sein dürfte. Immerhin ist die Zahl der Dschunken, Sampans, Hausboote, Fischerkähne, Händlerboote u. s. w. so bedeutend, daß die Dampfschiffe bei Annäherung an die Stadt sich nur noch langsam und unter fortwährendem Läuten vorwärts bewegen können.

Blumenboote in Kanton.

Zwei Arten Schiffe verdienen aber doch noch besondere Erwähnung, da sie über die ganze Welt berühmt geworden sind, nämlich die Tretschiffe und die Blumenboote. Die ersteren erinnern an die ehemaligen Galeerenschiffe. Es sind große Kähne, die an hundert Passagiere mit ziemlicher Schnelligkeit befördern. Am Hinterteil tritt ein Dutzend fast nackter Kulis auf Schaufeln, die ein unter dem Steuer angebrachtes Rad in Bewegung setzen. Um nicht zu stürzen, müssen die Leute sich an Querbalken festhalten und feuern sich dabei gegenseitig noch durch unablässiges Schreien zur Arbeit an.

Das Toilettezimmer einer chinesischen Kaufmannsfrau.

Sehen wir auf diesen Tretschiffen die Ärmsten unter den Armen, so sind die Blumenboote ausschließlich den Reichen reserviert. Es sind Restaurants mit Damenbedienung, die aber nicht auf dem Festlande, sondern auf dem Wasser befindlich sind und in denen das eigentliche Leben erst in den Abendstunden beginnt. Es giebt einige Dutzend derartiger Schiffe, die abends neben einander am Bollwerk liegen, am Tage aber ihren Platz verlassen müssen und diese Zeit zur Lüftung und Reinigung der Räume, Erneuerung der Lichter und



Eine Brücke in Kanton.

Ballons, sowie zur Ausschmückung mit frischen Blumen und reichen Guirlanden benutzen, woher auch ihr Name entstanden ist. Das Innere des Schiffes besteht aus einem oder zwei Salons, die mit Spiegeln, Bildern, Goldleisten, Schnitzereien, Lampions und kristallenen Armleuchtern ausgeputzt und deren Möbel gewöhnlich mit rot-seidenem gestickten Stoff bezogen sind. Die wohlhabenden Chinesen essen hier, meist in Gesellschaft einiger Freunde, ihr Abendbrot und hören gleichzeitig dem Gesange der buntgekleideten Sängerinnen zu, die, soweit sie nicht beschäftigt sind, in durchaus ehrbarer Weise an den Tischen Platz

nehmen und die Getränke kredenzen. Im Gegensatz zu dem Brauch in anderen chinesischen Orten dehnt sich hier das lustige Treiben nicht selten bis über die Mitternachtsstunde aus. — Es giebt übrigens auch zahlreiche schwimmende Wirtshäuser für die am Flusse arbeitende Bevölkerung und sogar schwimmende Hotels. Da alle chinesischen Städte zur Abendzeit geschlossen werden, so können die aus dem Innern eintreffenden Geschäftsleute oft nicht mehr in die Stadt gelangen und müssen daher in einem dieser Logierhäuser übernachten. —

Diese ruhigen Gewässer sind schon oft genug Zeugen kriegerischer Unternehmungen gewesen. Bekanntlich nahm der Opiumkrieg in Kanton seinen Anfang. Die chinesische Regierung, welche mit Güte den Import des Opiums nicht zu verhindern vermochte, zwang die englischen Kaufleute, die vorhandenen 20283 Kisten dieses Giftes, welche einen Wert von 80 Millionen Mark haben sollten, auszuliefern und ließ den Inhalt in den Perlfluß schütten. Damit waren die Engländer natürlich nicht einverstanden und es kam zunächst zu einem kleinen Seegefecht bei Tschüanpi.

Der Haupteingang des Perlflusses war durch die Forts von Tschüanpi und Tycokto gedeckt. Westlich von denselben befindet sich zwar ein ausgedehntes, von vielen Wasserarmen durchschnittenes Delta, doch sind diese Flußläufe alle so seicht, daß sie nur mit flachen Barken befahren werden können. Der Perlfluß hat zwischen Tschüanpi und Tycokto eine Breite von etwa zwei englischen Meilen. Von Tschüanpi wendet sich die Küste ostwärts nach Anunghoy, einem Fort, das damals mit hundertundvierzig chinesischen Geschützen armiert war. Vor Tschüanpi liegen die Inselchen Süd- und Nord-Wantong, von denen die letztere mit hundertfünfundsechzig Kanonen versehen war. Zwischen Anunghoy und Wantong wurde täglich bei Sonnenuntergang eine Sperre von starken eisernen Ketten, die in verschiedenen Abständen durch verankerte Holzflöße gehalten wurden, gezogen. Die Chinesen waren auf diese mehr als primitive Befestigung, die gerade imstande war, ein paar Handelsschiffe an der Einfahrt zu verhindern, so stolz, daß sie der Flußmündung den Namen „Tigerrachen" (Bocca Tigris) beigelegt hatten und mit Ruhe einem Zusammentreffen mit den Engländern entgegen sahen.

Nun kam hinzu, daß nur die beiden englischen Kriegsschiffe „Volage" und „Hyacinth" anwesend waren, aber Kapitän Smith war überzeugt, daß auch diese schon genügen würden, um die Einfahrt zu forcieren. Als er daher am 7. September 1839 Anstalten hierzu traf,

legten sich ihm sechzehn Kriegsdschunken in gerader Linie gegenüber, während sich dreizehn Brander als Außenlinie davor lagerten; über alle wehte die schwarze Kriegsflagge. Der erste Schuß des Volage brachte einen Brander zum Sinken, der zweite traf das Pulvermagazin einer Kriegsdschunke und sprengte diese in die Luft. Nach einer dreiviertel Stunde war die chinesische Flotte zerstreut oder vernichtet; vier Dschunken waren gesunken, mehrere so beschädigt, daß sie verlassen werden mußten.

Damals zeigte sich an den chinesischen Geschützen bereits derselbe Fehler, der auch heute noch fast allen dort angefertigten Kanonen anhaftet: es fehlte ihnen jedwede Vorrichtung zum Höher- oder Niedriger-Stellen. Deswegen erlitten die englischen Schiffe auch nur geringfügigen Schaden an Raen und Tauwerk, blieben aber sonst unverletzt.

Aus dieser schmählichen Niederlage zogen die Chinesen nicht den geringsten Nutzen; ihre Überhebung und Lügenhaftigkeit hinderte sie daran — allerdings wohl auch der Umstand, daß besiegte Feldherren dem Tode unrettbar verfallen sind.

Also setzte sich der Kommissar Lin hin und berichtete folgendes nach Peking: „Die britischen Boote baten inbrünstig, den „Tigerrachen" passieren zu dürfen. Sie versuchten erbärmlicherweise sich durchzuschleichen, aber ihre Bitten wurden nicht erhört. Kwan (der Admiral) tötete viele von ihrer Rotte, so daß die übrigen, wenn sie klug gewesen wären, sich hätten aus dem Staube machen sollen. Statt dessen wagten sie, ihr Feuer zu erneuern, welches die Wirkung hatte, als wenn man mit Eiern gegen eine Felswand wirft. Kwan wurde in der Kajüte von einem Splitter verwundet, und vier Matrosen fielen ausgleitend ins Wasser und ertranken. Kwan feuerte seine Leute an und entfaltete den ganzen Schrecken seines Namens. Er ließ eine volle Lage geben, welche manches Dutzend der Barbaren tötete. Von jetzt ab werden sie daher niemals wieder wagen, heimlich ihren Kopf in den „Rachen des Tigers" zu stecken." — Statt also an eine Verbesserung der Geschütze zu denken, begnügte sich die Regierung mit einer Rangerhöhung des braven Admirals und ging dadurch schwerem neuen Ungemach entgegen.

Als die Verhandlungen zu Anfang des Jahres 1841 noch immer nicht vom Fleck gekommen waren, entschlossen sich die Engländer zu erneutem Vorgehen gegen Tschüanpi, zumal inzwischen ihre Kriegsflotte bedeutend verstärkt worden war und ein Landungskorps von etwa fünfzehnhundert Mann zur Verfügung stand. Der Angriff er-

folgte gleichzeitig gegen die Flotte und gegen die Forts, und der Sieg war nicht viel mühevoller als der frühere.

Kapitän Belcher, der die Flotte befehligte und die „Nemesis“ zum Flaggschiff bestimmt hatte, griff die in der Ansonsbai ankernden Kriegsdschunken an. Schon die erste Brandrakete drang durch die Planken in die Pulverkammer einer Dschunke, sodaß diese mit der ganzen Mannschaft in die Luft flog. Nach kurzer Zeit waren elf Dschunken einschließlich des Admiralsschiffes zerstört und die übrigen suchten in wilder Flucht ihr Heil.

Die Aktion zu Lande nahm einige Stunden mehr in Anspruch. Man hatte durch Rekognoszierung festgestellt, daß ein wichtiger Hügel, der sowohl das chinesische Lager als die Forts beherrschte, von den Chinesen unbesetzt geblieben war. Allerdings mußte man bei feindlichen Geschützen vorbeikommen, einige Gräben überschreiten und den nicht sehr bequem zugänglichen Berg erklimmen, aber alle diese Aufgaben waren, wenn auch mühselig, so doch wegen des schlechten Schießens der Chinesen nicht gerade gefährlich.

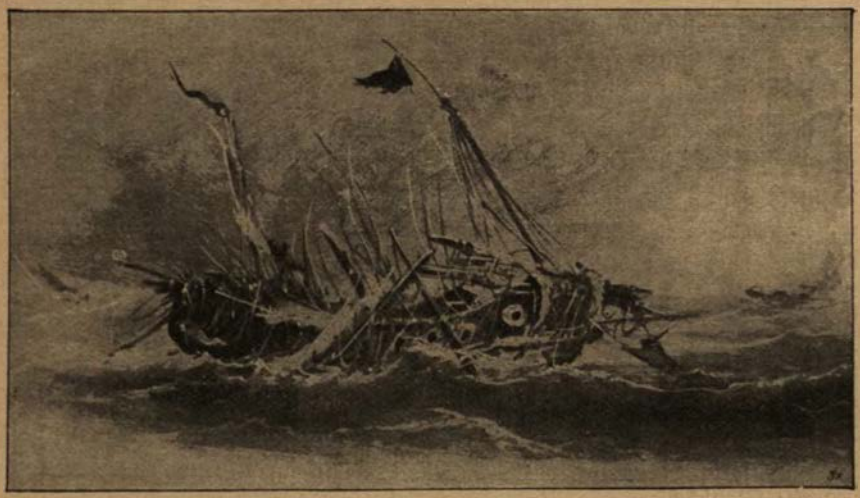
Die Überwindung der Schwierigkeiten war dann auch nach Verlauf von kaum zwei Stunden fast ohne Verlust geglückt und ein starkes Detachement Seesoldaten, unterstützt von Abteilungen des 26. und 27. Regiments unter Befehl des Brigademajor Pratt, hatte sich der Bergspitze bemächtigt. Bald trafen zu ihrer Unterstützung noch eine vierundzwanzigpfündige Haubitze und zwei Feldgeschütze ein, welche von Matrosen des „Blenheim“ und „Melville“ unter Befehl des Kapitän Knowles gezogen worden waren.

Die Chinesen sahen mit Staunen und Besorgnis auf die Entfaltung einer so bedeutenden Kriegsmacht oberhalb ihrer Köpfe und wußten nichts besseres zu thun, als in ein furchtbares Kriegsgeschrei auszubrechen und mit Gongons und anderen Instrumenten einen betäubenden Lärm zu verursachen, dem schließlich eine allgemeine Kanonade folgte, die aber wegen der Unmöglichkeit zu zielen, absolut zwecklos war. Die Engländer gingen daher in Geschwindschritt bis an den Graben, der das Binsenhüttenlager der Tataren umgab, sprangen hinein und fanden, als sie an der anderen Seite wieder heraufkletterten, das Lager von der Besatzung geräumt. Sie stiegen den dahinter liegenden Hügel hinan, der ebenfalls ohne Widerstand aufgegeben wurde, und pflanzten auf dem Wachtturm die englische Fahne auf.

Als nun die Engländer noch weiter vorrückten, suchten die Chinesen jede kleine Schutzwehr auszunutzen und feuerten, sich langsam zurück-

ziehend, auf ihre Verfolger. Das bezeichneten die Engländer aber als „eine feige Art der Kriegsführung", erteilten keinen Pardon mehr und metzelten auf diese Weise etwa 600 Mann nieder. Der gesamte Verlust auf englischer Seite bestand in einem Toten und dreißig Verwundeten, wovon jedoch mehr als die Hälfte durch das zufällige Auffliegen eines Pulvermagazins verletzt wurde. —

Ein ähnliches Heldenstücklein führten die Engländer einige Wochen später aus. Es galt, die Forts von Anunghoy und Nord-Wantong zu nehmen und zwar standen hierzu zwölf Linienschiffe und vier Kriegsdampfer zur Verfügung. Außerdem hatten die Chinesen wieder die



Eine zusammengeschossene Dschunke.

Hauptsache vergessen, nämlich die Insel Süd-Wantong zu befestigen. Die Engländer landeten also dort in aller Seelenruhe eine Haubitzenbatterie, und dann beschoß diese das Fort von der einen Seite, die Kriegsschiffe „Calliope" und „Samarang" von der anderen. Wenige Minuten genügten, um die Chinesen aus dem Fort zu verjagen, und die Landung ohne Widerstand zu bewerkstelligen.

Die unmenschliche Scene, welche nun folgte — so sagt ein englischer Bericht — wird stets ein Gegenstand tiefen Bedauerns für die englischen Offiziere bleiben. Die Chinesen waren nämlich, als sie aus den Verschanzungen fliehen wollten, in die Gräben gefallen, so daß diese buchstäblich jetzt mit hilflosen, um Gnade flehenden Soldaten

angefüllt waren. Umsonst befahlen, drohten, baten die englischen Offiziere die Sipoys (eingeborene Soldaten des indisch-britischen Heeres d. Verf.), den widerstandslosen Feind zu schonen. Sei es nun aus eingewurzeltem Nationalhasse oder weil sie die Sprache ihrer Befehlshaber nicht verstanden(??): unablässig feuerten sie ohne Gnade in diese jedes Widerstands unfähige Masse menschlicher Wesen.

Kanton hat noch mehrmals mit der britischen Kriegsführung Bekanntschaft machen müssen, aber diese Beispiele, welche etwas stark an die Art erinnern, wie die Spanier sich die Eingeborenen Amerikas unterthänig machten, dürften vollauf genügen. Später ist es von den Taipingrebellen belagert und dann, während der Jahre 1858—61, von einer vereinigten englischen und französischen Flottenmacht besetzt gehalten worden. Damit hängt es denn wohl auch zusammen, daß in keiner anderen chinesischen Stadt der Fremdenhaß so stark ist, wie gerade hier.

Einen Beweis, daß die Regierung der Volksstimmung auch heute noch nicht traut, erhalten wir, sobald wir in die Fremdenniederlassung eintreten. Die letztere liegt auf einer etwa einen Kilometer langen und etwas über 300 Meter breiten Insel, welche Schamin heißt und zu der nur einige Brücken führen. Jede derselben ist durch eine starke Militärwache besetzt, welche keinen Chinesen, der sich nicht legitimieren kann, durchläßt. Die Bewaffnung der Truppen ist nach unseren Begriffen allerdings geradezu lächerlich, denn Hellebarden, Sensen und Streitkolben sind die hauptsächlichsten Ausrüstungsstücke der Wachtstuben, zu denen sich nur noch einige Bogen mit Pfeilen und einige alte Wallbüchsen gesellen, aber die etwaigen Angreifer verfügen über keine besseren Waffen und zum Glück ist mindestens immer ein fremdes Kriegsschiff in Kanton oder Hongkong anwesend.

Die Fremdenniederlassung selbst bietet so wenig Neues, daß wir unsere Schritte nunmehr gleich nach der Chinesenstadt, dem eigentlichen Kanton, lenken wollen.

Die Stadt Kanton.

Vor dem „Schamin-Hotel" finden sich stets Führer und Sesselträger, und sobald wir unsere Taschen mit einer Menge kleinster Silbermünzen gefüllt haben, um jeder an uns herantretenden Bettelei genügen zu können, kann die Reise nach der Chinesenstadt, deren Betreten den Fremden früher streng untersagt war, beginnen.

Kanton ist natürlich von einer Stadtmauer umgeben, und zwar ist sie durchschnittlich 8 Meter hoch, während ihre Breite zwischen 5 und 8 Meter schwankt. Auf einer steilen Holztreppe können wir hinaufsteigen und einen Spaziergang unternehmen, doch sind uns die zerfallenen Schießscharten und die total verrosteten Kanonenrohre schon von anderen Städten her bekannt. Außerhalb derselben liegen, soweit das Auge reicht, Gräber — ungezählte Millionen sind hier zur ewigen Ruhe gebettet worden.

Auf der Stadtmauer selbst erreichen wir nach einem längeren Spaziergange die „fünfstöckige Pagode", die aber nicht die sonst übliche Gestalt hat, sondern einem gewöhnlichen breiten Hause gleicht, das aus fünf über einander liegenden offenen Hallen besteht. Die vier unteren sind leer, in der obersten befindet sich ein Altar mit zwei großen vergoldeten Götzenstatuen, deren lange Bärte aus natürlichem Haar bestehen und von deren Köpfen rote Bänder bis zu den Schultern herabhängen. Auf beiden Seiten des grell bemalten Altars stehen zwei andere Götzenbilder, das eine mit freundlichem, das andere mit grimmigem Gesicht und einer Lanze in der Hand. Rings herum sind Tische und Stühle aufgestellt, an denen man Thee trinkt und gleichzeitig die herrliche Aussicht genießt. Die Zahl „fünf", die hier in den Stockwerken zum Ausdruck gelangt, muß für Kanton eine besondere Bedeutung haben, denn sie wiederholt sich in anderer Weise bei vielen dortigen Tempeln.

Nur wenige Minuten von diesem Bauwerk entfernt befinden sich die Überreste einer uralten mohamedanischen Moschee, die jetzt fast völlig zerfallen ist, aber an der Thür und den Mauern noch viele arabische Schriftzeichen erkennen läßt. Sie wurde noch zu Mohameds Lebzeiten, von dem Araber Wa Abi Kascha erbaut. Dieser, ein Vetter des Propheten, besuchte den chinesischen Kaiser um das Jahr 630. Letzterer nahm den Gesandten gnädig auf und gestattete ihm, das in Rede stehende Gebäude aufzuführen. Nach Vollendung der Arbeit kehrte der Gesandte nach Arabien zurück, um seinem Vetter Bericht zu erstatten, doch war der Prophet in der Zwischenzeit gestorben. Wa Abi Kascha ließ nun eine Abschrift der Werke des Propheten anfertigen und begab sich damit wiederum nach Kanton, wo er kurz darauf starb. Sein Grab befindet sich außerhalb der nördlichen Stadtmauer und bildet noch jetzt das Hauptziel aller Mohamedaner der Umgegend.

Die Straßen, durch die wir nun passieren müssen, sind genau so eng wie in allen anderen chinesischen Städten, nur kommt noch die

Eigentümlichkeit hinzu, daß eine jede an ihren beiden Enden durch hölzerne Thore eingefaßt ist, die während des Tages so weit geöffnet sind, daß man bequem hindurchgehen kann, während sie zu einer bestimmten Abendstunde geschlossen und nur unter mancherlei Umständlichkeiten geöffnet werden. Diese Sonderbarkeit erklärt sich dadurch, daß Kanton wohl die reichste Stadt Chinas ist, und daß nicht nur in den Privatwohnungen große Reichtümer aufgestapelt, sondern auch die

Auf der Mauer von Kanton.

Läden mit überaus kostbaren Gütern angefüllt sind. Daneben giebt es aber eine unsäglich arme und zu Verbrechen jeder Art hinneigende Bevölkerung, vor welchen die Wohlhabenden sich gar nicht würden schützen können, wenn nicht das „Entwischen“ so sehr erschwert wäre. Sobald irgendwo der Ruf „Haltet den Dieb“ erschallt, fliegen die Thore an den Enden der Straße zu und der Dieb sitzt in der Falle. Da nun überdies die Strafen äußerst hart und grausam sind, so ziehen die Meisten doch vor, im Schweiße ihres Angesichts um die tägliche

Portion Reis zu arbeiten, als sich auf ihre langen Finger zu verlassen.

Die Straßen führen meist poetische Namen. Da giebt es eine „Straße des langen Lebens“, „Zu den zehntausend Glückseligkeiten“, „Des ruhenden Drachens“, „Barmherzigkeit und Liebe“, „Ewige Dankbarkeit“, „Der milden Lüfte“, „Eintrachtsstraße“ und was dergleichen wohlklingende aber nichtssagende Bezeichnungen mehr sind. In den ärmeren Vierteln haben die Häuser meist nur ein Stockwerk, in den Geschäftsstraßen dagegen ist das untere Stockwerk jeden Hauses zum

Straßenscene in Kanton.

Laden eingerichtet, während der Besitzer mit seiner Familie in der darüber befindlichen Etage wohnt. Die Mitglieder eines jeden Gewerks wohnen — wie das auch in Europa früher der Fall war, als der Brotneid noch keine solche Rolle spielte — neben einander in derselben Straße; deswegen hat auch jede Gasse ihren eigenen Schutzgott, der zugleich Beschützer der Straße und der in ihr wohnenden Gilde ist. Jeder Laden und jede Handwerkstätte hat außerdem noch einen Hausaltar, auf welchem morgens und abends demselben Gotte geopfert wird, und auf dem zugleich die Ahnentafel aufbewahrt steht. Tritt ein Käufer in einen Laden, so wird sofort ein Theetopf mit

zwei oder drei kleinen Tassen hereingetragen und auf den Zahltisch gestellt; es ist dies eine Artigkeit, die dem Fremden andeuten soll, daß er sich hier wie zu Hause befinde. Fast über jeder Ladenthür ist ein roter Zettel mit den Worten „Möge der fünffache(!) Segen über dieses Haus kommen“ angebracht, aber es fehlt auch nicht an Reklamen und Anpreisungen wie „Verkäufer und Käufer machen ein gleich gutes Geschäft hier“, „Niedrige Preise, aber kein Kredit“ oder „Himmlische Vorteile und Pünktlichkeit garantieren wir“.

Eine der sonderbarsten Einrichtungen sind die Pfandhäuser oder „Taitongs“. Sie liegen nicht, wie dies in Europa meist der Fall ist, in Nebengassen, sondern direkt in den Hauptstraßen, und die Häuser zeichnen sich schon von weitem durch ihre außergewöhnliche Höhe aus. Unter fünf Stockwerken haben sie selten, oft genug besitzen sie deren aber sieben; auch sind sie meist aus Ziegeln erbaut und mit Granit bekleidet, um gegen Diebes- und Feuersgefahr gleich gut gesichert zu sein. Das unterste Stockwerk pflegt keine Fenster zu haben; in den oberen sind die Fenster durch eiserne Laden gesichert, die von Sonnenuntergang bis -aufgang geschlossen werden, da man grundsätzlich kein Licht in diesen Häusern anzündet. Der Eingang ist durch starke Holzbohlen verrammelt, aus denen während des Tages zwei herausgenommen werden; doch wird dieser schmale Eingang durch einen Querbalken gesperrt. Sobald ein Besucher erscheint, wird der Balken herausgenommen, aber nach dem Eintritt sofort wieder eingesetzt; mehr als zwei Personen werden nie gleichzeitig abgefertigt, so daß weitere Kunden vor der Thür warten müssen, bis einer das Haus verläßt. Von den Ladeninhabern oder deren Angestellten sind stets mehrere anwesend und überdies gut bewaffnet, so daß ein Überfall nicht leicht zu befürchten ist.

Nach chinesischen Begriffen ist das „Versetzen“ eine reine Geschäftsangelegenheit ohne jeden anstößigen Beigeschmack. Man bringt Winterkleider nach dem Pfandhaus, um sie vor Motten zu schützen, man trägt seine Kostbarkeiten dorthin, wenn man auf Reisen geht und sie im eigenen Hause für nicht genügend gesichert hält, man schafft sein ganzes Besitztum hin, um das nötige Kapital für irgend eine größere Spekulation zu erhalten. Deswegen müssen die Leihhäuser auch alles, was auf ehrliche Weise erworben zu sein scheint, als Pfand nehmen und es darf nicht vor sechzehn Monaten, unter Umständen erst nach drei Jahren verfallen, dagegen dürfen die Pfandhäuser einen jährlichen Zinssatz von sechsunddreißig v. H. nehmen. Sie stehen unter staat-

licher Aufsicht und müssen, um zugelassen zu werden, ein recht beträchtliches Vermögen nachweisen, so daß der Besitzer meist nicht eine einzelne Person, sondern ein Konsortium ist. Bei dieser Sachlage häuft sich im Laufe der Jahre natürlich ein überaus umfangreiches und auch wertvolles Besitztum in diesen Häusern an. Zur leichteren Auffindung muß daher nicht nur jeder Gegenstand mit einer Nummer versehen in das Tagebuch eingetragen werden, sondern in jedem Stockwerk wird eine besondere Art von Waren untergebracht, in der einen Wintersachen, in der anderen Mobiliar, in der dritten gestickte Gewänder u. s. w., das oberste ist gewöhnlich für Gold- und Silbersachen und ähnliche Kostbarkeiten reserviert. —

Das höchste und stolzeste Gebäude in der ganzen Stadt, dessen Türme noch die größte Pagode überragen, ist die katholische Kirche. Sie ist auf derselben Stelle, wo sich einst das Yamen des fremdenfeindlichen Vizekönigs Yeh befand, von der französischen Regierung errichtet. Der Bau wurde während der Jahre 1863—1880 ausgeführt; der Stil ist gotisch, das Material heller Granit. Daneben befinden sich die bischöfliche Residenz mit Seminar, eine Knabenschule und das Waisenhaus der französischen Mission.

Tempel soll Kanton nicht weniger als 125 besitzen und wir müssen uns daher auf einige der wichtigsten beschränken.

Der reichste und berühmteste von allen ist der Tempel „der 500 Weisen“ oder Wa-Lan-tse, welcher 1300 Jahre alt sein soll. Im Tempelhof findet das übliche Jahrmarktstreiben statt, das wir schon kennen, dann treten wir in das erste Gebäude, in dem sich drei Figuren Buddhas befinden. Von da besuchen wir einen Pavillon, in dem sich eine siebenstöckige Marmorpagode befindet, eins der vortrefflichsten Werke der chinesischen Bildhauerkunst, das Kaiser Kien Lung (1735 bis 1795) geschenkt hat. Das Denkmal ist etwa 20 Meter hoch und mit vielen Inschriften bedeckt. Nun kommen wir zu dem eigentlichen Tempel, in dem die 500 vergoldeten Bildsäulen der Weisen d. h. der Schüler Buddhas aufgestellt sind. Alle haben einen echt chinesischen Typus und sind kahlgeschoren, nur eine einzige Figur macht eine Ausnahme, sie trägt einen pelzverbrämten Hut, einen starken Knebelbart und europäische Schuhe. Es handelt sich um die Bildsäule des berühmten venetianischen Patriziers Marco Polo, der von 1277—1294 in China weilte und in seinem Reisebericht der abendländischen Welt zum ersten Male Kunde von den Leuten und Sitten im östlichen Asien gab. Ihm als großen Forscher haben die Chinesen hier mitten

unter ihren Landsleuten aus Dankbarkeit und Anerkennung ein Denkmal gesetzt, und die jetzigen Priester des Tempels, deren Zahl sich auf etwa achtzig beläuft, nutzen die schöne Gelegenheit aus, um den fremden Besuchern recht viele Trinkgelder abzupressen.

Nicht weit davon befindet sich der „Tempel der Schrecken", der seinen Namen davon trägt, daß in einem großen Nebenraum in grellen Farben an die Wand gemalt ist, welche Strafen die Sünder einst in der Hölle erleiden werden. Die grausamsten Torturqualen, die man sich nur denken kann, sind hier bildlich dargestellt; dafür sind die Priester um so freundlicher und gefälliger. Sie haben aber auch glänzende Einnahmequellen. Kein Bewohner und keine Bewohnerin Kantons unterläßt es, sich hier Rat zu holen, wenn irgend eine Frage von Bedeutung ihr Gemüt beschäftigt. Auf dem Hauptaltar steht ein Bambusbecher mit vielen kleinen Stäbchen, sogenannten Schicksalsstäbchen, deren jedes eine besondere Nummer trägt. Der Fragende ergreift den Becher und schüttelt ihn so lange, bis ein oder einige Stäbchen herausfallen. Das ihm zunächst liegende ist das richtige. Er sieht nach der Nummer, und wendet sich dann an einen der Priester um Auskunft. Dieser schlägt das „Schicksalsbuch" auf und teilt dem Fragenden mit, welcher Spruch bei der betreffenden Nummer verzeichnet steht. Es bleibt dann den Auskunftssuchenden überlassen, sich den meist recht orakelhaft lautenden Vers zu deuten.

Durch ihre Höhe zeichnet sich die „Blumen-Pagode" aus. Sie liegt außerhalb der eigentlichen Geschäftsstadt und hat neun Stockwerke, die zusammen eine Höhe von etwa 55 Meter haben. Das Bauwerk soll angeblich zwölfhundert Jahr alt sein, und es ist daher nicht verwunderlich, daß allenthalben Strauchwerk und Bäumchen hervorsprießen, deren Grün der Pagode ihren Namen verschafft hat. Dies bildet auch einen recht malerischen Gegensatz zu den weißen, mit roten Streifen versehenen Mauern. Früher war auf der höchsten Spitze noch eine Wetterstange, von der die Sage behauptete, daß sie der Stadt großes Unglück bringen würde, wenn sie herabfiele. Vor mehr als 230 Jahren stürzte sie plötzlich herab und bald darauf drangen die Tataren in die Stadt und plünderten sie. Wiederum befestigt hielt sich die Stange bis in den Sommer 1856, wo sie abermals herunterfiel, und wenige Monate später beschossen die Engländer Kanton. Um weiteres Unheil zu vermeiden, ist man nun auf den guten Gedanken gekommen, die Stange überhaupt nicht wieder aufzusetzen und das hat sich bis jetzt auch recht gut bewährt.

Eine ähnliche Sage knüpft sich an eine Wasseruhr, die sich auf dem Tempel der „fünf Genien“ oder „fünf Böcke“ befindet. Sie ist aus vier kupfernen Glockenschalen, die über einander angebracht sind, sehr sinnreich zusammengestellt. Die oberste Schale ist bis zum Rande mit Wasser gefüllt, das durch eine kleine Öffnung (ähnlich unseren Sanduhren) langsam in die zweite, von hier in die dritte, dann in die vierte abfließt. Ist die letzte voll, so hebt sich eine schwimmende Merkstange hoch und zeigt mit großer Genauigkeit den verflossenen Zeitraum an. Ein Wächter giebt davon durch ein Zeichen den Bewohnern der Stadt Nachricht. Zweimal an jedem Tage wird das Wasser in das oberste Becken gefüllt und einmal im Monat wird es erneuert. Bei der Belagerung im Dezember 1857 wurde aus der zweiten Glocke durch eine englische Kugel ein Stück herausgeschlagen; jeder war sicher, daß dies ein Unglück bedeute, und richtig zogen die Engländer am nächsten Tage in die Stadt ein.

Die Blumen-Pagode.

Von den übrigen Tempeln ist noch derjenige des „Langen Lebens“ zu erwähnen, der aus einer siebenstöckigen vergoldeten Pagode besteht, die im Jahre 1573 errichtet ist und neunundsiebzig Bildnisse Buddhas enthält, sowie der „Kaisertempel“ mit einer Nachbildung des Pekinger Drachenthrones, vor dem sich am Neujahrstage die höchsten Beamten Kantons in den Staub

werfen, um einer roten Tafel mit dem Namenszuge des Kaisers zu huldigen.

Im Südosten der Stadt liegen die Examen-Hallen, in denen die Jugend der beiden dortigen Provinzen alle drei Jahre das Kü-yan, d. h. den zweiten litterarischen oder Doktor-Grad, erwerben kann. Es ist ein Terrain von fast einer halben englischen Quadratmeile, zu dem man durch das „Thor der Gerechtigkeit" gelangt. Auf einer ziemlich breiten und langen Allee kommen wir an einen Turm, in dem sich die Figur des Schutzpatrons der Wissenschaft befindet, dann gelangen wir zu einer offenen Halle, deren aus lauter kleinen geschliffenen Austerschalen bestehendes Dach auf hohen Pfeilern ruht und in welcher während der Prüfungen die Examinations-Kommission tagt.

Zu beiden Seiten sind die Zellen angelegt, deren Zahl sich auf 11616 belaufen soll. Sie haben ein fast pferdestallartiges Ansehen, sind aus Lehm und Steinen erbaut, etwa $1^1/_2$ Meter lang, 2 Meter hoch und 1 Meter breit; die Rückwand ist offen.

In jede dieser Zellen kommt ein Prüfling. Seine Kleider werden untersucht, wenn er eintritt. Licht und Luft erhält er durch die offene Wand, seine Zelle enthält nichts als ein Tischchen, einen Stuhl, Papier und Schreibgerät; von seinen beiden Nachbarn ist er durch Wände getrennt, von der nächsten Reihe sieht er nichts als die ihm zugekehrte Steinwand. Außerdem gehen Mitglieder der Prüfungs-Kommission durch die einzelnen Gänge und revidieren. Eine Durchstecherei erscheint völlig unmöglich und doch soll es einem Examinanden, der über die nötigen Mittel verfügt und das Glück hat, daß einer seiner beiden Wandnachbarn ein pfiffiger Mensch ist, gar nicht so schwer fallen, unter die Wand hindurch die Aufgabe seitenweise zugesteckt zu erhalten, so daß er nur die Mühe des Abschreibens hat.

Schamin gegenüber erstreckt sich eine lange, schmale Insel, auf der die Vorstadt Honan liegt. Wie in allen Vorstädten der Welt, so zeigt sich auch hier inmitten einer überaus armen Bevölkerung ein äußerst lebhafter Straßenverkehr. Unmassen schmutziger Kinder, Herden von Bettlern und Kranken, streitende Fischer und Schiffer, Hausierer und Ausrufer stoßen und drängen sich um uns herum.

Was uns hierher führt, ist das große im Jahre 1600 begründete Buddhakloster, das so ziemlich das berühmteste in ganz China ist. Zwei riesenhafte, aus Thon geformte Figuren, welche die beiden alten Krieger Chin-ky und Chin-long vorstellen sollen und in grellen Farben bemalt sind, schützen das Eingangsthor. Hinter diesem gelangen wir auf einen großen Platz mit mächtigen alten Bäumen, dessen Wege mit

Granitfliesen gepflastert sind. Wir kommen durch mehrere andere Thorbogen mit großen vergoldeten Inschriften und stehen endlich vor dem Haupttempel, der in verschiedene Hallen und Säle zerfällt, die alle mit gleicher Pracht geziert sind. Der Boden der Haupthalle ist mit einem Teppich bedeckt, während die Wände mit rotem Stoff bekleidet sind, zwischen dem zahlreiche Inschrifttafeln sich bemerkbar machen. Die Decke ist mit grotesken Verzierungen versehen, in den Ecken bemerkt man fliegende Drachen und vergoldete Schlangen. Im Mittelpunkt des Saales stehen drei große, stark vergoldete Bildsäulen, welche die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft repräsentieren. Vor jeder befindet sich ein Altar mit Räuchergefäßen. Rings an den Wänden stehen kleinere Bildsäulen, welche die Lohan oder niederen Heiligen und die ersten Schüler Buddhas darstellen.

Zu einem der Nebengebäude haben nur Frauen Zutritt. Dort ist nämlich eine Bildsäule der Kwan-yin, der Schutzheiligen des weiblichen Geschlechts, aufgestellt und eine solche der Chin-ti, die als Symbol ihrer starken Gewalt mit einer großen Anzahl von Armen versehen ist. Man sieht, daß die Frauen sehr opferfreudig sind, denn vor diesen Bildern brennen fortwährend Lampen und die Luft ist unausgesetzt mit Weihrauchdämpfen erfüllt.

Fast noch interessanter ist das Klostergebäude an sich, das von mehreren hundert Priestern und Mönchen bewohnt wird. Während einige derselben deutlich die Spuren größten Wohllebens auf dem Gesicht tragen und in reiche Gewänder gekleidet sind, sieht man wieder andere in Lumpen gehen und mit unverkennbaren Zeichen der größten Entbehrungen. Neben dem Kloster befindet sich ein Schweinestall, dessen Bewohner so reichlich gefüttert werden, daß sie sich kaum noch zum Futtertroge zu begeben vermögen. Buddha wollte nicht, daß tierisches Leben vernichtet würde, sondern daß man dem Tiere mit Liebe entgegenkomme. Die armen Priester bethätigen die letztere nun dadurch, daß sie die Schweine nach bestem Vermögen füttern; dagegen ist es ihnen verboten, Fleischspeisen zu genießen, und sie können daher nie den leckeren Braten auf ihren Tisch bringen, sondern müssen ruhig abwarten, bis das Tier an Altersschwäche oder Überfütterung stirbt und ihm dann noch obendrein ein würdiges Leichenbegängnis veranstalten. Inzwischen hat dann schon irgend ein Chinese ein krank gewordenes Schwein, das für ihn keinen Wert mehr hat, dem Kloster geschenkt und dadurch ein wohlgefälliges Werk gethan, und die Priester haben von neuem ihre liebe Mühe, das Tier gesund zu machen und langsam

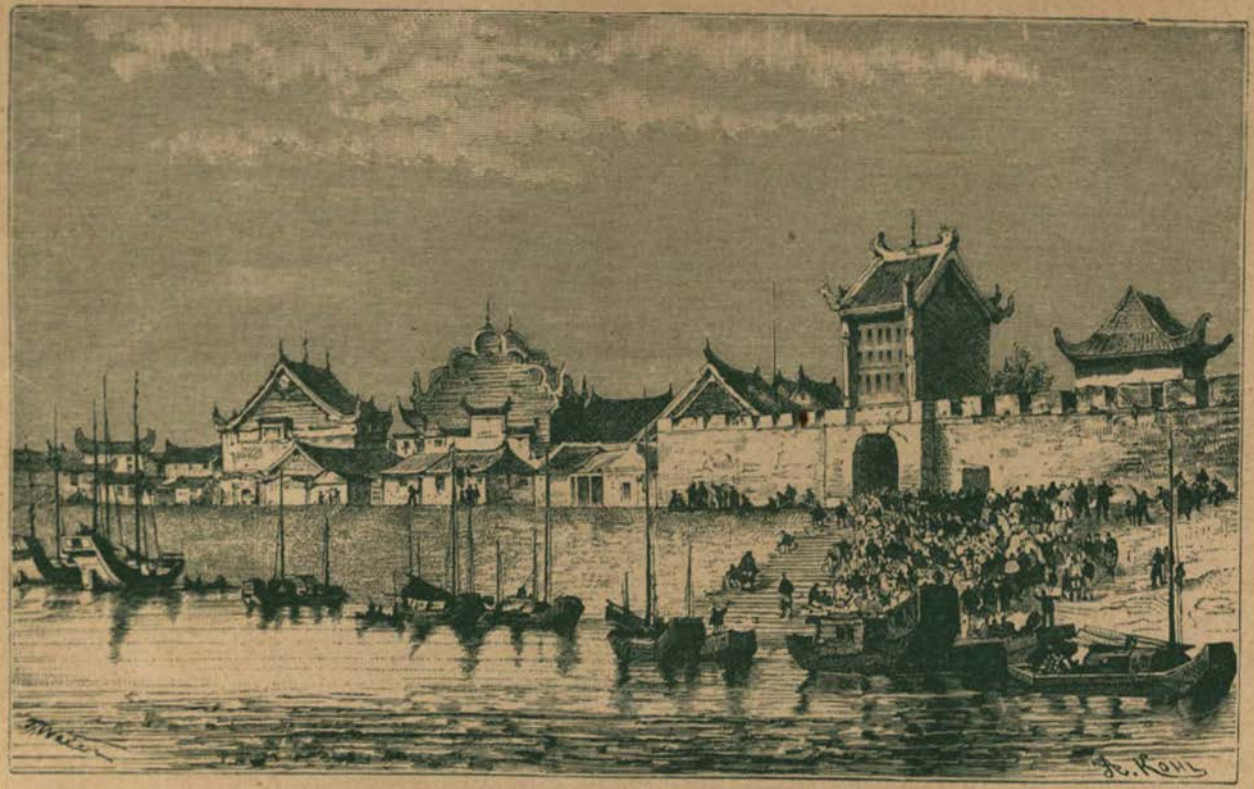
zu Tode zu füttern, obschon es manchem unter ihnen viel nötiger wäre, etwas für den eigenen Magen zu thun.

In einem besonderen Gebäude befindet sich das Wertvollste, eine ungeheure Vase aus weißem Marmor, in der sich etwas Asche von der Leiche Buddhas befinden soll. Rings um dieses Heiligtum herum brennen unausgesetzt Lampen und farbige Laternen; kleine Gefäße mit

Der Hafen von Kanton.

geweihtem Wasser stehen in der Nähe. Man kann nicht anders sagen, als daß dieser Raum durch seine feierliche Stille und seinen Ernst einen überaus würdigen Eindruck macht. —

Und nun wieder hinaus in das wüste Straßenleben, vorbei an den Buden mit allerhand Spielsachen, Süßigkeiten, Lebensmitteln, Möbeln, Götzenfiguren und Spielhöllen, vorbei an den Bettlern und Aussätzigen, bis wir glücklich wieder die kleine Brücke passiert haben und uns in der europäischen Ansiedelung, in Schamin, befinden.



Am Landungsplatz in Lao-ho-kin am Han-kiang.

Religion, Philosophie und Aberglaube.

Konfuzius-Tempel in Peking.

Der Buddhismus.

Eine eigentliche Staatsreligion giebt es in China nicht. Die Anhänger Buddhas, Lao-tses und Fos sind gleichberechtigt, der Mohamedanismus ist geduldet, das Christentum war und ist gesetzlich noch heute gestattet, und der sogenannte gebildete Chinese giebt überhaupt nichts auf Religion, sondern hält sich an die Philosophie des Konfuzius. Aber wie es bei allen freireligiösen Völkern zu gehen pflegt, so wuchert auch in China der Aberglaube um so ärger, und der höchste Beamte wie der niedrigste Bettler sind in gleicher Geistesfinsternis befangen. Ist es doch noch gar nicht so lange her, daß

der aufgeklärteste und mächtigste Mann Chinas, Li-hung-tschang, sich vor einer kleinen Wasserschlange in den Staub niederwarf, um durch diese Demütigung vor dem „Gotte des Wassers“ das schreckliche Elend zu lindern, das damals durch Überschwemmung eines großen Teils der Provinz Tschili entstanden war.

Beginnen wir mit der ausgebreitetsten der in China eingebürgerten Religionslehren, dem Buddhismus.

Buddha, d. h. der „Erweckte“, soll nach chinesischer Rechnung im Jahre 1027 v. Chr. geboren sein, während er nach europäischer Annahme von etwa 623—543 lebte. Sein eigentlicher Name war Siddhartha, sein Vater der König Suddhodana von Kapilavastu, einer indischen Stadt nördlich vom Ganges im alten Lande Magadha, seine Mutter die Königin Maja.

Der indischen Legende genügte es aber nicht, daß Buddha ein Königssohn war, sondern sie schmückte seine Geburt mit einer eigenartigen Wundererzählung aus: Als der König und die Königin einmal in ihrem Palast schliefen, erfüllte sich das Schlafgemach plötzlich mit himmlischer Musik. Dann erschien ein weißer Elephant mit rotem Kopf und sechs gewaltigen Fangzähnen, der auf seinem Rücken eine geschlossene Lotosblume trug, und legte sich zu Fußenden des Bettes nieder. Darauf erschloß sich die Lotosblume, und aus ihr entstieg der Gott Prabhapala, von einem glänzenden Lichtschein umflossen, und sagte: „Horche auf, Maja, was ich dir anzukündigen gekommen bin. Ich will in deinen Körper einziehen und durch dich Einzug halten in die irdische Welt zum Heile und zur Errettung der der Sünde verfallenen Menschheit. König Suddhodana soll mein Vater, du sollst meine Mutter sein, und durch euch will ich Menschengestalt annehmen“.

Der König und die Königin hielten diese Erscheinung für eine Ankündigung, daß ihr lange gehegter Wunsch, einen Thronfolger zu erhalten, in Erfüllung gehen werde. Als nun die Zeit herankam, gab der König seinem ganzen Volke ein großes Fest in dem Ahnengarten des Rambini-Parkes, in dem die herrlichsten Bäume und Sträucher wuchsen, unter ihnen auch der Wunderbaum Asoka (Schmerzlose) mit seinen leuchtenden, herrlich duftenden Blüten.

Während des Mahles bat der König seine Gemahlin, ihm eine Blüte des Wunderbaumes zu pflücken, und als sie ihre Hand danach ausstreckte, öffnete sich ihr Gewand und ihrer rechten Seite entsprang, schmerzlos für sie, ein Knäbchen. Gleichzeitig öffnete sich vor ihren

Füßen eine gewaltige weiße Lotosblume, die wie eine Wiege das Kind umfing, von dessen Körper ein blendender Glanz ausstrahlte. Das Kind erhob sich gleich darauf, ging drei Schritte vor- und vier rückwärts und sprach dann mit der Stimme eines Löwen: „Mir allein von allen Wesen im Himmel, über und unter dem Himmel gebühren die höchsten Ehren!“ Die Himmel öffneten sich und alle Götter, Göttinnen und Geister stiegen herab, dem Kindlein zu huldigen.

Sieben Tage nach der Geburt dieses Wunderkindes starb Maja, und die Tante Gautami leitete nunmehr die Erziehung des Knaben. Er erhielt zweiunddreißig der lieblichsten Frauen aus dem Schackja-Stamme zur Bedienung; acht mußten ihn abwechselnd auf den Armen tragen, acht hatten ihn zu waschen, acht sollten ihn mit Milch versorgen und acht mußten ihn unterhalten und aufheitern. Bei dieser guten Pflege entwickelte sich das Kind überaus schnell; es glich, als es drei Jahre alt war, einem Knaben von doppeltem Alter und hatte das Benehmen und die Klugheit eines erwachsenen Mannes.

Dann aber scheint der Königssohn inmitten allen Reichtums und Glücks völlig seinen göttlichen Beruf vergessen zu haben, denn nach Vollendung seines 16. Lebensjahres ließ er sich ruhig zum Thronerben proklamieren, verheiratete sich mit der schönen Prinzessin Yasodhara und nahm zum Überfluß noch zwei Nebenfrauen. Dreizehn Jahre lebte er so mit seinen Frauen auf seinen Schlössern und überließ sich ganz den Freuden der Welt, als er eines Tages auf einem Spaziergange vier verschiedene Dinge erblickte, die ihn zum Nachdenken und zur völligen Änderung seines Lebens brachten. Zuerst begegnete er einem alten gebrechlichen Manne, dann sah er einen Aussätzigen am Wege sitzen, darauf führte ihn sein Weg an einem von Würmern zerfressenen Leichnam vorüber und schließlich traf er einen Priester. Das waren für ihn die Vorbilder von Alter, Krankheit, Tod und Entsagung des weltlichen Lebens.

Schon in der nächsten Nacht verließ er heimlich sein Schloß, vertauschte sein reiches Gewand mit einem einfachen gelben Rock und schnitt sich zum Zeichen der Buße die Haare ab. Als Bettler zog er durch das Land, kam zu dem Tempel der alten Brahmanen und lauschte eifrig ihren Lehren. Doch bald genügten ihm diese nicht mehr; er überredete fünf Zöglinge, sich ihm anzuschließen, und zog mit ihnen in eine Einöde nahe der Stadt Radschagriha, um sich durch Selbstkasteiungen und Fasten für seine Absicht, die Welt zu erlösen, vorzubereiten. Auf dieses Einsiedlerleben deutet der ihm häufig beigelegte

Name Sakjamuni, d. h. der Eremit aus dem Geschlecht der Sakja. Nach sechs Jahren hielt er sich für genügend vorbereitet und zog nun bis an das Ende seines Lebens als Prediger von Ort zu Ort, um durch Rede und Vorbild das Volk auf den Weg der Tugend zu leiten. Hier setzt die Sage wieder ein und dichtet unzählige Wunder, die der Königssohn auf seinen Reisen vollbracht haben soll, namentlich gab es keine noch so verriegelte Thür, die nicht aufsprang, wenn er daran klopfte, und, wenn sich ihm Verrat oder Gewalt nähern wollte, fuhr er durch die Lüfte davon. Er starb in der Stadt Kusinagara, wo sein Leichnam unter großer Feierlichkeit verbrannt und die Asche an acht Städte verteilt wurde. Jede Stadt barg den ihr zugekommenen Teil in eine goldene Urne, die in eigens dazu erbauten Tempeln zur öffentlichen Verehrung aufgestellt wurde; später wurden dann noch kleine Teilchen weiter abgegeben, so daß heute zahllose Tempel im angeblichen Besitz von Stäubchen der Asche Buddhas sind.

Buddha selbst hat keine geschriebenen Lehren hinterlassen, und deswegen traten bald nach seinem Tode seine Schüler, deren bedeutendster Mahakasjapa ist, zusammen, um die Lehren ihres Meisters zu sammeln und festzustellen.

Diese ist aus der brahmanischen Religion hervorgegangen und teilt mit ihr das Gefühl der Leiden und der Vergänglichkeit alles Irdischen. Während aber die Brahmanen diesem angeborenen Leiden durch das Aufgehen in Brahma, d. h. dem Urgrund alles Seins, zu entrinnen suchen, strebt Buddha die Loslösung der Seele durch Aufgehen in das Nirwana, d. i. Erlöschen der Existenz, an. Im übrigen nimmt Buddha das Bestehen zahlloser Welten und zahlloser Wesen an, und zwar füllen die letzteren als Götter, Dämonen, Menschen und Tiere das Weltall aus. Diese Maßlosigkeit in der Vervielfältigung aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge hat schließlich auch zu einer Vervielfältigung Buddhas selbst geführt, und die Lehre geht dahin, daß unausgesetzt Buddhas erscheinen müssen, um der Sünde zu steuern, wie auch vor ihm schon zahllose aufgetreten, jedoch nicht erkannt waren.

Der Buddhismus verbreitete sich namentlich infolge der Umwälzungen, die durch den Einfall Alexanders des Großen in Indien hervorgerufen wurden. Seit dem 3. Jahrhundert entstanden ihm jedoch gefährliche Gegner in dem wieder auflebenden Brahmanismus und später in der Lehre Mohameds. Heute herrscht der Buddhismus noch in China, wo er sich im Jahre 61 n. Chr. auszubreiten begann, in Japan, Korea, Birma, Siam und Tibet.

Die Buddha-Priester leben, wie wir bereits gesehen haben, in Klöstern zusammen. Armut und Gehorsam sind die Vorbedingungen; die Novizen treten schon in jugendlichem Alter ein. Durch Anlegung der gelben Kleider und vollständiges Kahlscheren des Hauptes werden sie unter feierlichen Zeremonieen aufgenommen; sobald sie das 20. Lebensjahr vollendet haben, werden sie Priester. Sie haben alle möglichen Gelübde abzulegen, namentlich: nicht zu töten (auch keine Tiere), nicht zu stehlen, nicht zu lügen, keine berauschenden Getränke zu genießen (Opium ist nicht verboten), keusch zu leben, dem Nächsten zu helfen, zu fasten und zu beten. Um nun fortwährend an diese Gelübde erinnert zu werden, wird ihnen bei Ablegung jedes einzelnen Gelübdes

Buddhafigur in einem Tempel.

am Hinterkopf, beziehungsweise an den Armen, ein Zeichen in die Haut gebrannt, das, so lange sie leben, als weißer Flecken erkennbar bleibt. Der „gute Ton" erfordert es, daß jeder von Zeit zu Zeit ein neues Gelübde ablegt und wenn er sich dazu eine noch so unglaubliche Pflicht oder Entbehrung auferlegen soll, so daß ein alt gewordener Bonze am Hinterkopf und an den Armen geradezu tätowiert erscheint.

Für alle diese Qualen genießt er herzlich wenig Ansehen. Er hat diesen Beruf genommen, wie ein Anderer den eines Kaufmanns oder Handwerkers, und wenn man mitunter in das spitzbübische Auge eines Bonzen schaut, dann muß man den Eltern recht geben, daß sie ihn für das Mönchtum bestimmten, denn sonst hätte er längst am

Galgen geendet. „Trinkgeld“ ist die Fahne, unter der er kämpft. Er nimmt es seinen Landsleuten in der Form von Speisen ab und sagt ihnen dafür ihr Schicksal, und dann nimmt er es den Europäern in Gestalt einer kleinen Silbermünze ab und erklärt ihnen dafür mit freundlicher Miene, wie dumm seine Landsleute sind. Der Fremde kann, wenn er nicht etwa als Missionar sich kund giebt, auf seinen Reisen fast in jedem Tempel zuvorkommende Aufnahme, Erquickung und Nachtlager finden und man zeigt ihm mit Freuden alles, was das Haus und die Nachbarschaft nur an Interessantem und Sehenswertem bietet. Man verlangt auch gar nicht, daß er die Götzenbilder und sonstigen Kultusgeräte mit respektvollem Auge betrachte, sondern wenn ihm die Sache ein Lächeln abnötigt, so zeigt sich ein fröhlicher Widerschein auf dem Gesichte des Führers. Man erwartet als Abschluß eine Belohnung und zwar drängen sich beim Fortgehen so ziemlich sämtliche Priester mit einer Büchse, einer Schale oder mit der offenen Hand an ihn heran, aber sie machen alle ein so vergnügtes Gesicht und sind mit einer so kleinen Gabe zufrieden, daß noch niemand mißmutig aus einem solchen Kloster geschieden ist.

Die Gegner der Mönche sind die „Gebildeten“ im Lande selbst, die Anhänger des Konfuzius. Sie verachten den Mönch, weil er sich den Sorgen und Mühen des täglichen Lebens entzogen und mit eigener Hand die fünf heiligen Bande zerrissen hat, die nach landesläufiger Ansicht den Menschen vom Tier unterscheiden. Er zahlt weder Steuern noch nimmt er an den politischen Vorgängen teil und erfüllt daher nur unvollkommen seine Pflichten gegen den Herrscher und das Land. Er heiratet nicht und erzieht keine Kinder; er sinkt daher in ein Junggesellengrab, und seinen gequälten Geist trifft nach dem Tode dieselbe Vernachlässigung und die gleiche Mißachtung der geheiligten Gebräuche, die bereits einen Schatten auf das Grab seiner Eltern warfen. Er verzichtet auf alle brüderlichen Bande und beraubt sich dadurch des Trostes und der Unterstützung der Liebe eines Bruders. Er trennt sich von der Welt und ihren Freuden, und die Freundschaft hat keinen Reiz für ihn. Er hat keinen Namen mehr, sondern eine „religiöse Benennung“ statt des Vaternamens angenommen, als er Eltern, Brüder, Freunde und Heimat an der Thür des Tempels vergaß und niemand kann an ihn die übliche Höflichkeitsphrase richten: „Wie ist dein ehrenwerter Name?“

Allerdings mag diese Verachtung zum guten Teil daher kommen, daß die Mönche es mit ihren Gelübden nicht allzu ernst nehmen,

denn das Trinkgeldernehmen widerspricht der Armut, und das Genießen der dem Gott dargebrachten Opferspeisen läßt sich nicht mit dem Mäßigkeitsgelübde in Einklang bringen; auch sollen sie es mit der Keuschheit nicht allzu genau nehmen — aber Vollkommenheit ist doch nirgends zu finden! —

Die Religionslehre des Fo unterscheidet sich sehr wenig vom Buddhismus und selbst diejenige des Lao-tse ist, soweit Äußerlichkeiten in Betracht kommen, ziemlich in denselben aufgegangen. Der Laotsismus hat seine Anhänger fast nur in den unteren Schichten der Bevölkerung und leistet das Meiste auf dem Gebiete des Aberglaubens.

Lao-tse ist ein Chinese. Er wurde 604 v. Chr. im Dorfe Khioschin in der Provinz Honan geboren, brachte es zum Archivar am Hofe der Tscheu-Dynastie, zog sich aber dann in die Einsamkeit zurück und schrieb den Taoteh-king, ein philosophisches Lehrbuch, das in dem Satze gipfelt: „Das Thun des Menschen nützt nichts, sondern schadet nur; man lasse deshalb allen Dingen ihren Lauf, sei still und lege nur alle Verkehrtheiten an sich und anderen ab".

An Verkehrtheiten fehlt es aber bei den Laotsisten (oder, wie sie gewöhnlich genannt werden, Taoïsten) durchaus nicht; sie glauben an eine Unsterblichkeit, hoffen diese aber durch allerhand Geheimmittel, namentlich durch Wundertränke, erhalten zu können. Ihre Priester gehen gewöhnlich mit einem Staubwedel und einem kleinen Schwerte herum, um damit die Luft von den umherfliegenden bösen Geistern zu reinigen. Durch diese und ähnliche Zauberthaten erwerben sie ihren Lebensunterhalt. Ein Hauptgeschäft ist es für sie, Krankheiten zu bannen und zwar schreiben sie heilige Sprüche auf schmale Papierstreifen, verbrennen diese und übergeben die Asche dem Kranken, der sie dann gewöhnlich in einer Schale Wasser auflöst und als Medizin einnimmt. Auch durch die Anfertigung von Amuletten zum Schutze gegen Dämonen verdienen sie ein schönes Stück Geld, und bei Beerdigungen erscheinen ihrer gleich mehrere, um die Geister zu beruhigen. So verleben die Laotsisten-Priester, wenn das Geschäft geht, herrliche Tage, denn sie brauchen sich keinerlei Entbehrungen aufzuerlegen; ja, es steht ihnen sogar frei, zu heiraten, nur dürfen die Frauen nicht innerhalb der Mauern des Klosters wohnen.

In der Buddhisten-Hölle.

Wir haben bereits von dem Kolossalgemälde im Buddha-Tempel zu Kanton gesprochen, das die Hölle darstellt; ähnliche Schreckensscenen finden sich in vielen anderen Klöstern abgebildet. Das Thema ist in mehrfacher Beziehung wichtig. Es zeigt uns einmal den Gipfel der Ausgeburten des Buddhismus und bietet mancherlei Parallelen zu den in Europa am Ausgange des Mittelalters geltenden Anschauungen; es bietet zweitens die Vorstufe zum Verständnis der in China üblichen Körper- und Todesstrafen, welche wir weiterhin behandeln werden, und es erklärt drittens die Freude des niedrigen Volkes an schrecklichen Marterscenen. Ist es doch bei der gegenwärtigen Boxerbewegung wieder beobachtet worden, wie einzelne Personen neue Strafen ersannen, um den Tod des verhaßten Feindes recht qualvoll und langwierig zu gestalten. Einen zum Christentum übergetretenen Chinesen hatten sie an den Erdboden gefesselt und über seinem Gesicht ein spitz zulaufendes, mit Streusand angefülltes Gefäß aufgestellt. Aus einem ganz kleinen Loche im Boden rieselte der feine Sand über Nase, Mund und Augen des Gefesselten, jedes Zucken erhöhte die Qual, bis schließlich der Erstickungstod den Armen von seinen Leiden erlöste.

Buddha-Priester.

Der Grundgedanke ist folgender: Wer durch völlige Bezähmung seiner Begierden und durch das gänzliche Aufgeben seines Ichs es soweit gebracht hat, daß er nichts mehr will, nichts mehr denkt und nichts mehr fühlt, hat sich von dieser Erde losgelöst und geht in den ersten Himmel ein, wo er weiter geläutert wird, dann kommt er in den nächsten Himmel und so fort, bis schließlich sein letztes Atom in den höchsten Ort der Glückseligkeit, in das Nirwana — das völlige Nichts — versinkt.

Taoisten-Priester.

Wer es aber nicht soweit gebracht hat, muß die Seelenwanderung durchmachen und kommt durch die Hölle, in der er, je nachdem, geringere oder härtere Strafen erleidet, als neues, umgeformtes Wesen wieder auf die Erde. Haben im allgemeinen seine guten Thaten überwogen, so wird er als Gelehrter, Mandarin oder gar Kaiser sein neues Leben führen; hält sich Gut und Schlecht die Wage, dann wird er einfach umgetauscht: aus Mann wird Weib, aus dem Weib ein Mann, aus dem Handwerker ein Kaufmann oder umgekehrt; überwiegt das Schlechte, so wird er Bettler, Kuli oder Schiffer; ist endlich gar nichts gutes an ihm zu finden, so muß er ein Tier werden: der Stolze wird in eine Löwenhaut gesteckt, der Mörder in einen Bären verwandelt und aus dem Wollüstigen wird ein Schwein, ein Hund oder ein Hase.

In diesem zweiten Leben kann er sich dann weiter erhöhen, aber auch tiefer erniedrigen; die Höllenstrafen, die er durchgemacht hat, sollen ihm eine Warnung sein. Da er diese aber auf der Seelenwanderung vergißt, so sind sie zur Warnung der Lebenden in den meisten Taoïstenklöstern und in mehreren Buddhatempeln in den grellsten Farben an die Wand gemalt, ja mitunter sogar plastisch dargestellt.

Die Unterwelt zerfällt in zehn Gerichtshallen und die meisten derselben haben 16 Folterkabinette oder Höllen zur Verfügung, so daß

ein Sünder, der alle Strafen durchmachen muß, 138 Folterkabinette oder Höllen zu passieren hat. Sobald er mit einer Marter fertig ist, wird sein Körper — oder richtiger Schatten — wieder neu hergestellt, so daß er der nächsten Hölle in unverletztem Zustande überliefert wird. Zur Beruhigung unserer Leser wollen wir jedoch von vornherein bemerken, daß nur Selbstmörder und solche Personen, die eins der zehn großen Verbrechen begangen haben, auf welche Todesstrafe durch Zerstückelung, Enthauptung oder Erdrosselung gesetzt ist, alle 138 Folterqualen durchmachen müssen; die meisten Sünder werden nur einer oder einzelnen Gerichtshallen zugeführt.

Die erste Gerichtshalle befindet sich im Innern der Erde unter dem „Felsen der Reinigung", und entspricht etwa dem Fegefeuer der katholischen Kirche: Jeder Verstorbene wird sofort von höllischen Geistern vor dieses Tribunal gebracht. Früher war Jenluo-uang hier Richter; da er aber allzu milde war, mußte er mit seinem Kollegen von der fünften Halle tauschen und jetzt führt daher Tsin-kuang in der ersten Halle das Szepter. Er hat das große Register der Thaten jedes Einzelnen vor sich und giebt Befehl, den Neuankömmling auf die Wage zu bringen, damit beurteilt werden kann, ob die guten oder schlechten Thaten desselben überwiegen. Diese Wage erinnert an unsere alten Kaufmannswagen, die heute nur noch bei Lumpensammlern in Gebrauch sind: der eiserne Haken wird dem Neuankömmling durch den Rücken geschlagen, das Gewicht gestellt und dann das Resultat ausgerufen. Stellt sich nach dieser kleinen Schindung heraus, daß die guten Handlungen den schlechten die Wage halten, so wird der Glückliche sofort nach der zehnten Halle gebracht und ohne weitere Qualen von neuem auf die Erde geschickt. Überwiegt aber das Böse, so wird der Schuldige zunächst vor einen riesigen Spiegel geführt, der die Überschrift trägt: Nie tjing ts'ien, mu hao gin, d. h. vor diesen Lasterspiegel wird keine tugendhafte Seele geführt. Mit einem Male überschaut der Schuldige in diesem Spiegel alle Frevelthaten, die er während seines ganzen Lebens begangen hat und wird sich nun erst seiner ganzen Schuld bewußt. Darauf schleppen ihn Teufel vor ein zweites Tribunal derselben Gerichtshalle, wo der Thürhütergott und der Gott des häuslichen Herdes, die täglich seine schlechten Handlungen mit ansehen mußten, gegen ihn als Ankläger auftreten. Der Richter urteilt nun, welcher Gerichtshalle der Sünder zu überweisen ist, was jedoch erst zur Ausführung gelangt, nachdem man ihn gehörig gepeinigt und ihm dadurch eine Art Vorgeschmack der ihn erwartenden

Strafen verschafft hat. Zurückgehalten werden nur leichtsinnige Buddhapriester und Selbstmörder; die ersteren, um gleich ihre Strafe abzubüßen, die anderen, um nochmals zur Erde zurückgeführt zu werden.

Buddhapriester nämlich, welche beim Hersagen der vorgeschriebenen Gebete einzelne Worte oder ganze Sätze überschlagen oder falsch ausgesprochen haben, werden in eine Arrestzelle eingeschlossen, die nur durch eine trübe Öllampe notdürftig erhellt ist. Bei dieser elenden Beleuchtung müssen sie ihre Gebete ablesen und alles, was sie verstümmelt oder ausgelassen haben, hundertfach wiederholen. Sind sie damit fertig und haben sich sonst nichts Böses zu Schulden kommen lassen, so werden sie der zehnten Gerichtshalle überwiesen, um dort umgewandelt und wieder auf die Erde gesandt zu werden. Gewöhnliche Leute jedoch, die beten, ohne dafür bezahlt zu werden, erhalten für mangelhaftes oder verkehrtes Beten keine Strafe, denn es kommt bei ihnen nur auf das Herz, nicht auf den Buchstaben an.

Die Selbstmörder werden zunächst gesondert. Wer aus Liebe zum Vaterlande oder zu den Eltern, um seine Keuschheit zu wahren oder aus wahrer Freundschaft sich getötet hat, erhält eine Belohnung und wird dann der zehnten Gerichtshalle überwiesen. Wer aber aus anderen Gründen sein Leben durch Erhängen, Halsabschneiden, Ertränken oder Vergiften geendet oder wer sich auch nur mit ernstlichen Selbstmordgedanken getragen hat, kommt zunächst in die Hunger- und Durstkammer, wo er viel leiden muß. Dann aber wird er auf die Erde, zu dem Ort seiner That zurückgeführt und muß hier lange Zeit dieselben Schmerzen, wie im Augenblicke seines Todes erleiden. Er darf weder die Speisen, die zu gewissen Zeiten von seinen Verwandten auf das Grab gesetzt werden, anrühren, noch wird er der zu seinem Andenken veranstalteten Totenopfer teilhaftig. Ist diese Zeit vorüber, dann wird er in die Hölle zurückgeschleppt und gefoltert, und muß nun der Reihe nach die Strafen sämtlicher zehn Gerichtshöfe durchmachen.

Auch diejenigen Soldaten, welche ihr Leben für den Kaiser und das Vaterland geopfert haben, kommen — so groß auch sonst ihr Sündenregister sein mag — direkt in die zehnte Halle und erhalten außerdem noch eine Belohnung. Dieser Umstand erklärt teilweise auch das mutige Vorgehen einzelner Boxer. —

Der zweiten Gerichtshalle werden alle diejenigen überwiesen, die junge Leute heimlich mit sich fortführen, um sie zu verkaufen; diejenigen, welche ihnen anvertraute Gegenstände unter irgend einem

Vorwande unterschlagen haben; diejenigen, welche sich selber oder einem Andern den Zopf abgeschnitten oder eines Auges, Ohres, Beines, Armes oder der Nase beraubt haben; die Heiratsvermittler, welche Mann oder Frau betrogen haben, indem sie ein unrichtiges Alter angaben oder Fehler verheimlichten; endlich die Quacksalber, die nichts von der Arzneikunst verstehen und nicht den Puls fühlen konnten.

Diese zweite Gerichtshalle befindet sich südlich vom „Felsen der Reinigung" und als Richter fungiert Tschu-tsan. Er hat sechzehn Folterkammern zur Verfügung und kann die Sünder in einzelne der Kammern oder auch in alle senden. In der ersten brausen beständig schwarze Wolken und dichte Sandstürme, in der zweiten versinken die Sünder in Schlamm und Schmutz, in der dritten werden sie mit fünfzackigen Gabeln gespießt, in der vierten erleiden sie gräßlichen Hunger, in der fünften brennenden Durst, in der sechsten baden sie in Blut und Eiter, in der siebenten werden sie in einem Kessel mit kochendem Wasser gebrüht, in der achten ist ein Kessel mit siedendem Fett, in der neunten müssen sie schwere eiserne Panzer tragen, in der zehnten werden sie auf die Folter gespannt und gestreckt, in der elften werden sie von Raubvögeln angefressen, in der zwölften müssen sie Kalkwasser trinken, in der dreizehnten werden sie in Stücke zerhackt, in der vierzehnten werden sie auf Messer und Schwerter gespießt, in der fünfzehnten werden sie von Füchsen und Wölfen angefallen, in der sechzehnten endlich erfrieren sie unter Eis und Schnee. —

Der dritten Gerichtshalle werden alle Beamte zugeführt, welche die Wohlthaten des „Sohnes des Himmels" vergessen hatten, das Volk unterdrückten und den Kaiser betrogen; ferner die Frauen und Nebenfrauen, die ihren Männern untreu waren; die Söhne, die ihre Pflichten gegen die Eltern nicht erfüllt haben; die Kaufleute, welche ihre Teilhaber oder Kunden betrogen haben; Verbrecher, die aus dem Gefängnis entwichen sind; Grabschänder, Falschmünzer und Fälscher von Dokumenten und Unterschriften; diejenigen, welche die Gräber ihrer Ahnen haben verkommen lassen; diejenigen, welche ohne Veranlassung ihre Verlobung abgebrochen oder eine fremde Verlobung hintertrieben haben.

Diese Halle liegt südöstlich vom „Felsen der Reinigung" und umfaßt ebenfalls sechzehn Folterkammern. In der ersten erhalten die Seelen nur Salz und werden vom brennendsten Durst gepeinigt, in der zweiten müssen sie den bekannten Holzkragen „Kang" tragen, in der dritten werden sie fortwährend durch die Rippen gestochen, in der

vierten wird ihr Gesicht mit eisernen Kämmen zerrissen, in der fünften kratzt man das Fett von ihren Körpern, in der sechsten werden Herz und Leber mit Zangen gerissen, in der siebenten bohrt man ihnen die Augen aus, in der achten wird ihnen die Haut abgezogen, in der neunten hackt man ihnen die Füße ab, in der zehnten werden ihnen die Nägel von Fingern und Zehen gerissen, in der elften wird ihnen das Blut ausgesogen, in der zwölften hängt man sie an den Füßen auf, in der dreizehnten werden ihnen die Schulterblätter zerschmettert, in der vierzehnten werden sie von Würmern und Maden zernagt, in der fünfzehnten zerbricht man ihnen die Kniee und in der sechzehnten wird ihnen das Herz ausgerissen. —

Der Seelen-Holer (Tod).

In die vierte Gerichtshalle kommen alle, welche die Zollämter betrügen, keine Miete bezahlen, falsche Wiegschalen gebrauchen, wertlose Medizin verkaufen, falsches Geld in Umlauf setzen, ihre Schulden nicht bezahlen, Blinden und Krüppeln etwas in den Weg legen, trotz ihrer Wohlhabenheit keine Almosen geben, Bedürftigen kein Geld leihen, zerbrochenes Geschirr und Schutt auf die Straße werfen, das Eigentum des Nachbars durch Zerstörung oder Hexerei schädigen, sowie feige Soldaten, welche während der Schlacht fortgelaufen sind.

Die vierte Halle liegt unter dem Stillen Ozean, und ihre Folterkammern sind im Verhältnis zu den vorgenannten Vergehen, die in einem modernen Staatswesen teils überhaupt nicht, teils nur mit einer leichten Polizeistrafe geahndet werden, gewiß nicht als milde zu bezeichnen. In der ersten Kammer werden die Seelen aufgehängt und mit kochendem Wasser begossen, in der zweiten müssen sie auf Ketten und nadelscharfen Bambusspitzen knieen, in der dritten verbrüht man ihre Hände mit kochendem Wasser, in der vierten werden sie so lange geschlagen, bis das Blut den Körper überströmt, in der fünften werden die Muskeln durchschnitten und die Knochen herausgerissen, in der sechsten sticht man ihnen mit einer Mistgabel in die Schulter und scheuert ihre Haut mit harten Bürsten, in der siebenten werden Löcher ins Fleisch gebohrt, in der achten müssen sie auf Messern und Nägeln sitzen, in der neunten kommen sie in die „eiserne Jungfrau", in der zehnten werden sie durch aufgehäufte Holzstücke, Steine und Erde dem Erstickungstode nahe gebracht, in der elften sticht man ihnen die Augen aus, in der zwölften verstopft man ihnen den Mund mit Sand und Kalk, in der dreizehnten erhalten sie ekelhafte Medizinen zum Trinken, in der vierzehnten müssen sie auf geölten Bohnen gehen, so daß sie beständig hinfallen, in der fünfzehnten durchsticht man ihnen die Zunge und in der sechzehnten wird der Körper unter Steinen begraben und nur der Kopf bleibt frei. —

Die fünfte Gerichtshalle ist für die Herzlosen bestimmt. Zunächst kommen alle dahin, die gottlos gewesen sind und an der Lehre Buddhas gezweifelt haben; dann diejenigen, die lebende Wesen gequält oder getötet, ihr Gelübde nicht erfüllt oder an falsche Lehren geglaubt haben; Personen mit unzüchtigem Lebenswandel, Zauberer und andere Betrüger sowie Geizhälse, die armen Leuten nicht helfen wollten; Diebe, welche die Schuld auf andere zu schieben versuchten; Leute, die falsche Gerüchte verbreiteten, Religionsbücher verbrannten, den Priesterstand zu verdächtigen versuchten, Wälder anzündeten, tote Katzen und Hunde nicht vergruben, Salz zwischen Pflanzen streuten, Leichen ausgruben, Brunnen zuschütteten und dergleichen mehr.

Die Einrichtung dieser Halle unterscheidet sich wesentlich von den vorhergehenden. Ihr hauptsächlichstes Ausrüstungsstück ist ein hoher Turm, von dem die Seele noch einen letzten Blick auf ihre frühere Heimat werfen kann. Und alles, was sie sieht, betrübt sie; alles ist gerade entgegengesetzt geschehen, wie sie es in ihren letzten Wünschen und Anordnungen bestimmt hat. Über das Eigentum, das sie mit

Mühe und auf unrechte Weise zusammengescharrt hat, sind die Erben in Streit geraten, das Meiste geht bei dem entstandenen Prozeß verloren, der Rest wird durchgebracht oder an Fremde verkauft und für die Kinder bleibt nichts übrig; der überlebende Gatte denkt bereits daran, sich von neuem zu verehelichen; Schulden, die längst bezahlt worden sind, werden von neuem eingefordert; dagegen können ausstehende Gelder aus Mangel an Beweisen nicht eingetrieben werden. Alle Schuld fällt auf den Verstorbenen, seine Verwandten und Freunde verwünschen ihn, seine Kinder fluchen ihm. Aber es wird noch schlimmer: der überlebende Gatte kommt durch ein Versehen des Verstorbenen in falschen Verdacht, wird von Henkersknechten gepeinigt und verfällt in eine schreckliche, unheilbare Krankheit; eine Feuersbrunst zerstört das Haus, eine Überschwemmung verwüstet die Ländereien. Alles ist schließlich hin — das ist der Lohn für seine Sünden. Hat die Seele nun diese Herzenspein durchgemacht und kann vor Thränen nicht mehr die Augen offen halten, so kommt sie in die Folterkammern, die alle nur den Zweck haben, das Herz, welches zu Lebzeiten des Verstorbenen kein Mitgefühl gekannt hat, möglichst zu peinigen. In der einen Kammer wird es gestochen, in der anderen gezwickt, dann geknetet, gebraten, in Stücke zerschnitten, herausgerissen, von Schlangen angefressen, den Wölfen vorgeworfen u. s. w. —

Der sechsten Gerichtshalle werden alle überwiesen, die sich über Wind und Wetter, Hitze oder Kälte, Regen oder Schnee zu beklagen pflegten, die von den Buddha-Bildsäulen die Vergoldung abkratzten oder ihnen die als Augen dienenden Glasperlen entwendeten, die den Namen der Gottheiten mißbrauchten, beschriebenes Papier zu niederen Zwecken verwendeten, sich nicht des Genusses von Rind- und Hundefleisch enthielten, unzüchtige Schriften kauften und lasen, angesichts des Mondes oder der Sonne schmutziges Wasser ausgossen, Tempel nicht reinfegten oder mit Drachen- und Phönix-Ornamenten bestickte Gewänder trugen.

In den Folterkammern dieser Abteilung werden folgende Strafen ausgeteilt: in der ersten müssen die Sünder auf eisernen Spitzen und Kugeln knieen, in der zweiten stehen sie bis an den Hals im Schmutz, in der dritten wird ihnen auf einer Mühle jeder Tropfen Blut aus dem Körper gequetscht, in der vierten wird ihr Mund mit Zangen aufgerissen und mit Nadeln gestochen, in der fünften werden sie von blutgierigen Ratten angefallen, in der sechsten werden sie in ein Dornennetz geworfen und durch Heuschrecken angenagt, in der siebenten

werden sie von oben nach unten durchgesägt, in der achten werden sie in Mörsern zerstoßen, in der neunten müssen sie Feuer schlucken, in der zehnten werden sie geröstet, in der elften müssen sie widrige Dünste und Gerüche einatmen, in der zwölften werden sie von Ochsen gestoßen und von Pferden geschlagen, in der dreizehnten wird ihr Herz zerkratzt, in der vierzehnten werden ihre Schädel so lange gedreht, bis die Hirnschale abfällt, in der fünfzehnten werden sie von oben nach unten gespalten und in der sechszehnten wird ihnen die Haut abgezogen und dafür ein Überzug aus hartem Stroh umgelegt. —

Fest im Buddhatempel zu Kanton.

Zur siebenten Gerichtshalle werden diejenigen geführt, die durch den Genuß von Mennige unsterblich zu werden versuchten, Kinder stahlen, um sie zu verkaufen, Kleider und Geld aus Särgen raubten, Menschengerippe ausgruben, um daraus Medizinpulver herzustellen oder Porzellanglasur zu bereiten, endlich diejenigen, die ihre weiblichen Kinder ertränkten oder erstickten — alle diese vorbenannten Sünder werden, nachdem sie sämtliche Foltern dieser Abteilung erlitten haben, auch noch der achten Gerichtshalle zur Bestrafung überwiesen — ferner die Lehrer, welche die ihnen anvertrauten Kinder nicht fleißig unterrichtet haben und diejenigen, welche vor Greisen keine Achtung hatten oder durch ihr Geschwätz Unfrieden stifteten.

In der ersten Folterkammer dieser Gerichtshalle werden die Seelen gezwungen, ihr eigenes Blut zu trinken, in der zweiten durchsticht man ihnen die Beine und läßt sie in Feuer braten, in der dritten wird ihnen die Brust aufgeschnitten, in der vierten stopft man ihnen den Mund voll Haare, in der fünften wird ihr Fleisch von Hunden be-

Die erste Gerichtshalle mit Tsin-kuang und dem Lasterspiegel.

nagt, in der sechsten wird ihr Kopf mit schweren Steinen belastet, in der siebenten werden Löcher in ihren Schädel gebohrt, in der achten müssen sie Kröten verschlucken, in der neunten wirft man sie Schweinen zum Fraß vor, in der zehnten werden sie von Raubvögeln zerhackt, in der elften werden sie an den Zehen aufgehängt und geprügelt, in der zwölften reißt man ihnen die Zunge aus und durchbohrt die Kiefer,

in der dreizehnten werden ihnen die Eingeweide herausgerissen, in der vierzehnten werden sie von Mauleseln zerstampft und von Dachsen gebissen, in der fünfzehnten werden ihre Hände durch heiße Bügeleisen verbrannt und in der sechzehnten werden sie in Öl gesiedet. —

In der achten Gerichtshalle kommen solche zur Aburteilung, die ihre Eltern nicht geehrt oder ihnen Kummer und Sorge bereitet haben, die bei dem Begräbnis ihrer Verwandten nicht zugegen waren oder ihre Geschwister gehaßt haben.

Die Strafen werden in folgender Weise ausgeteilt: in der ersten Kammer werden die Seelen an Räder gebunden und von hohen Bergen herabgerollt, in der zweiten werden sie in Kessel eingeschlossen, in denen sie einem langsamen Erstickungstode entgegengehen, in der dritten werden sie in lauter kleine Stücke zerhackt, in der vierten werden ihnen Mund, Nase und Augen zugestopft, in der fünften schneidet man ihnen das Zäpfchen aus dem Halse, in der sechsten werden sie mit dem Kopfe nach unten in Kloaken gesteckt, in der siebenten werden ihnen Hände und Füße abgeschnitten, in der achten bratet man ihre Eingeweide, in der neunten wird das Mark aus ihren Knochen gebrannt, in der zehnten flicht man Knoten in ihre Eingeweide, in der elften wird ihr Inneres ausgebrannt, in der zwölften werden sie ausgeweidet, in der dreizehnten wird ihr Schädel gespalten und das Gehirn Schweinen vorgeworfen, in der vierzehnten reißt man ihnen alle Zähne aus, in der fünfzehnten werden ihnen Nägel in den Kopf getrieben und in der sechzehnten werden sie durch Blitze zerschmettert. —

Der neunten Gerichtshalle werden zumeist nur diejenigen Sünder überwiesen, die verurteilt sind, die Qualen sämtlicher Höllen erleiden zu müssen. Außerdem werden noch die Brandstifter und Giftmischer hierher gebracht, sowie die Verfertiger und Verkäufer unzüchtiger Bücher und Bilder. Die letzteren werden noch zum Abschied, nachdem sie die sechzehn Folterstrafen dieser Abteilung durchgemacht haben, in Öl getaucht und an einer langen Kupferstange geschmort; hierauf werden ihnen Hände und Füße abgeschlagen und das Herz aus dem Leibe gerissen. Sie müssen dann ihr Herz so lange im Munde tragen, bis alle durch ihre Bilder und Schriften Verführte gestorben sind, ihre Höllenstrafe erlitten haben und geläutert wieder auf die Erde gesandt sind.

Die sechzehn Strafen dieser Abteilung sind folgende: in der ersten werden die Sünder geröstet, in der zweiten werden ihnen die Muskeln herausgerissen und die Knochen zerschlagen, in der dritten wird ihre Leber und Herz von Enten gefressen, in der vierten verzehren Hunde

ihre Lungen und Eingeweide, in der fünften werden sie mit erhitztem Öl beträufelt, in der sechsten wird ihnen die Zunge herausgerissen, jeder Zahn ausgeschlagen, der Schädel durch einen eisernen Ring eingeschnürt, in der siebenten wird ihnen das Gehirn herausgenommen und dafür ein Igel eingesetzt, in der achten wird ihr Kopf in glühender Asche geröstet, in der neunten werden sie durch Rindvieh bis zur Unkenntlichkeit herumgeschleift, in der zehnten werden sie auf Gabeln gespießt und unter einer Presse zermalmt, in der elften wird ihr Herz in einer Mühle zermahlen, in der zwölften bringt man sie unter eine Douche mit siedendem Wasser, in der dreizehnten werden sie von Wespen zerstochen, in der vierzehnten durch Ameisen und Stechfliegen gequält, darauf geschmort und schließlich wie nasses Zeug ausgerungen, in der fünfzehnten werden sie durch Skorpione gestochen und endlich in der sechzehnten von Giftschlangen verfolgt. —

Damit hat die eigentliche Qual ihr Ende erreicht, denn in der zehnten Halle wird nur noch festgestellt, in welcher Gestalt die Seele wieder auf der Erde erscheinen soll. Zuerst erhält sie eine Betäubungssuppe, durch welche die Erinnerung an das frühere Erdenleben sowie an die erlittenen Höllenqualen völlig ausgelöscht wird, dann wird sie durch den „Roten Fluß" zur Läuterung getrieben und gelangt schließlich in einen Ventilator, aus dem sie in irgendwelcher menschlicher oder tierischer Gestalt durch sechs verschiedene Ausgänge wieder auf die Erde geblasen wird.

Schwarzkunst und Teufelsspuk.

Diese Höllenqualen sind schrecklich erdacht, und deswegen noch um so entsetzlicher, weil die Folterung nicht etwa im schnellen Tempo erfolgen soll, sondern die chinesische Boshaftigkeit sich an einer rechten Verlängerung derselben weidet. Der Aufenthalt in jeder einzelnen Folterkammer wird auf mehrere Jahre veranschlagt.

Dem gegenüber ist es ein Glück, daß man sich schon zu Lebzeiten ohne allzu große Mühe von den Strafen mehrerer dieser Gerichtshallen loskaufen kann. Zur Vermeidung der achten Gerichtshalle muß man täglich morgens und abends ein kurzes Gebet vor seinem Hausgötzen verrichten; der siebenten entgeht man schon, wenn man sich morgens nüchtern den Mund ausspült und dabei Buddha anruft; der sechsten, wenn man vier Tage im Jahre fastet; der fünften, wenn man einmal im Jahre das Gelöbnis ablegt, derartige Sünden nicht wieder begehen zu wollen. Es bleiben also nur wenige Hallen übrig,

und für diese läßt sich durch gute Worte und entsprechende Geschenke — sofern man nicht ein mit Todesstrafe bedrohtes Verbrechen begangen hat — auch noch die Fürbitte eines eifrigen Priesters erreichen. —

Da sich der Chinese die Luft mit allerhand guten und bösen Geistern, sowie wandernden Seelen erfüllt denkt, aber auch in der Erde und im Wasser geheimnisvolle Einflüsse vermutet, so kann er kein Haus bauen, keinen Begräbnisplatz finden, keinen Brunnen graben, ja nicht einmal einen Baum pflanzen, ohne vorher einen Erdwahrsager um Rat gefragt zu haben. Jeder Chinese hat eine „Glücksader" (Fung-schui) im Erdboden, aber sie muß aufgefunden werden und zweitens muß dafür gesorgt werden, daß sie in keiner Weise unterbrochen werde; außerdem schreitet ein guter Geist in Form eines weißen Tigers auf der Erde, während ein anderer, der die Gestalt eines grünen Drachens hat, durch die Lüfte fliegt; er muß also sorgen, daß diese zu ihm gelangen können.

Um den Drachen anzulocken, stellt man Stangen mit einer Bürste an der Spitze auf, auf welcher der Drache sich niederlassen und dann an der Stange herabrutschen soll. Man findet solche Stangen ebenso auf dem Lande, meist in der Umgebung von Geschäftsläden, wie auf Kähnen. Benutzt der Drache die Stange, so ist das Glück gesichert; es wird „Silber ins Haus regnen" und die Kunden werden einander die Hacken abtreten, weil alles dahin strömt. Das Aufführen hoher Gebäude und das Errichten ungehöriger Stangen hindert aber den Drachen, sich zu nähern, und das trifft nicht nur einen Einzelnen, sondern unter Umständen die Bewohner mehrerer Ortschaften, ja einer ganzen großen Stadt. Deswegen hauptsächlich wird das Anlegen von Telegraphenleitungen und die Errichtung von Kirchen so sehr angefeindet.

Der Tiger wird durch bunt angestrichene Bretter angelockt, die man über der Thür oder unter dem Fenster befestigt; auch stellt man an der Südseite des Hauses gern einen Zuber und einen Besen auf, den ersteren, damit der Tiger sich darin ausruhen könne, den zweiten, um schädliche Geister, welche ihm den Weg verlegen wollen, abzuwehren. Der Tiger geht aber grundsätzlich keine geraden, sondern nur gewundene Wege, doch ist es ihm durchaus nicht gleichgiltig, ob der Weg diesen oder jenen Bogen beschreibt, und es ist daher unbedingt nötig, einen Erdwahrsager zu Rate zu ziehen, um die richtige Krümmung bei der Anlage neuer Wege herauszubekommen. Der Tiger

haßt aber auch alle scharfen Kanten und es ist daher mitunter zweckmäßig, daß man einen Felsen, der zu eckig geformt ist, an seiner Spitze abrundet, oder seinem Fuße durch dagegen geschüttete Steine eine angenehmere Gestalt giebt. Zuweilen stehen ihm auch zu viele Bäume im Wege, oder ein Bach schlängelt sich durch denselben, oder ein Thal ist zu tief oder ein Hügel zu hoch; kurz, der Tiger ist nicht so leicht heranzubekommen, so daß einer abgelegenen Gemeinde schließlich oft nichts anderes übrig bleibt, als eine Pagode zu erbauen, um dadurch den Tiger auf sich aufmerksam zu machen und sein Wohlwollen zu erwerben.

Ein Erdwahrsager.

Die Glücksader wiederum kann aber durch das Graben tiefer Brunnen oder das Bestatten unbekannter Toten gestört werden und dann ist es unbedingt um die fernere Wohlfahrt des Betreffenden geschehen. Wenn er auch noch so reich war, so wird er nunmehr ein armer Bettler. Keines seiner Kinder kann ein Examen bestehen und wenn es auch noch so gut veranlagt wäre, Krankheiten und Seuchen werden bald alle Familienglieder hinraffen, und nichts kann helfen, denn das Glück ist eben unwiederbringlich zerstört, sofern es nicht gelingt, die Ursache der Unterbrechung der Glücksader zu entdecken und zu beseitigen.

Das alte Sprichwort „Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein" findet in folgender Sage vom grünen Drachen seine Bestätigung. Ein reicher Mann, der viele Äcker sein eigen nannte und in herrlichen Palästen wohnte, wollte seine Besitzung noch vergrößern, doch stand ihm hierbei die Hütte eines Armen im Wege. Er bot dem letzteren eine ansehnliche Summe Geldes für das kleine Besitztum, aber obschon der Arme mit Kindern überreich gesegnet war, wollte er sich von der ererbten Scholle nicht trennen, da sich auf derselben das Grab seiner Eltern befand. Darüber erbost ließ der Reiche eine hohe Mauer vor dem Hause des Armen aufführen, so daß die Sonne nicht mehr in dessen Fenster scheinen und das Innere im Winter erwärmen konnte.

Als nun der Arme eines Abends im Mondschein vor seiner Hütte sitzt und sich über die Ungerechtigkeit seines Nachbars grämt, sieht er plötzlich den grünen Drachen durch die Luft schießen, um den Reichen zu besuchen. Die hohe Mauer täuscht ihn aber, er gleitet an ihr herab, jedoch auf das Grundstück des Armen. Der Letztere springt erschreckt auf und will schreien, aber der Drache berührt nur die Erde und erhebt sich sofort wieder in die Lüfte. Von diesem Augenblick an waren Glück und Unglück zwischen den beiden Nachbarn völlig ausgetauscht. Der Arme bemerkt am nächsten Morgen an der Stelle, wo sich der Drache niedergelassen hat, eine kleine Einsenkung, und als er nachgräbt, entdeckt er eine Kiste mit Silberbarren. Noch mit der Bergung seines Schatzes beschäftigt, hört er Klagegeschrei aus dem Palast des Reichen erschallen: der Sohn desselben ist während der Nacht gestorben. Der Arme läßt nun alle seine Knaben studieren; sie kommen allesamt zu Ehren und werden reich, und der Glanz der von ihnen erworbenen Auszeichnungen bestrahlt der Eltern Grab. Der Reiche hingegen stirbt aus Gram über den Verlust seines Sohnes, und der Arme kauft mit dem Geschenk des Drachens dessen Paläste und Ländereien. —

Bei dieser Sachlage sind Wahrsager und Teufelsbeschwörer natürlich selbst in dem kleinsten Dorfe zu finden, und in den größeren Städten sieht man fast in jeder Gasse einen alten weißbärtigen Mann mit gewaltiger Brille hinter einem kleinen Tische sitzen, auf dem Papier, Pinsel und Tusche bereit liegen, um Amulette zu fertigen oder Auskunft über die Zukunft zu geben. Auf einer Tafel ist die Taxe für die einzelnen Fragen vermerkt:

Vorhersagen eines einzelnen Ereignisses	8	Casch
„ „ „ „ mit Sandelholz	16	„
„ der Zukunft	28	„
„ „ „ mit Einzelheiten	50	„
„ „ „ durch Lesen in den Sternen	50	„
Festsetzung des Hochzeitstages	nach Übereinkunft.	

Der Fragende setzt sich vor den Tisch. Verlangt er Auskunft über einen Einzelfall, so erhält er sofort die Antwort auf einem Streifen Papier. Will er dagegen sein Schicksal für einen längeren Zeitraum voraus wissen, so giebt er Jahr, Monat, Tag und Stunde seiner Geburt an; diese schreibt der Wahrsager auf ein Blatt Papier nieder und stellt dann durch Kombination der Zeichen seine Antwort fest.

Jeder kann natürlich Wahrsager werden, aber das Volk vertraut nur einem alten Manne und am meisten einem solchen, der blind ist, da man annimmt, daß derjenige, der von irdischen Dingen wenig oder nichts sieht, um so tiefer in die Zukunft schauen könne.

Da nun der Chinese, wenn es sich um ein für ihn wichtiges Ereignis handelt, gern mehrere Wahrsager befragt, so würde der Schwindel längst an das Tageslicht gekommen sein, wenn nicht gewisse Grundregeln aufgestellt wären und von allen Wahrsagern gleichmäßig beachtet würden. Ein großer Teil der letzteren besteht aus Leuten, die einmal ein Examen zu machen versuchten, aber durchfielen, sie benutzen später die erworbenen Kenntnisse, um sich mit den Grundregeln der Wahrsagekunst vertraut zu machen, wozu ein paar Monate völlig hinreichen, vorausgesetzt, daß der Betreffende über ein einigermaßen gutes Gedächtnis verfügt. Es handelt sich hauptsächlich darum, die Zeichen für die Monate, Jahreszeiten und Stunden zu lernen, und sich einzuprägen, in welchem Verhältnisse jedes einzelne zu den fünf sogenannten Elementen — Gold, Holz, Wasser, Feuer und Erde — steht. Die Geburtsstunde einer jeden Person läßt sich in acht Zeichen niederschreiben, und je nachdem nun in dieser Formel die einzelnen Elemente stärker oder schwächer vertreten sind, ergeben sich ganz bestimmte Resultate, die von jedem „gelernten" Wahrsager gleichmäßig gedeutet werden. Daher stimmen die Auskünfte in dem Grundgedanken stets überein und nur in den Einzelheiten kommen Verschiedenheiten vor, je nachdem der einzelne Wahrsager über mehr oder minder große Geschicklichkeit, Phantasie und Menschenkenntnis verfügt. Derjenige natürlich, dem die letztere am meisten zu Gebote steht, gilt bald als der Weiseste und wird demgemäß auch den größten Zulauf haben.

Auf dem Lande sind es hingegen zumeist alte Frauen, die wahrsagen und — worauf es dort vornehmlich ankommt — den Teufel beschwören. Fast jedes Dorf hat seine Teufelsbeschwörerin, und Fleisch, Eier, Brot und Wein sind es, mit denen man nach ihrer Ansicht am schnellsten den Widersacher zu bannen vermag. Ein kleiner Teil dieser Lebensmittel wird natürlich bei dem Hokuspokus verbrannt oder verschüttet, den größten aber bringt sie für sich und ihre Familie auf die Seite. Augenverdrehen, Händeklatschen und Absingen langer Gebete, die niemand versteht, sind ihre Hauptwaffen. Etwas Weihrauch wird angezündet, eine Kerze angebrannt und auf irgend einem Musikinstrument Lärm gemacht — dann kann die Beschwörung ihren Anfang nehmen. Zuerst wird der Teufel höflichst gebeten, von dannen zu

ziehen, doch nützt das selten. Darauf droht man ihm, aber mit gleich schlechtem Erfolg. Nun wird ein Teil der Speisen geopfert, und er zeigt sich schon gnädiger. Schließlich erklärt er sich bereit, gegen ein größeres Opfer abzuziehen; die Beschwörerin begleitet ihn bis zu einem Kreuzweg, macht dort von neuem ihren Hokuspokus und kehrt schließlich zurück, um die so mühevoll erworbene Belohnung für ihre Dienste einzuheimsen.

An Beschäftigung fehlt es dem männlichen oder weiblichen Teufelbeschwörer und Wahrsager nie. Erkrankt jemand in der Familie oder ein Stück Vieh, so muß sofort der Teufel vertrieben werden, was jedenfalls ein Stück Geld kostet, wenn es auch sonst keinen Nutzen hat. Erhebt sich ein Wirbelsturm und treibt die losen Staubmassen einem Dorfe zu, so giebt es wieder etwas zu verdienen, denn ein böser Geist steckt dahinter, den man am besten durch Aufhängen roter Papierstreifen und Cypressenzweige — natürlich nur unter gewissen Zeremonieen — von seiner Thür abhalten kann.

Ein Teufelsbeschwörer.

Ist etwas gestohlen, so muß der Teufelsbanner in dunkler Nacht kommen, ein Gefäß mit Wasser aufstellen, und aus ihm den Dieb erkennen. Er giebt dann auch ganz genau an, wie der letztere gekleidet war und zu welcher Zeit er den Diebstahl beging; überläßt es dem Bestohlenen aber, aus diesen bescheidenen Kennzeichen das weitere über die Person des Thäters selbst zu ermitteln.

Hat man einen Feind, an dem man sich rächen will, so schneidet der Teufelsbeschwörer dessen Bild aus Papier und versieht es mit den acht Buchstabenzeichen, die dessen Geburtsstunde bezeichnen. Der Geärgerte beschimpft nun das Bild seines Gegners, schlägt es mit einem Stock und thut ihm alle nur erdenkliche Schmach an. Ist er damit fertig, so spricht der Beschwörer eine Zauberformel und sofort empfindet der Feind alle Schläge auf seinem Rücken und die Schimpfworte gellen ihm in die Ohren, auch wenn er tausende von Meilen entfernt wäre.

Will ein Chinese wissen, an welchem Tage er eine Reise antreten, seinen Sohn zur Schule schicken, seine Saat bestellen, seine Hochzeit feiern oder einen Verwandten begraben lassen soll, so muß der Teufelsbanner mit Schildkrötenschalen und Wermutzweigen kommen, um festzustellen, welcher Tag unglückbringend und welcher für das betreffende Unternehmen glücklich ist. Will er einen Brunnen anlegen oder eine Mühle, einen Begräbnisplatz für seine Familie oder eine Anpflanzung, oder will er gar ein neues Haus bauen — immer muß

Eingangsthor eines Buddhistentempels.

der Wahrsager zur Hand sein, um zu berechnen, ob die Lage auch für den Drachen und den Tiger günstig ist und ob nicht etwa gar die Glücksader geschädigt werden könnte. Und dann hat man noch so viele geheime Wünsche, die in Erfüllung gehen sollen, und so viele sichtbare und unsichtbare Feinde, die unschädlich gemacht werden müssen — und da kann wiederum nur der Teufelsbanner durch Amulette helfen. Man sieht, daß das Beschwören in China ein recht einträgliches Geschäft ist; es giebt in Hülle und Fülle zu thun und die ganzen Auslagen beschränken sich auf ein wenig rotes Papier, einen Schreibpinsel und etwas Tusche — alles andere müssen die Kunden liefern!

Götter und Götzen.

Die Zahl der Götter und Götzen ist in China geradezu unendlich. Neben den allgemein anerkannten Göttern hat jeder Fluß, jeder Berg, jede Stadt, ja sogar jedes Haus seinen eigenen Götzen.

Teilweise sind die Gottheiten, wie einst die Halbgötter des altgriechischen Sagenkreises entstanden. Es waren ursprünglich gewöhnliche Sterbliche, die durch außerordentliche Thaten die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen auf sich lenkten und denen man zum Dank Altäre errichtete. Die Sage spann geschäftig ihre Fäden weiter, das Ansehen der Toten mehrte sich, einzelne begannen sie zu verehren, bis schließlich das ganze Volk sie als Gottheiten betrachtete. Der Kaiser hat ohne weiteres das Recht, Leute, die sich ausgezeichnet haben, zu Göttern zu erheben; einzelne werden vergessen, andere steigen dagegen im Laufe der Zeiten in Ansehen und Rang.

Die große Mehrheit der allgemein anerkannten Gottheiten ist aber aus der Beobachtung der Natur entstanden, d. h. man betrachtet die Himmelskörper und die Naturerscheinungen wegen ihrer Beweglichkeit als göttliche Wesen. Wir haben ja bereits gesehen, daß in Peking Sonne, Mond und Erde ihre eigenen Tempel haben und daß der Kaiser in jedem derselben zu bestimmten Zeiten seine Andacht verrichtet.

Nach der allgemeinen Annahme hat die Erde die Gestalt eines viereckigen Würfels, um den sich der Himmel dreht, den man als eine dünne, mit Sternen besetzte Glocke sich denkt. Die Sonne geht in die Erde unter und kommt am nächsten Morgen an der anderen Seite wieder hervor, der Mond dagegen verschwindet im Ozean und taucht auch wieder aus ihm empor. Tritt eine Mondfinsternis ein, so meint man, daß ein entsetzlich großer Hund ihn verschlingen wolle, und das Volk glaubt, das Ungetüm durch unaufhörliches Trommeln und sonstiges Lärmmachen verscheuchen zu sollen. Erdbeben entstehen durch Explosionen von Schwefel im Herzen der Erde; der Regenbogen bildet sich aus dem Atem einer ungeheuren Auster, die mitten im Meere lebt, und eine Sonnenfinsternis ist eine besondere Warnung für den Kaiser und seine Familie. Man spricht von der „Großmutter Erde“ und dem „alten Mann Himmel“; man betrachtet sie als etwas Zusammengehöriges, als eine Art Ehepaar; wenn man zu dem einen betet, so hat auch der andere seinen Anteil daran, und wenn man den Geburtstag des einen feiert, so schließt dies auch ein Fest für den anderen ein.

Am eigenartigsten ist die Auffassung von Donner und Blitz, die man sich ebenfalls als ein Ehepaar vorstellt. Das Blitzweib trägt dampfloses Feuer in einem großen Sack bei sich, und je öfter sie ihn öffnet, um so schneller folgen die Blitze einander. Ihr Gatte, der Donnergott, folgt ihr und bringt auf einem großen Rade, das mit trommelartigen Fäßchen versehen ist, das nötige Geräusch hervor. Mitunter ereignet es sich aber auch, daß sich beide gezankt haben und der Herr Gemahl seine Gattin allein ausgehen läßt; dann schleudert sie zwar auch ihr Blitze, aber es entsteht eben nur „Wetterleuchten" ohne nachfolgenden Donner. Der Blitz thut keinen Schaden, sondern die Menschen werden vom Donner, in dem sich Donnerkeile befinden, erschlagen.

Wer sich nichts vorzuwerfen hat, braucht auch den Donner nicht zu fürchten, denn der Himmel bestraft nur die, die es verdient haben. In erster Reihe verfallen ihm Räuber, Mörder, Diebe, Kinder, welche den Vater geschlagen oder der Mutter geflucht haben, Brandstifter, Weiberentführer und ähnliche Bösewichter. Doch kommt es auch vor, daß längst verübte Verbrechen erst an Kindern oder Kindeskindern bestraft werden, so daß man nicht immer sagen kann, daß der Erschlagene selbst ein Verbrecher war. Der gewöhnliche Mann kann das aber nicht entscheiden und wird daher keinesfalls die Leiche anrühren oder bestatten. Nur ein Priester vermag darüber Auskunft zu geben, denn an den Leibern der Erschlagenen bleiben rote Zeichen zurück, die in einer nicht zu entziffernden Schrift die Schandthaten des Getöteten oder den Grund seines Todes angeben. Durch den Donner-Tod wird dem Erschlagenen Fleisch, Mark und Gebein genommen, es bleibt nur die leere Haut mit den Schriftzeichen übrig. Die Keile des Donnergottes verfehlen nie ihr Ziel; treffen sie keinen Bösewicht, so erschlagen sie irgend ein wildes Tier, das der Menschheit zum Schaden gereicht.

Bei dem Regen wirken ebenfalls zwei Gottheiten. Der eine, ein Jüngling, hat die Aufgabe, mit einem Wedel aus Pferdehaaren die Wolken zusammenzutreiben. Ist das geschehen, so kommt der Regengott, der inzwischen mit einem Maßstock die zu beregnende Fläche genau festgestellt hat, packt die Wolken in ein großes Sieb und schüttelt es so lange, bis der Inhalt in Tropfenform auf die Erde gefallen ist.

Der Hagel steht hingegen wieder unter Aufsicht eines besonderen Hagelgottes. Dieser ist ein strafender Gott und schüttet die Hagelkörner nur über die Grundstücke und Ernten solcher Menschen aus, die durch böse Handlungen die göttliche Strafe verdient haben.

Dann giebt es eine große Anzahl Wassergötter. Der oberste von ihnen ist Liung-uang, der Drachenkönig, dessen Herrschaft sich über alle Flüsse und Seen der Erde erstreckt. Er ist es, der alle Überschwemmungen und Wassernöte herbeiführt und dem fast an allen Flußufern Tempel errichtet sind. Daneben hat aber fast jedes Gewässer noch seine eigene Gottheit, und unter diesen ist Te-uang, der Gott des Gelben Flusses, einer der wichtigsten. Ein altes Sprichwort sagt: so lange ich noch nicht an den Gelben Fluß brauche, so lange habe ich immer Mut.

Zu Zeiten des Kaisers Kanghi lebte ein Großmandarin, namens Ho-schenn, der der Liebling des Fürsten war und von ihm in die geheimsten Pläne eingeweiht wurde. Ho-schenn wurde dadurch allmälig so stolz und anmaßend, daß er sogar die Dankbarkeit gegen seinen Herrn vergaß und im Geheimen danach strebte, die Kaiserwürde an sich selbst zu reißen. Als das dem Kaiser hinterbracht wurde, ließ er den Mandarin nebst dessen ganzer Familie hinrichten und die Leichen in den Gelben Fluß werfen, aber der Geist des Großmandarin konnte nicht zur Ruhe kommen. Er trübte das bisher so klare Wasser, daß es lehmig wurde, er beschleunigte den Lauf des Flusses, daß er für die Schiffahrt und die Fährbote gefährlich wurde, er zerriß die Ufer und vernichtete Land und Leute — alles nur aus Haß gegen den Kaiser. Dieser versuchte, den Geist seines ehemaligen Großwürdenträgers dadurch zu beschwichtigen, daß er ihm göttliche Ehren erwies, und das Volk baute ihm allenthalben Tempel, aber der turbulente Geist ist immer nur für eine kurze Zeit zu beruhigen, dann fällt es ihm wieder ein, Dämme zu durchbrechen und den Flußlauf in andere Bahnen zu drängen, bis neue Opfer und Ehrenbezeugungen ihn besänftigen.

Ferner giebt es eine große Anzahl von Gottheiten, die etwa den Nothelfern der katholischen Kirche entsprechen. Da giebt es einen Gott der Fruchtbarkeit, der gewöhnlich mit drei Köpfen und sechs Armen dargestellt wird, und den man als den Erzeuger des Lebens verehrt. Namentlich Frauen, denen es an Kindersegen gebricht, lenken ihre Schritte hierher. In anderen Landesteilen ist es wieder die „Großmutter", Lao-ne-ne, die in diesem speziellen Falle angerufen wird und die man als eine alte Frau, die von einer ganzen Kinderschar umringt ist, darzustellen pflegt.

Wird ein Pferd krank oder ist ein solches gestohlen, so nimmt man seine Zuflucht zum „Pferde-König"; hat man irgend einen anderen

Verlust erlitten, so wendet man sich an das „Tausend-Meilen-Auge", dem kein Frevel entgeht und geschehe er am entgegengesetzten Ende der Erde; ist üble Nachrede verbreitet worden, so helfen die „Günstigen Wind-Ohren", die alles hören, was auf der Welt vor sich geht. Kurz, es giebt für alle Lebenslagen, alle Krankheiten, alle Zufälle Gottheiten, die man um Rat und Hilfe anflehen kann, aber ihre Zahl, ihre Gestalt, ihr Name ist unendlich, denn in jedem Distrikt werden besondere Gottheiten bevorzugt.

Das rührt zum großen Teil daher, daß die Götzenbilder nicht aus hartem Stein oder aus Metall hergestellt werden, sondern im

Tempel der „Großmutter" in Taischan.

nördlichen China meist aus einfachem Lehm, im südlichen aus knorrigem Holz. Auch die Götterstatuen der Griechen hatten durchaus nicht immer dieselbe Gestalt, sondern sie änderten sich mit der wachsenden Geschicklichkeit der Bildhauer. Die chinesische Gottheit wird von irgend einem Töpfer auf gut Glück und nach seinem eigenen Geschmack aus Lehm geknetet und dann dick mit grellen Farben angestrichen. Nach einiger Zeit wird das Dach des Tempels undicht und der Regen wäscht zunächst die Farbe ab, dann verändert er das Aussehen des Gesichtes und der äußeren Formen, endlich fällt ein Arm oder ein Bein oder womöglich der Kopf ab, und die spätere Generation sieht ein Götzenbild vor sich, das mit dem ursprünglichen nicht die geringste

Ähnlichkeit hat. Meist wird das Bildwerk dann völlig vergessen; traut man ihm aber besondere Kraft zu, so wird es nachgebildet, erhält also eine völlig veränderte Gestalt, meist auch zur Unterscheidung einen neuen Namen, und die Sage knüpft dann neue Märchen und Erzählungen an die alte, mißverstandene Götzengestalt.

Noch planloser erfolgt aber die Herstellung der kleinen Hausgötzen, von denen fast jedes chinesische Haus und jeder Kahn einen aufzuweisen hat. Diese werden auf Vorrat angefertigt; der Bildschnitzer richtet sich nach den Ästen und Wurzeln des Holzes und schafft unter Benutzung derselben irgend eine bizarre männliche oder weibliche, sitzende, stehende oder hockende Figur; der Töpfer hingegen strengt sein Gehirn an, um irgend eine neue Figur mit recht verrenkten Gliedern, möglichst verzerrtem Gesicht und in denkbar verschrobenster Stellung zu ersinnen.

Der junge Hausvater, der eben sein neues Heim begründet hat, lenkt seine Schritte zu einem solchen Handwerker hin und sucht sich unter den vorrätigen Figuren diejenige aus, die seinem Geschmack am besten zusagt. Bis zu diesem Augenblick war die Figur nichts als eine Thonpuppe, jetzt wird sie durch den Ankauf zum Götzen erhoben. Der Käufer stellt sie auf einen kleinen Altar hin, verrichtet vor ihr seine Gebete, brennt vor ihr Weihrauch ab und vertraut ihr seine innersten Geheimnisse an. Sie wird für ihn und seine Frau in kurzer Zeit der alles leitende Hausgott und die Kinder lernen sie überhaupt nur in dieser Eigenschaft kennen. Erfüllt der Götze nun allerdings nicht die Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt hat, will das Glück nicht einkehren und das Haus hat fortgesetzt unter Not und Krankheit zu leiden, so wird er abgesetzt, d. h. zertrümmert und ein neues Götzenbild angekauft und an seine Stelle gesetzt. Das passiert aber nicht nur Hausgötzen, sondern auch größere Götzenbilder können, wenn sie sich als nutzlos erwiesen haben, mit Bambushieben bestraft oder aus ihrem Tempel hinausgeworfen werden. Der Chinese verlangt eben für seine Gebete und Opfer auch die entsprechende Belohnung — sonst wird er Atheist!

Die christliche Missionsthätigkeit.

Da in China keine eigentliche Staatsreligion vorhanden ist und in Bezug auf Neuschaffung von Gottheiten der denkbarste Liberalismus herrscht, so hat man fremden Religionen auch nie besondere Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Ist es zu solchen gekommen, so sind fast

immer politische oder andere Gründe die eigentliche Veranlassung gewesen.

Man kann bei den Bildschnitzern und in den Kuriositätenläden Südchinas oft genug Götzenbilder sehen, bei deren Anfertigung dem Bildner sicherlich ein Madonnenbild oder die Figur eines katholischen Heiligen in der Erinnerung vorgeschwebt hat. Wenn ein Buddhist eine solche Figur auf seinen Hausaltar setzt, warum sollte er es wohl einem Christen übelnehmen, einer ähnlichen seine Verehrung darzubringen? Ist doch für ihn der wichtigste Unterschied eigentlich nur der verschiedene Name! Hat man doch auch den Mohamedanismus ruhig so lange gewähren lassen, bis sich die Anhänger desselben zu einer politischen Gemeinschaft zusammenschlossen.

Das Christentum muß sehr früh in China Eingang gefunden haben oder doch wenigstens geduldet worden sein. In Kiang-si befindet sich noch ein eisernes Andreaskreuz, das den Namen des Kaisers Suin-u trägt, der um 230 regierte. Es ist in der Großen Königspagode aufgestellt, gilt bei den Chinesen als wunderthätig und man opfert ihm Weihrauch und Kerzen.

Im sechsten und siebenten Jahrhundert wurden sehr viele Chinesen zum Christentum bekehrt. Allerdings ging diese Bewegung nicht von der anerkannten katholischen Kirche, sondern von der Sekte der Nestorianer aus, aber das ändert an der Hauptsache nichts. Von der berühmten Steinplatte in Singnanfu, die aus dieser Zeit stammt, haben wir schon auf S. 127 ausführlich berichtet.

Dann hat augenscheinlich die Ausbreitung des Islam in Asien dem Christentum großen Schaden zugefügt, und erst unter Papst Innocenz IV. (1243—1254) begannen neue Missionsversuche, der sich auch die damaligen Kaiser der Mongolen-Dynastie keineswegs feindlich gegenüberstellten. Ein Franziskaner aus Monte Casino drang bis Khanbalik vor und ihm kam bald ein Mönch aus Köln, namens Arnold, zu Hilfe. Im Jahre 1307 konnten schon sieben christliche Bistümer in China errichtet werden, und die Zahl der Missionare und getauften Christen wuchs rasch.

Ein vollständiger Umschlag trat aber ein, als 1368 der erste Kaiser der Ming-Dynastie den Thron bestieg, und das war auch deswegen nicht so wunderbar, weil dieser Kaiser selbst ein buddhistischer Mönch gewesen war. Sein eigentlicher Name war Tschujuant-schang; er war der Sohn armer Bauersleute und als diese starben, siebzehn Jahre alt, in ein Kloster getreten. Dann kam der von Kwoh-Tsening

angezettelte Aufstand, und der junge Mönch lief aus dem Kloster, schloß sich den Insurgenten an und wurde Soldat. Er stieg von Rang zu Rang, ernannte sich selbst zum Herzog von Wu und wurde, da Kwoh-Tsening inzwischen gestorben war, zum Kaiser ausgerufen. Daß ein solcher Mann, der zugleich Mönch und Feldherr, Rebell und Kaiser war, in dem sich so schnell ausbreitenden Christentum eine der

Götzenbilder aus knorrigem Holz geschnitzt.

Regierung unter Umständen gefährlich werden könnende Macht erkannte, liegt auf der Hand, und er rottete es mit Stumpf und Stiel aus. Eine Abteilung von achtzig Priestern, die i. J. 1370 von Europa nach China gesandt wurde, verschwand spurlos.

Erst mehr als zwei Jahrhunderte später wurde von den Jesuiten ein neuer Versuch gemacht, das Christentum einzubürgern, und zwar wurde Macao, wo die Portugiesen 1557 festen Fuß gefaßt hatten,

Eine christliche Missions-Station.

zur Operationsbasis ausersehen. Ein Jesuit, namens Ruggieri, ein sehr geschickter Mann, mußte sich den portugiesischen Kaufleuten, die alljährlich einmal von Macao nach Kanton gingen, anschließen, um zunächst das Terrain zu sondieren. Erst nach Jahren wagte er, dem Vizekönig die Bitte vorzutragen, ihm und seinem Kollegen Ricci zu gestatten, drei Jahre im Lande bleiben zu dürfen, um Sprache, Sitten und Gebräuche kennen zu lernen. Der Vizekönig hatte nichts dagegen, und die Jesuiten hüteten sich natürlich, mit ihrer eigentlichen Absicht sofort vorzutreten. Erst nach sechszehn Jahren kamen sie einen beträchtlichen Schritt vorwärts, und zwar durch einen Zufall. Sie hatten verschiedene Reisen in das Innere unternommen, um Proselyten zu machen, waren aber auf einer solchen in das Gefängnis geworfen worden und man hatte ihnen ihr gesamtes Gepäck abgenommen. Unter diesem befand sich eine Schlaguhr, ein so wunderbares Ding in den Augen der Chinesen, daß man nicht zögerte, dieselbe durch einen Boten dem Kaiser zuzusenden. Dieser wollte den Mann kennen lernen, der ein solches Wunderwerk angefertigt hatte, und auf diese Weise gelangte Ricci 1600 nach Peking.

Adam Schall.

Allerdings galt es noch, mancherlei und teilweise recht schwere Stürme zu bestehen, aber man hatte wenigstens am Kaiserhofe Fuß gefaßt und hielt sich auch mit Glück und Geschick. Einer der hervorragendsten Jesuiten war der aus Köln stammende Adam Schall, dessen Namen wir bereits bei der Beschreibung des Pekinger Observatoriums genannt haben. Wie dieser Mann es verstanden hat, am

Hofe des letzten Ming-Kaisers eine hervorragende Rolle zu spielen und dann der Vertraute des ersten Mandschu-Kaisers zu werden, ist fast unbegreiflich.

Als die Revolution in Peking 1643 ausgebrochen war, war Schall es, der Kanonen für das kaiserliche Heer goß. Wahrscheinlich hätte man sich gegen die Aufständischen halten können, wenn nicht die kaiserlichen Feldherren mit diesen gemeinsame Sache gemacht hätten. Die Rebellen wüteten toll in Peking, aber sie verschonten Schall und die Seinigen. Dann erstürmten die Mandschu Peking und wiederum wurde Schall kein Haar gekrümmt; ja die neue Regierung nahm ausdrücklich die Missionare unter ihren Schutz. Und es dauerte gar nicht lange, da war Schall der vertrauteste Freund und Ratgeber des neuen Tataren-Kaisers Tschisutschang.

Dieser selbst trat zwar nicht zum Christentum über, ernannte aber, als er nach achtzehnjähriger Regierung starb, Schall zum Erzieher seines Sohnes und Thronerben, des nachherigen Kaisers Kanghi. Da dieser zunächst noch unmündig war, so ging es im Reiche eine Zeit lang wild her. Schall wurde von den Reichsverwesern ins Gefängnis geworfen und wäre auch hingerichtet worden, wenn nicht die Kaiserin-Witwe energisch ihre Unterschrift unter das Todesurteil verweigert und ihm wieder zur Freiheit verholfen hätte. Doch war Schall schon hochbetagt und starb bald darauf.

Sein Nachfolger war der Jesuit Verbiest, ein geborener Belgier. Er machte sich bei Kanghi, der inzwischen die Zügel der Regierung selbst ergriffen hatte, besonders dadurch beliebt, daß er ihm Kanonen goß und einen Kalender auf zweitausend Jahre mit sämtlichen Mondfinsternissen berechnete. Der Kaiser gestattete zum Dank, daß eine ganze Anzahl Jesuiten, Dominikaner, Franziskaner, Augustiner und andere Priester, die aber fast sämtlich aus Frankreich stammten, nach China kommen und ungestört das Christentum predigen durften.

Das war ein augenblicklicher Triumph für Verbiest, aber er hatte gleichzeitig der Mission den Todesstoß versetzt. Was Italiener und Deutsche in hundertjähriger Arbeit mit Mühe und vom Glück außerordentlich begünstigt erreicht hatten, machten die Franzosen in kurzer Zeit zunichte. Zunächst allerdings schienen sie ganz außerordentliche Erfolge zu erzielen. Verbiest starb schon 1688 und die französischen Jesuiten Gerbillon und Bouvill traten an seine Stelle. Sie hatten das große Glück, den Kaiser, der an Malariafieber erkrankte, durch ein Stückchen Chinarinde schnell gesund zu machen, und dessen Dank-

barkeit kannte nun keine Grenzen mehr. Erst schenkte er ihnen, gleichsam als Honorar, Goldbarren im Werte von etwa 200000 Franks, dann räumte er ihnen ein herrliches großes Haus ein, damit sie es in eine christliche Kirche umbauen könnten, darauf gestattete er ihnen, weitere französische Missionare kommen zu lassen und schließlich schenkte er ihnen nicht nur einen neuen Platz zum Bau einer wesentlich größeren Kirche, sondern ließ auch das Gebäude auf eigene Kosten aufführen. Diese neue Kirche wurde am 9. Dezember 1703 in Gegenwart von 12000 zum Christentum übergetretenen Chinesen eingeweiht; zwei Jahre später zählte die Pekinger christliche Gemeinde schon über 50000 Seelen und auch in den Provinzen entwickelte sich das Missionswerk mit Riesenschritten.

Dann kam der Rückschlag! Die älteren Jesuiten hatten — wie auch einst die Heidenapostel in Deutschland — eingesehen, daß das Bekehrungswerk viel leichter sei, wenn man gewisse, althergebrachte Anschauungen und Gebräuche dulde, sofern sie nur nicht direkt abergläubisch oder heidnisch seien. Die Angehörigen der anderen, strengeren Orden, die durch Verbiest und die französischen Jesuiten herangezogen waren, hielten diese „Zugeständnisse" aber für unangemessen und unterbreiteten die Frage dem hl. Stuhle, indem sie auf die große Zahl der bereits zum Christentum Übergetretenen pochten. Dies blendete auch das Konsistorium in Rom und man entschied die Frage zu Gunsten der französischen Heißsporne. Dadurch geriet das ganze Gebäude ins Schwanken. Die Bekehrten wurden mißmutig, neue Proselyten waren nicht mehr zu gewinnen, und wenn der Kaiser selbst auch nichts direkt gegen das Missionswesen unternahm, so war sein Eifer für dasselbe abgekühlt, und er fand es nicht mehr für angemessen, dasselbe noch weiter zu unterstützen. Es mochte hinzukommen, daß die europäischen Nationen immer weiter in Asien Fuß zu fassen versuchten, daß man die Missionare im Verdachte hatte, politische Agenten zu sein und daß die den Chinesen unverständliche Schwenkung in Religionssachen diesen Argwohn nur vermehren mußte.

Kanghi starb 1723 und sein Nachfolger ging sofort energisch gegen die Missionen vor. Da sich eine beträchtliche Anzahl bekehrter Chinesen in Peking befand, gestattete er, daß dort eine Anzahl von Missionaren bleiben dürfte, alle anderen im Lande thätigen Geistlichen sollten aber nach Macao zurückgesandt und die Kirchen und Kirchengüter eingezogen werden.

Vielleicht wären unter Khianlung, der 1736 den Thron bestieg, die Verhältnisse für die christliche Kirche bessere geworden, zumal in

Rom gewichtige Stimmen dafür eintraten, daß man bei dem Bekehrungswerk in China weniger schroff auftreten solle. Leider wurde man aber durch neu eingeforderte Berichte irre geleitet und 1742 erließ Benedikt XIV. eine Bulle, worin jede Rücksichtnahme auf ältere Gewohnheiten verworfen und jeder Missionar angehalten wurde, einen feierlichen Eid zu leisten, Gebräuche, die nicht von der christlichen Religion vorgeschrieben seien, unter keinen Umständen zu dulden. Die nächste Folge waren ausgedehnte Christenverfolgungen in den Provinzen, bei

Katholische Kirche San Salvator in Peking.

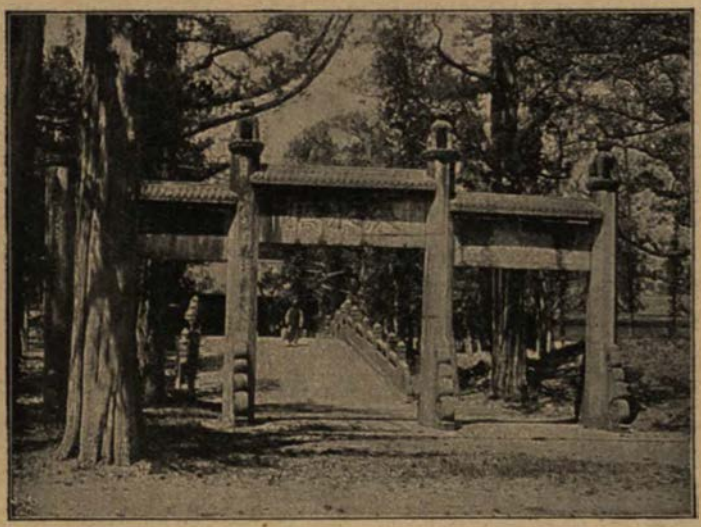
welchen viele Missionare ihr Leben einbüßten; besonders umfangreich waren sie in den Jahren 1746—1748.

In dem Jahre 1773 trat noch ein schwerer Schlag hinzu: der Jesuitenorden wurde aufgehoben. Dies war für China um so bedeutungsvoller, weil die Pekinger Missionare, die Jesuiten Attiret und Castiglione, gerade den Kaiser günstiger gestimmt und von ihm 75000 Franks zum Wiederaufbau ihrer abgebrannten Kirche erhalten hatten.

Französische Lazaristen nahmen den Platz der Jesuiten ein, aber bald brach in Frankreich die Revolution aus: die Klöster und Seminare wurden aufgehoben und die bisher von dort ziemlich reich geflossenen Unterstützungsgelder hörten völlig auf. Fast zur selben Zeit

dankte der Kaiser ab, und sein ziemlich despotischer und grausamer fünfter Sohn Kiakhing bestieg den Thron. Dieser ließ die Pekinger Missionare unangefochten, schärfte aber das von seinen Vorgängern erlassene Edikt, wonach in den Provinzen die Thätigkeit christlicher Missionare verboten war, von neuem ein.

Das gab bereits zu verschiedenen Verfolgungen Anlaß. Als aber 1805 eine Karte aufgefangen wurde, die ein französischer Franziskanermönch angefertigt hatte und nach Rom schicken wollte zur besseren und leichteren Regelung der christlichen Grenzbezirke, da zweifelten die Chinesen nicht mehr daran, daß die ganze Mission keinen weiteren Zweck



Brücke und Cypressen-Allee vor dem Konfuziusgrabe.

habe, als das Land den europäischen Mächten in die Hände zu spielen. Im französischen Missionshaus zu Peking wurde strenge Nachforschung gehalten, die Bücher, deren Inhalt man nicht verstand, wurden verbrannt, viele Christen wurden verhaftet und gefoltert, Missionare, die trotz des Verbotes noch allenthalben im geheimen thätig waren, wurden ins Gefängnis geworfen, die einheimischen Christen, die ihnen Unterschlupf gewährt oder sie unterstützt hatten, wurden hingerichtet; kurz, in dem Zeitraume von 1805—1811 wurde so ziemlich mit den europäischen Missionen aufgeräumt, und nur in Peking sollten auch fernerhin vier Missionare thätig bleiben dürfen.

Obschon infolge der Opium-Streitigkeiten, die 1828 ihren Anfang nahmen, das Verhältnis zwischen Europäern und Chinesen sich immer mehr zuspitzte, waren 1839 doch schon wieder gegen hundert Missionare männlicher und weiblicher Orden, die letzteren meist Vincentinerinnen, Karmeliterinnen und Franziskanerinnen, im geheimen thätig, und es war daher eigentlich kein Wunder, daß einer derselben, Perboyre, der sich allzu offen zeigte, 1840 ergriffen und grausam erdrosselt wurde. Vier Jahre später erlangte Frankreich, als Schutzmacht der Christen, einen Toleranzvertrag, doch kümmerte sich die Volksleidenschaft nicht viel darum, und bis zum Jahre 1856 mußten noch verschiedene Missionare, weit mehr aber eingeborene Christen, ihren Glaubenseifer mit dem Leben bezahlen. Im Jahre 1870 erfolgte das Blutbad von Tientsin, das wir bei der Beschreibung dieser Stadt schon eingehend geschildert haben.

In der Provinz Schantung war die erste Missionsstation vor mehr als zweihundert Jahren errichtet worden; ein deutsches Missionshaus wurde 1874 eröffnet. Es stand zunächst wie alle christlichen Gebäude in China unter französischem Schutz; da sich dieser aber als sehr wenig wirksam erwies, stellte sich Missionsbischof J. B. von Anzer 1890 mit päpstlicher Genehmigung unter deutschen Schutz. Dieser Schritt war von größter Bedeutung. Dem energischen Eintreten des deutschen Gesandten gelang es, der deutschen Mission freie Bahn zu schaffen und sie durfte sogar in Jentschoufou, der Hauptstadt Süd-Schantungs und dem Geburtsort des Konfuzius, eine Niederlassung errichten. Leider erforderte das Jahr 1897 das Leben zweier deutschen Missionare, Nies und Henle, die der „Sekte vom langen Messer" zum Opfer fielen, aber wiederum verfehlte das kräftige Eingreifen Deutschlands nicht seine Wirkung.

Man hat die Missionsthätigkeit in China vielfach getadelt. Wir haben bereits gesehen, daß der französische Übereifer viel geschadet hat, aber das ist es nicht allein, sondern unter den Missionaren scheinen sich auch Elemente zu befinden, die durch ihre Thätigkeit das Ansehen und den Ruf des Christentums nur in schlechtes Licht bringen können. Der französische Reisende Rousset erzählt darüber folgendes:

Als wir in dem Städtchen Pe-yang-tschen anlangten, wurden wir von der Bevölkerung in so neugieriger Art belästigt, wie uns dies auf unserer ganzen Reise noch nicht passiert war. Die Sache klärte sich nachher in folgender Weise auf: Zwei oder drei Tage vorher war durch denselben Ort ein Reisender gekommen, dessen ganzes Auftreten

die Neugier der Bevölkerung erregen mußte. Er war nach europäischer Art gekleidet und ihm folgten zwei Wagen, die mit kleinen Druckwerken in chinesischer Sprache vollgepropft waren. An jedem Orte, wo er Halt machte, wartete er, bis sich die durch das ungewohnte Schauspiel angelockte Menge recht zahlreich um ihn versammelt hatte, dann begann er plötzlich einen kleinen Vortrag über die Vorzüge der Religion von Ye-Sou (Jesus) und bot schließlich die Heftchen, die er mit sich führte, zum Kauf an. Der Preis derselben war übrigens billig: er hatte zwei Sorten, die größeren kosteten 65, die kleineren nur 20 Casch das Stück. Es war ein protestantischer Missionar, und die Broschüren, die er von Dorf zu Dorf anbot, waren Auszüge aus der Bibel in chinesischer Übersetzung. Man kann sich denken, welchen sonderbaren Eindruck diese reklamehafte Agitation nach amerikanischem Muster auf die Bevölkerung eines kleinen chinesischen Dorfes hervorbringen mußte; geht es doch schon uns über den Strich, wenn ein Missionar nach Art der Jahrmarkts-Hausierer Teile der hl. Schrift in derselben Weise wie Patentbleistifte oder Parfüm ausschreit. Vermutlich versprechen sich einige Missionare Erfolg von solchem Auftreten, aber mir scheint diese Annahme sehr illusorisch, denn wenn auch die Einwohner nicht das Gebahren vergessen und uns nur in der Erwartung belagert hatten, daß wir auch eine kleine Rede loslassen würden, so konnte man mir trotz aller Mühe doch nicht ein einziges Exemplar der Büchelchen zeigen, die der Herr Bibelreisende kurz vorher mit so viel Lärm an den Mann gebracht hatte. —

Man berechnet die Zahl der jetzt in China thätigen Missionare auf 1100, diejenige der zum Christentum Bekehrten auf nahezu eine Million. Das ist ja eine immerhin recht beträchtliche Anzahl, aber sie gleicht doch nur einem Tropfen im Meere, wenn man bedenkt, daß China über 400 Millionen Einwohner hat, daß man vor zweihundert Jahren dort schon 50 000, vor hundert Jahren etwa 300 000 Christen zählte. Allerdings waren die Zeitverhältnisse wenig günstig, aber sie erscheinen auch für die Zukunft nicht rosiger. In den Distrikten, die direkt unter fremder Herrschaft stehen, wird das Missionswerk zweifellos wesentliche Fortschritte machen, aber darüber hinaus wird die Arbeit immer wieder Störungen erleiden und schwere Enttäuschungen mit sich bringen.

Das Beamtentum.

Die Stufenleiter.

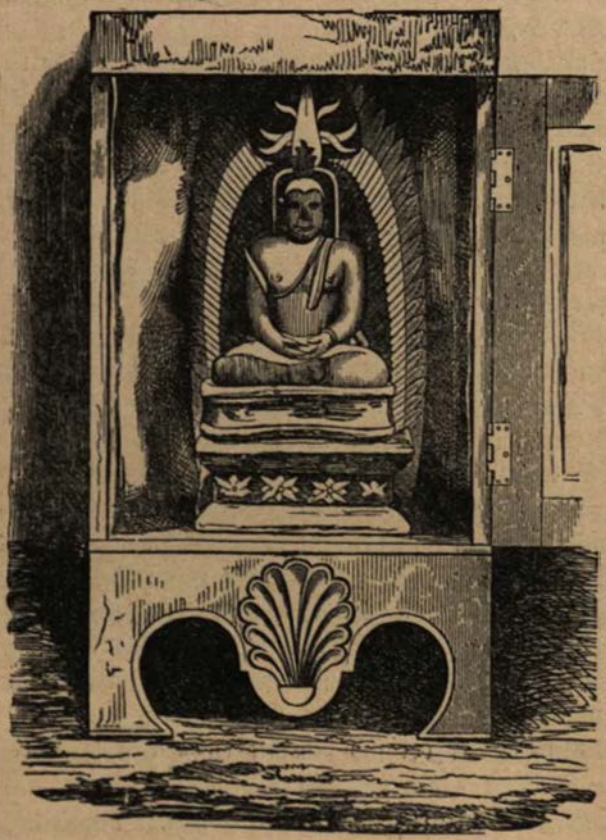
In China unterscheidet man vier Rangklassen:

Gelehrte,
Ackerbauer,
Handwerker,
Kaufleute.

Die beiden ersteren sind die geachteten und geehrten, sie gelten als die Aristokratie des Geistes und der Arbeit; die dritte findet ihren hauptsächlichsten Halt in ihrem eigenen Korpsgeist und dem Zusammenhalten in Innungen; der vierten werden gerade noch bürgerliche Ehrenrechte zugestanden — sie stehen also einen Grad höher als Schiffer, Fischer, Barbiere und ähnliche Hantierungen, die als unehrenhaft gelten und zu der eigentlichen Gemeinschaft des Volkes überhaupt nicht gezählt werden.

Das wird Manchem sehr wunderbar erscheinen und doch haben sich auch in Europa die Verhältnisse in gleicher Stufenfolge gebildet und sind erst in neuerer Zeit umgestaltet worden. In der Frühzeit des Mittelalters spielten außer den Fürsten nur die Geistlichen eine Rolle, sie waren damals die ausschließlichen Träger der Kultur. Um die Mitte jenes Zeitalters begann der Bodenwert zu steigen und aus den ansässigen Bauern wurden Herren, Ritter und Fürsten, die Ahnherren der großen Masse unseres heutigen Adels. In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters begannen die Handwerker, indem sie sich zu Zünften zusammenschlossen, in den Städten das Regiment zu führen. Die Anfänge des Kaufmannstandes datieren hingegen erst von der Entdeckung Amerikas; seine Bedeutung beruhte Jahrhunderte lang nicht im Lande selbst, sondern in der Einführung fremdländischer Erzeugnisse, und erst das neunzehnte Jahrhundert hat auch dem inländischen Kaufmann, dem Krämer, ein gewisses Ansehen verschafft.

Eins zeichnet nun alle Stände Chinas gleichmäßig aus, nämlich der Fleiß, und wenn ja schon bei uns das Leben für die meisten mit harter Arbeit und reichlicher Sorge verknüpft ist, so zwingt die Übervölkerung Chinas den einzelnen dort zu einer noch weit größeren Anspannung seiner Kräfte. Der Bauer müßte verhungern, wenn er



Ein Schrein mit dem Bilde Buddhas.

das schmale ihm gehörende Besitztum nicht bis in den kleinsten Winkel ausnützen, es mehrere Male im Jahre bestellen und tagtäglich von den Insekten und deren Brut befreien würde. Der Handwerker könnte nicht leben, wenn er nicht vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht mit emsigstem Fleiß an seiner Arbeit thätig wäre, denn der Verdienst ist so gering, daß kaum mehr als das tägliche Brot dabei zu erwerben ist. Auch der Kaufmann öffnet seinen Laden in früher

Morgenstunde und schließt ihn erst recht spät, da die Buchführung so verwickelt ist, daß er eigentlich nie damit fertig wird. Wenn die „Stände“ schon so um das liebe Brot kämpfen müssen, so versteht es sich von selbst, daß der „arme Teufel“ überhaupt nie mit seiner Arbeit fertig wird, und daraus erklärt es sich auch, daß der Tod für die große Masse des chinesischen Volkes keinen Schrecken hat, sondern als „Ruhe“ empfunden wird.

In mancher Beziehung macht das Beamtentum eine wenig löbliche Ausnahme, aber wir werden auch diesen Stand verstehen, wenn wir uns mit seinen Verhältnissen etwas mehr vertraut gemacht haben. Ein ehrenhaftes niederes Beamtentum, wie bei uns, giebt es überhaupt nicht in China, sondern dessen Arbeit wird durch Diener, Läufer und allerlei nichtsnutziges Gesindel besorgt, das stück- oder tageweise gelohnt wird und durch sein Gebahren in den Augen der Fremden das gesamte Beamtentum diskreditiert.

Die erste Sprosse, um Ansehen unter seinen Mitbürgern zu erlangen und um sich Aussichten auf Staatsanstellung zu verschaffen, ist die Ablegung des ersten akademischen Examens, das der Erwerbung des in Deutschland nicht mehr üblichen, aber in England, Amerika, Frankreich und einigen anderen Ländern noch sehr verbreiteten Baccalaureatsgrades etwa entspricht. Seine Erlangung ist keineswegs leicht, wenn auch die gestellten Anforderungen nach unseren Begriffen lächerlich und thöricht sind und sicherlich keinen Beweis liefern, daß der Erfolgreiche sich für irgend ein Staatsamt qualifiziere. —

Schulen, die man als Vorbereitungsanstalten betrachten könnte, giebt es nicht. Wohlhabende Leute halten ihren Kindern vom sechsten Jahre ab einen Hauslehrer, doch findet sich fast auf jedem größeren Dorf ein Schullehrer, der sich bemüht, einen Teil seiner eigenen bescheidenen Weisheit der männlichen Jugend einzubläuen — die weibliche besucht überhaupt keinen Schulunterricht, und arme Eltern schicken auch ihre Knaben lieber zum Sammeln von Brennmaterial als in die Schule, zumal sie den Unterricht bezahlen müssen. Klassen in unserem Sinne kennt man daher nicht, sondern die Schülerzahl pflegt zwischen sechs und zehn zu schwanken.

Die Schulmeister sind fast ausschließlich Leute, die sich zum ersten Examen gemeldet haben; nur ist der größte Teil derselben durchgefallen, während der kleinere glücklich den Grad erworben hat und stolz den Knopf auf dem Hute trägt. Wie oft hat der deutsche Dorfschulmeister über sein Schicksal gemurrt, und doch hat sein chinesischer Kollege ver-

hältnismäßig nicht ein Viertel des Einkommens, dagegen das Vierfache an Arbeit. Der durch den „Knopf“ ausgezeichnete Lehrer ist zwar nicht in Bezug auf die letztere, wohl aber bezüglich seiner Einnahmen etwas besser daran; er läßt sich nicht auf dem Lande, sondern in einer Stadt nieder, er hat von vornherein das Vertrauen der Wohlhabenden, die ihm ein besseres Honorar bewilligen, er hat bald seine acht oder zehn Schüler zusammen, so daß die Klasse „voll“ ist, und wer dann noch hinein will, muß ein hübsches „Eintrittsgeld“ bezahlen.

Auch pflegt man in der Stadt zweierlei Lehrer zu unterscheiden, den Vorschullehrer oder „Milchmeister“ und den höheren Lehrer. Aber, wie so vieles in China unseren Verhältnissen direkt widerspricht, so steht auch der „Milchmeister“ im höheren Ansehen, denn er hat die Grundlage zu schaffen. Mag jemand noch so sehr in Ehren steigen, mag er längst einen viel höheren Rang als sein alter Lehrer bekleiden, so muß er, wenn er seine Vaterstadt besucht, zunächst seinen Milchmeister aufsuchen und ihn begrüßen und zwar muß er die höchste Ehrenbezeugung, das Kotu, vor ihm machen, d. h. sich auf die Erde werfen und mit dem Kopf den Boden berühren. Denn der Lehrer hat ihn zu dem gemacht, was er geworden ist, und der Milchmeister hat auch so viel Gewalt über seine Schüler, daß er sie zu Krüppeln schlagen könnte, ohne dafür bestraft zu werden. Mitunter erblüht selbst einem armen Dorfschulmeister mal das Glück, daß einer seiner Schüler sich zu einem höheren Range aufschwingt, und wir wollen ihn darum nicht beneiden, denn häufig genug besteht sein Einkommen außer aus Naturalien und Brennmaterial nur aus wenigen Taels. Hat ein „unbeknopfter“ Lehrer ein jährliches Einkommen im Wert von hundert bis hundertzwanzig Mark, wovon er sich jedoch völlig beköstigen muß, lebt er in einer einigermaßen wohlhabenden Gemeinde, so daß er darauf rechnen darf, hier und da eine Einladung zu Tisch zu erhalten, stehen ihm am Erntefeste und zwei oder drei anderen Festtagen noch einige Geschenke in Aussicht, so hat er eine „gute“ Stelle, um die ihn zahllose Kollegen beneiden.

Und dabei beginnt die Schule im Sommer um 5 Uhr morgens und währt bis in die anbrechende Nacht, und in der ganzen Zeit giebt es nur ein paar Eßpausen, die aber öfter noch durch „Nachsitzen“ abgekürzt werden. Ferien giebt es auch nicht, nicht einmal Sonntage, sondern nur einige wenige Festtage (Neujahr, Erntefest), an denen der Unterricht ausfällt. Doch darf der Knabe an den

Geburtsfesten seiner Eltern und Großeltern fehlen und wenn seine Ahnentafeln geehrt werden.

Wer sein Kind zur Schule schickt, glaubt jeder weiteren Sorge um dasselbe überhoben zu sein. Er thut nur eins noch; er kleidet es besser, als dies bei der sonstigen recht zerlumpten Straßenjugend der Fall zu sein pflegt, damit alt und jung sehen und sagen kann: „Dort geht einer, der „vielleicht" einmal das Recht haben wird, einen Knopf auf seinem Hute zu tragen".

Tritt ein Kind in das Schulzimmer, so beweist es zuerst dem Bilde des Konfuzius, das dem Eingange gegenüber angebracht ist, seine Hochachtung, dann dem Lehrer. An dem einen Thürpfosten ist zu lesen „Eis kommt von Wasser und ist doch kälter als Wasser", an dem andern „Knöterich bringt Indigo hervor und doch ist Indigo blauer als Knöterich". Diese beiden Sprüche sollen dem Kinde beweisen, daß es mehr erreichen kann als sein Lehrer; dieser bringt ihm jetzt die Wissenschaft bei, aber bei großem Fleiße könne es einst seinen Lehrer überflügeln. Ähnliche Sinnsprüche hängen an allen Wänden des Raumes. An der Bank des Lehrers sind häufig die Worte angebracht „Vor der Schule ausharren bei drei Fuß Schnee". Sie beziehen sich auf folgende Geschichte, welche den Fleiß und die Ausdauer zweier Schüler beweisen und die heutige Jugend zum Nacheifern anspornen soll. Die beiden Schüler kamen an die Schulthür, fanden dieselbe aber verriegelt, da der Lehrer eingeschlafen war. Sie mochten ihn nicht aus seinem Schlummer wecken, sondern warteten ruhig draußen, obschon es unausgesetzt schneite und der Wind aus vollen Backen blies. So verging Stunde um Stunde; der Schnee hatte eine Höhe von drei Fuß erreicht und die Beine der Knaben waren völlig eingeschneit. Da endlich erwachte der Lehrer, öffnete seinen getreuen Schülern die Thür und lobte sie wegen ihres unentwegten Ausharrens.

Leider sind aber selbst in China solche Musterknaben selten; ja vielleicht hat der dortige Lehrer wegen des eigenartigen Lehrstoffes sogar noch etwas mehr Ärger als sein deutscher Kollege. Fingerklopfen, Ohrenkneifen und Stockprügel regnet es daher unaufhörlich; kann ein Kind sein Pensum nicht, so muß es nachsitzen. Da aber ohnehin den ganzen Tag Schule ist, so findet das Nachsitzen während der Pausen statt, und der betreffende Knabe kann daher nicht frühstücken, sondern muß lernen, so daß das Nachsitzen immer durch Fasten verschärft ist. Ist der Lehrer aber ganz unzufrieden, so malt er dem

Jungen um jedes Auge einen schwarzen Ring oder, wenn sein Zorn besonders stark ist, sogar mehrere. Dadurch werden dann nicht nur die Eltern in Kenntnis gesetzt, daß ihr Söhnchen faul oder unartig gewesen ist, sondern auch die Straßenpassanten merken, was für ein böses Früchtchen in den schönen Kleidern steckt.

Jeder Schüler hat sein eigenes kleines Tischchen, an dem er arbeitet. Gewöhnlich sind diese zu drei bis fünf, ähnlich unseren Schulbänken, hinter einander aufgestellt; je zwei oder drei stehen neben einander, doch ist ein Gang dazwischen gelassen. Der Lehrer hat seine besondere Bank, doch ist diese nicht angesichts sondern im Rücken der Schüler, was wieder insofern sehr vernünftig ist, weil sich der chinesische Lehrer viel mehr mit dem Rücken als mit dem Gesicht seiner Schüler beschäftigt und außerdem gelegentlich ein Mittagsschläfchen riskieren kann, ohne daß es bemerkt wird.

Höherer Lehrer und sein Schüler.

Bei dem Anfangsunterricht ist allerdings von Schlaf wenig die Rede. Jeder Knabe erhält eine Art Fibel, das Saen-tse-tjing, welches ihn mit dem Lesen der wichtigsten Worte bekannt machen soll. Der Lehrer sagt nun die ersten drei Worte mehrmals laut vor, dann muß sie der erste Schüler wiederholen, darauf der zweite, dritte u. s. w., schließlich wiederholt sie die ganze Klasse so lange, bis der Lehrer glaubt, daß die Worte festsitzen. Nun kommen in gleicher Weise die folgenden drei Worte an die Reihe, worauf alle sechs Worte wiederholt werden. Jetzt werden drei neue hinzugenommen, darauf wird wiederum das Ganze repetiert und so fort, bis der Lehrer das Pensum für den Tag hinreichend erachtet. Dann beginnt das Lernen, wie es bei uns als häusliche Arbeit aufgegeben wird, d. h. jeder Schüler muß das Gelernte seinem Gedächtnis einprägen, aber mit lauter Stimme, so daß ein wahrer Höllenlärm entsteht, den aber der Herr Lehrer be-

nutzt um seine Mittagsruhe zu halten. Ist er wieder aufgewacht, so müssen die Kleinen einer nach dem andern vor ihn treten und das Gelernte aufsagen, dabei drehen sie ihm aber ihre Kehrseite zu, damit er ohne Mühe dieselbe mit dem Bakel bearbeiten kann.

Thatsächlich besteht also, namentlich für die jüngsten Schüler, die Arbeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend in unaufhörlichem Schreien, so daß die Kleinen in der ersten Zeit thatsächlich jeden Abend stockheiser und todmüde sind. Erst in etwas reiferem Alter kommen Schreibübungen und Abschreiben des Gelernten hinzu, was ja, wie genügend bekannt, nicht mit Tinte und Feder, sondern mit Pinsel und Tusche geschieht.

Hat der Schüler das Bedürfnis, hinauszugehen, so muß er vom Katheder einen breiten, schwertförmigen Stab nehmen und denselben schräg in die Thüröffnung stellen. Auf der der Klasse zugewendeten Seite stehen die Worte geschrieben „Es ist nicht erlaubt, zu zweien hinauszugehen", auf der anderen „Gehe mit Ehrfurcht hinaus, zeige Anstand beim Hineinkommen". Eigentlich sollte man vermuten, daß bei so wenigen Schülern jeder auch ohne den Stab wissen müßte, ob ein anderer hinausgegangen ist; in China nimmt man aber an, daß jeder so fleißig sei, daß er gar nicht merke, was um ihn herum vorgeht.

Allerdings muß bei dieser Art Unterricht, der oft genug in einer Hitze von 30 bis 36° Celsius abgehalten wird, selbst der bestveranlagteste Schüler zur gedankenlosen Maschine werden, denn er prägt wohl die Zeichen für die am häufigsten vorkommenden Worte bald seinem Gedächtnis ein, aber er versteht den Inhalt des Auswendiggelernten nicht, da kein Satz in einfacher Sprache, sondern in den gewählten Ausdrücken der sinnbildlichen Schriftsprache abgefaßt ist. Beispielsweise lautet ein Satz in der Fibel „Der nicht gemeißelte Stein wird kein Gefäß, der nicht unterrichtete Mensch kennt das Wahre nicht" — das ist ja sehr schön gesagt, aber nicht für die Begriffe eines ABC-Schützen geeignet.

Kann der Knabe die Fibel von A bis Z auswendig, dann lernt er in gleicher Weise die „Namen der hundert Familien". Früher genügten nämlich hundert Namen, um alle Familien des Volkes bezeichnen zu können; als jedoch die Zahl der Einwohner immer größer wurde, mußten neue hinzugenommen werden, so daß es jetzt 350 Familiennamen giebt.

Nun folgt das „Buch von tausend Buchstaben", das der um das Jahr 500 n. Chr. lebende Dichter Sutsoan in einer einzigen Nacht

verfaßt haben soll. Er war wegen eines schweren Vergehens zum Tode verurteilt worden; der Kaiser sagte ihm aber unter der Bedingung das Leben zu, daß der Unglückliche bis zum nächsten Morgengrauen aus tausend Buchstaben, die der Herrscher auf gut Glück aus den kalligraphischen Vorlagen eines Schönschreibers herausschnitt, ein Gedicht zusammengestellt hätte. Der Dichter vollbrachte das Werk und rettete sein Leben, aber sein bisher schwarzes Haar war während der einen Nacht völlig ergraut. Das Gedicht ist kein solches in unserem Sinne, sondern eine Zusammenstellung von Sinnsprüchen nach Art der jetzt modernen „Gedankensplitter" und enthält viele treffliche Aussprüche, aber auch manche dunkle Stelle, ist also zum Schulbuch für die Kleinen so ungeeignet wie möglich.

Genau dasselbe ist mit dem „Gedicht auf den gut veranlagten Jüngling" der Fall. Es enthält das Lob des Fleißes und der Wissenschaft in allen nur erdenklichen, fein stilisierten Redewendungen, die aber weit über das Verständnis von Kindern hinausgehen.

Kann der Schüler nun glücklich diese vier Werke ohne jeden Anstoß aus dem Kopfe herplappern, dann beginnt der Lehrer mit der Erklärung und Erläuterung jedes einzelnen Satzes und läßt ihn so und so oft abschreiben, und wenn dann auch dieses Pensum glücklich bewältigt ist, dann hat der eigentliche Schulunterricht sein Ende erreicht, denn was gelegentlich den gereifteren Schülern noch von der Erd- und Naturkunde mitgeteilt wird, ist einfach albern und muß die ohnehin starke Veranlagung des Chinesen zum Abergläubischen nur verstärken.

Das Motto für Schulmeister und Schüler ist in folgende fünf Regeln zusammengefaßt:

1. Zergliedere jeden Tag die vollendete Arbeit.
2. Wiederhole alle zehn oder zwanzig Tage, was du während dieser Zeit gelernt hast.
3. Beginne das Studium um 5 Uhr morgens und schenke ihm die nämliche Aufmerksamkeit, die ein Feldherr den Bewegungen seines Heeres schenken würde.
4. Unterbrich deine Studien unter keinem Vorwande auf sechs bis zehn Tage.
5. Fürchte nicht, zu langsam zu sein, fürchte nur, stehen zu bleiben.

Das erste Examen.

Für den Dorfjungen, der diese Schule glücklich durchgemacht hat, giebt es nun kaum noch eine andere Gelegenheit, sich weiter zu bilden, als durch Privatstudium. Er kauft sich die paar Bücher, über welche, wie er weiß, examiniert wird, lernt sie — wie es ihm ja so schön beigebracht ist — auswendig, erläutert sie sich nach eigenem Ermessen und — fällt natürlich schon bei dem Vorexamen glänzend durch. Er wird dadurch aber nicht gewitzigt, sondern lernt weiter, fällt wieder

Eine Schulstube.

durch, versucht es zum dritten und vierten Male, stets mit gleichem Mißerfolg. Das rührt ihn aber gar nicht, sondern mit der Starrköpfigkeit des Bauern meldet er sich immer wieder von neuem. Der chinesische Staatsanzeiger berichtete im Jahre 1889, daß sich unter den für die Herbstprüfung angemeldeten Kandidaten in der Provinz Fuchou 9 Kandidaten befänden, die über 80 Jahre alt wären und 2 älter als 90 Jahr; in Honan waren 13 älter als 80, 1 älter als 90 Jahr; in Anhui sogar 35 über 80 und 13 über 90 Jahre alt. Das erscheint lächerlich, ist es aber doch nicht so ganz, denn nach jeder Prüfung werden einige dieser Greise, welche regelmäßig durch-

Peking und die Prüfungs-Hallen, von der östlichen Stadtmauer (Observatorium) gesehen.

gefallen sind, zu Ngen-scheng, d. h. zu „Gelehrten in Gnaden" ernannt und auch bei Thronbesteigungen und anderen großen Ereignissen am Kaiserlichen Hofe werden etliche Greise in dieser Weise ausgezeichnet, so daß sie schließlich doch den Knopf, nach dem sie so unentwegt gestrebt haben, am Hute tragen dürfen.

Kui-sing, der Examens-Gott.

Der städtische Schüler nimmt hingegen seine Zuflucht zu einem Lehrer, dessen Institut mit unseren „Pressen" große Ähnlichkeit hat. Er beginnt mit dem Studium der „vier Schous", moralphilosophischer Bücher, die von Schülern des Konfuzius, namens Tsangfutse, Tßeße und Menze abgefaßt sind. Da es Vorschrift ist, daß die Themata für die Prüfungsarbeiten zumeist diesen Werken zu entnehmen sind, so lernen die Kandidaten den Inhalt dieser Bücher völlig auswendig und hören gleichzeitig die Vorlesungen ihres Lehrers über die einzelnen

Kapitel. Ist man damit fertig, so kommt das Buch über die „kindliche Liebe“ an die Reihe, dessen Verfasser Konfuzius selbst sein soll. Die Götter waren mit diesem Werk so zufrieden, daß sie nach seiner Vollendung einen großen Regenbogen am Himmel erscheinen ließen, der allmählich die Gestalt einer ungeheuren Perle annahm und dann auf die Erde herabfiel. Ist auch dieses Werk eingeprägt, so gilt es, sich in gleicher Weise mit den „fünf King“ vertraut zu machen, die ebenfalls dem Konfuzius zugeschrieben werden und als das hervorragendste Werk der chinesischen Litteratur gelten. Nebenbei wird noch etwas „Geschichte“ (natürlich nur chinesische) gelernt und eine Anzahl klassischer Werke durchgenommen. Das letztere geschieht hauptsächlich, um die Kandidaten in den Stand zu setzen, ihren eigenen Gedanken Ausdruck zu geben. Sie müssen über die verschiedenen Kapitel unter einander disputieren, mitunter greift auch der Lehrer selbst ein, und so wird jeder einzelne gezwungen, einen von ihm aufgestellten Gedanken auf seine Richtigkeit zu verteidigen. An diese Redeturniere schließen sich schriftliche Übungen, die den Kandidaten mit dem Stil und der Form des Ausdrucks vertraut machen sollen.

Hält sich nun jemand für genügend vorbereitet, so meldet er sich in seiner Kreisstadt für das nächste Examen, das in regelmäßigen Zwischenräumen von anderthalb Jahren abgehalten wird, und erhält dann eine Aufforderung, sich an dem und dem Tage mit den nötigen polizeilichen Attesten versehen zu einer Vorprüfung in der Kreisstadt einzufinden.

Diese Vorprüfung vor dem Kreismandarin hat eigentlich nur den Zweck, diejenigen Elemente, die entweder völlig unreif oder nach den gesetzlichen Vorschriften zur Ablegung des Examens nicht berechtigt sind, von vornherein auszuschließen. Wir haben schon mehrfach von den „unehrlichen“ Leuten gesprochen. Jeder Kandidat muß den Nachweis liefern können, daß unter seinen Vorfahren bis ins dritte Glied sich kein Schiffer oder Fischer, Barbier oder Fußnägelabschneider, Schneider oder Schuhmacher, Schauspieler oder Musikant, Polizist oder Scharfrichter befunden hat. Hat einer seiner Vorfahren ein so niederes Gewerbe betrieben, so ist der Sprößling ungeeignet, einen Grad zu erwerben oder ein Amt zu bekleiden; desgleichen sind die Kinder von Revolutionären ausgeschlossen. Auch der Abkömmling ehrlicher Eltern darf sich nicht zum Examen melden, wenn Vater oder Mutter innerhalb der letzten drei Jahre gestorben sind, denn drei Jahre lang soll er trauern und nicht daran denken, für sich selbst Ehren zu erwerben;

außerdem dürfen die Eltern nicht mit der Zahlung ihrer Steuern im Rückstande sein. Über alle diese Punkte muß der Kandidat ortspolizeiliche Bescheinigungen beibringen, und wenn sie nicht genügen, wird er sofort zurückgewiesen; anderenfalls erhält er einen Ausweis, der ihn zur Teilnahme an der Vorprüfung berechtigt.

Diese ist eigentlich sehr leicht. Sie dauert nur eine Stunde und der Kandidat hat nur nötig, sieben bis acht Reihen Schriftzeichen über das aufgestellte Thema zu Papier zu bringen; trotzdem genügt sie, um wiederum eine bedeutende Anzahl als „unreif" von der eigentlichen Prüfung ausschließen zu können. Das Thema besteht nämlich meist nur aus einem einzigen Wort. Wer die „vier Schous" ordentlich im Kopfe hat, weiß sofort, um welche Stelle es sich handelt, und wenn er ein wenig in der Dialektik geschult ist, kann er auch mühelos die Aufgabe lösen. Diejenigen, die „gepreßt" worden sind, bestehen daher fast ausnahmslos diese Vorprüfung, während solche, die nur die Dorfschule besucht haben, meist ebenso rettungslos durchfallen.

Diese Vorprüfung ist thatsächlich eine Notwendigkeit, denn in keinem Regierungsbezirk dürfen mehr als 60 Kandidaten bei jeder Prüfung zum Baccalaureus promoviert werden und doch kommen trotz aller Zurückweisungen bei den Vorprüfungen immer noch acht- bis zwölftausend Prüflinge zu dem eigentlichen Examen in den Regierungshauptstädten zusammen. Dennoch zeigt sich die Gutmütigkeit und die Anerkennung jedes Strebens darin, daß nach Schluß der Vorprüfung alle Erschienenen, gleichviel ob sie bestanden haben oder zurückgewiesen worden sind, zu einem gemeinsamen Festessen auf Kosten des Kreises sich vereinigen. Je acht Kandidaten setzen sich an einen Tisch zusammen und die Anzahl der Gerichte beläuft sich ebenfalls auf acht. Diejenigen aber, welche die zehn besten Noten erhalten haben, begeben sich zum Bezirksmandarin, um sich zu bedanken, und werden von ihm zu weiterem Eifer ermahnt, „denn sie haben noch viel Arbeit vor sich, und diese Prüfung war nur die erste von den vielen, die zu bestehen sind".

Das eigentliche Examen findet, wie schon gesagt, in der Regierungshauptstadt in Gegenwart des betreffenden Gouverneurs und unter Leitung eines aus Peking gesandten Oberexaminators statt, damit nicht etwa durch Verwandtschaften oder sonstige gute Beziehungen Bevorzugungen stattfinden könnten. Der Oberexaminator setzt die Prüfungstage in den einzelnen Regierungsbezirken fest, die sofort durch die ganze Provinz bekannt gemacht werden, damit jeder zur rechten Zeit

erscheinen kann, reist dann selbst nach der nächsten Regierungshauptstadt und bestimmt die Themata und deren Reihenfolge.

Nun strömen die Kandidaten von allen Seiten zusammen, und der Beginn der Prüfung wird durch einen Kanonenschuß der Bevölkerung kundgethan. Die Anlage der Prüfungsräume ist nicht überall die gleiche. An jenen Orten, wo auch die Examina für den zweiten Grad stattfinden, benutzt man die Zellen, wie wir sie bei der Beschreibung der Stadt Kanton geschildert haben, in den anderen werden die Prüflinge an Tische gesetzt und arbeiten bis zu dreihundert in einem einzigen Raume zusammen.

Jedes Zimmer steht unter Aufsicht eines Unterexaminators, der jedem Eintretenden einen bestimmten Platz anweist, den derselbe nicht wechseln darf. Sind alle Plätze gefüllt, so befiehlt der Aufsichtsführende strengste Ruhe und nimmt dann seinen Sitz ein, von dem aus er alle überwachen kann. Er hat einen großen Plan, wie die Plätze verteilt sind, vor sich und einen Kasten mit zehn verschiedenen Stempeln zur Hand. Sobald ein Prüfling gegen die Vorschriften verstößt, drückt er auf der betreffenden Nummer des Plans den Stempel, der den Verstoß bezeichnet ab, z. B. „Platz verlassen", „Papier gewechselt", „Papier unter den Tisch geworfen", Umhergeschaut", „Ungehorsam", „Stillschweigen gebrochen". Natürlich kann durch eine oder mehrere solcher Rügen das Endresultat sehr zu Ungunsten des Betreffenden beeinflußt werden.

Alle Prüflinge erhalten am frühen Morgen das gleiche Thema zur Bearbeitung und müssen die Ausarbeitung bis zum nächsten Morgen abliefern. Dann haben sie vierundzwanzig Stunden zur Erholung, während welcher sie nicht das Terrain der Prüfungshallen betreten dürfen. Am folgenden Morgen erscheinen sie wieder und erhalten unter gleichen Bedingungen die zweite Aufgabe. Nach wiederum vierundzwanzig Stunden Ruhe müssen sie sich zur Empfangnahme der dritten und letzten Arbeit melden. Es ist durchaus nichts seltenes, daß bei der Inspizierung einer oder der andere der Kandidaten ohnmächtig an seinem Platze gefunden wird, da ein Verlassen desselben unter keinen Umständen, auch nur auf einen Augenblick, gestattet wird, bevor der Prüfling nicht seine Ausarbeitung abliefert.

Gewöhnlich haben die Examinatoren ihre liebe Mühe, unter den vielen gleichmäßig genügenden Arbeiten die sechzig herauszufinden, denen sie den Preis zuerkennen sollen. Wirklich hervorragende Leistungen sind äußerst selten, denn die meisten Prüflinge denken nicht

selbständig, sondern geben nur das mehr oder weniger gut wieder, was ihnen von ihren Lehrern eingetrichtert worden ist. Bei gleichmäßiger Begabung werden also diejenigen Schüler die größten Aussichten haben, die den tüchtigsten Lehrer gehabt haben und indirekt macht also dieser, nicht sein Schüler das Examen.

Vor der Verkündigung des Resultats begeben sich alle Prüflinge, Beamten und Examinatoren zu dem nächsten Konfuziustempel. Dort werfen sich alle dreimal zu Boden und berühren neunmal mit dem Haupte die Erde, dann verliest der Oberexaminator die Namen der sechzig Glücklichen. Diese treten hervor, knieen vor dem Gestrengen nieder und empfangen aus seinen Händen je eine kleine aus Papp- angefertigte, vergoldete Blume, die sie als Zeichen ihrer neuerrungenen Würde an den Hut stecken. Dann erfolgt eine neue Ehrenbezeugung vor dem Bilde des Konfuzius, und ein dröhnender Kanonenschuß verkündet der Bevölkerung, daß die Prüfung beendet ist.

Ein Baccalaureus betet vor der Ahnentafel seiner Familie.

Nun drängen sich von allen Seiten Eilboten und Schiffer heran, um auf die schnellste Weise zu Wasser oder zu Lande den Eltern der Promovierten die Freudenbotschaft zu überbringen. Ein wahrer Glückstaumel bemächtigt sich des Elternpaares — das dadurch allerdings nicht nur erfreut, sondern auch geehrt wird, da alle von den Kindern erworbenen Ehren sich auch auf die Eltern übertragen — es befestigt große Plakate zu seiten der Hausthür, welche von dem wichtigen Ereignis Kunde geben, es sendet die Nachricht auf roten Zetteln an alle Verwandten und Freunde und erwartet mit Ungeduld das Eintreffen des Sohnes, der nun die erste Stufe zu Ehre und Ruhm glücklich erklommen hat.

Dieser wird zunächst noch mit seinen glücklichen Kollegen vom Examinator zu einem Festessen geladen, bei dem er zum ersten Male in seiner Galatracht, nämlich mit einem reichgestickten Kragen um den Hals, erscheint; dann eilt er beflügelten Schrittes nach Hause. Schon

vor dem Heimatsorte wird er von Freunden empfangen, die ihn in einer Sänfte nach dem väterlichen Hause tragen. Nach herzlicher Begrüßung ist es seine erste Pflicht, vor der Ahnentafel seiner Familie zu beten und zu opfern, dann beginnt er seine offiziellen Besuche und zwar macht er bei seinem Schullehrer den Anfang. Bei dieser Gelegenheit läßt er sich von vier Männern in einer Sänfte tragen und von Verwandten und Freunden, die ebenfalls in Tragsesseln Platz genommen haben, begleiten. Dem Zuge voran schreiten Musikanten und Fahnenträger, ihm folgen die für den Lehrer bestimmten Geschenke, welche in Schweinefleisch, Kuchen, Obst und Blumen bestehen und auf vergoldeten Tragbahren überbracht werden.

So ehrenvoll nun dieser recht schwer erlangte Grad auch ist, so berechtigt er weder zu irgend einem Amte noch zu irgend welchen Einnahmen. Diese müssen erst wieder durch neue Examina erworben werden — bei denen man ebenfalls gehörig „durchfallen" kann.

Das zweite und das dritte Examen.

Wer nicht auf ein höheres Amt rechnet, weil er einsieht, daß es seinem armen Kopf doch nicht so leicht gelingen wird, einen höheren Grad zu erreichen, sucht nach einiger Zeit das einfache Beamtenexamen zu machen, um bei irgend einer Nebenbehörde zunächst als Hilfsarbeiter, später als Sekretär oder dergleichen Anstellung zu finden. Manche giebt es ja auch, die überhaupt auf ein Amt verzichten, sich von vornherein mit dem ersten Grade begnügen und völlig zufrieden sind, daß sie durch ihren Knopf Mitglied der angesehensten Kaste geworden sind, aber solche Fälle sind bei dem ungeheuren Ehrgeiz, der in jedem Chinesen steckt, überaus selten. Wer den ersten Grad erworben hat, der strebt meist auch weiter, und wenn er dreißig Jahre, ja vielleicht sein ganzes Leben lang sich vergeblich darum bewerben sollte. Dagegen kommt es mitunter vor, daß wohlhabende Leute, nachdem sie so und so oft bei dem ersten Examen durchgefallen sind, sich den Baccalaureusknopf kaufen. Früher waren dafür sechzig Unzen Silber zu zahlen, jetzt kann man ihn, da seit langem Ebbe in der Staatskasse herrscht, für den halben Preis erhalten. Natürlich kann solch Tjenscheng, „Geld-Gelehrter", nie ein Amt noch einen höheren Rang erlangen, und er wird auch von seinen Kollegen etwas über die Achsel angesehen, aber seinen Knopf kann ihm niemand streitig machen und nach einigen Jahren ist auch völlig vergessen, wie er ihn erworben hat.

Wer aber weiter strebt, dem bleibt nichts übrig, als alle drei Jahre ein neues Examen zu machen, und er kann sich von einem solchen nur befreien, wenn er entweder schwer krank oder durch Todesfall seiner Eltern gesetzlich verhindert ist oder wenn er ein kleines Amt angenommen und dadurch auf weitere Karriere Verzicht geleistet hat.

Will sich jemand mit dem ersten Grade begnügen, so meldet er sich drei Jahre nach Erlangung des Baccalaureats zu einem Zwischenexamen, das ihm, wenn er es glücklich bestanden hat, Freitisch oder Kostgeld einbringt. Er wird bei irgend einer Behörde als Diurnist beschäftigt und bekommt dafür gerade so viel, daß er nicht verhungert. Damit sind wir nun bei dem Punkte angelangt, der uns die Korruption eines Teils des Beamtentums verstehen läßt.

Bei dem kolossalen Andrang gelingt es nur wenigen, außerordentlich Befähigten den ersten Grad schon in jugendlichem Alter zu erreichen, und diese bewerben sich natürlich mit Aussicht auf Erfolg um die höheren Grade und besser bezahlten Ämter. Alle anderen fallen erst so und so oft durch, bis sie die erste Stufe erklommen haben, und befinden sich schon in reiferem Alter, wenn sie ihr erstes Einkommen vom Staate beziehen, das aber nicht größer ist, als was ein Laufbursche verdient. Es bedarf eines glücklich bestandenen zweiten Zwischenexamens, um Aussicht auf feste Anstellung als Sekretär zu haben, dessen Gehalt etwa der Einnahme eines kleinen selbständigen Handwerkers entspricht. Damit muß er eine längere Reihe von Jahren zufrieden sein, bis es ihm vielleicht gelingt, durch Ablegung eines weiteren Examens sich die Anwartschaft auf eine Stelle als Bureauchef oder dergleichen zu erwerben. Hat er nun Glück und gute Verbindungen, so kann er auch einen Posten als Polizeichef oder Bürgermeister in einer kleineren Stadt erhalten und dann mag er es vielleicht zum wohlhabenden Manne, unter Umständen aber auch zum Galgen bringen. Denn selbst diese Stellen sind fast immer so jämmerlich bezahlt, daß ein Mann mit Frau und Kindern kaum davon leben kann, und doch muß das Auftreten in China, gerade so wie in Europa, einigermaßen standesgemäß sein. Wenn daher die Versuchung in Gestalt eines gefüllten Geldbeutels an irgend einen der aufgezählten Beamten herantritt, dann ist es für ihn schwer, auf dem redlichen Wege zu bleiben, und so trifft die Schuld in erster Reihe die Regierung selbst. —

Wer sich also noch jugendfrisch genug fühlt oder wen der Ehrgeiz plagt, der schwenkt nicht auf diese Zwischenexamina ab, sondern

meldet sich drei Jahre nach Erwerbung des Baccalaureats zum zweiten Examen, das in Zwischenräumen von drei zu drei Jahren in allen Provinzialhauptstädten abgehalten wird. War aber die Erlangung des ersten Grades schon kein Kinderspiel, so ist die Erwerbung des zweiten im vollsten Sinne des Wortes zuweilen mit Lebensgefahr verknüpft.

An der Mauer der Pekinger Examen-Hallen.

Da, wie schon gesagt, alle, die das erste Examen bestanden haben und weiter streben wollen, gezwungen sind, alle drei Jahre zur Prüfung anzutreten, so ist der Andrang zum zweiten Examen nicht geringer als der zum ersten. Wir haben schon früher mitgeteilt, daß jeder Prüfling in einer besonderen Zelle zu arbeiten hat; solcher Einzelräume giebt es in den meisten Provinzialhauptstädten zwischen 12 bis 15000, in Nangking sogar 20646.

Die Vorsichtsmaßregeln, daß keine Betrügereien oder Begünstigungen unterlaufen, sind fast unglaublich. Es dauert vierundzwanzig bis achtundvierzig Stunden, bis die Prüflinge in den einzelnen Zellen untergebracht sind und das Examen seinen Anfang nehmen kann. Schon einige Tage vorher wird alles durch Soldaten besetzt. Dann erscheinen die Unterexaminatoren, unter deren Aufsicht die Abschreiber und Revisoren — ein ganzes Heer, dessen Obliegenheiten wir bald kennen lernen werden — ihren Einzug halten. Jeder wird einer gründlichen Revision unterzogen und darf nichts als seine unbedingt

Kandidaten für das dritte Examen auf dem Pekinger Bahnhof.

nötigen Kleider, etwas Mundvorrat und eine Schlafdecke hineinbringen. Darauf erscheint unter Fanfaren und Salutschüssen der Oberexaminator, und nachdem nunmehr das Beamtenpersonal versammelt ist, dürfen die Prüflinge, die sich inzwischen annähernd nach ihrem Alter geordnet haben, einer nach dem andern eintreten. Den Greisen läßt man den Vortritt; die Jüngsten könnten noch ein paar mal ausschlafen, bis sich auch ihnen die Pforten öffnen.

Jeder hat drei Thore zu passieren und an jedem wird er bis auf die Haut untersucht. Entdeckt ein Beamter irgend etwas Gedrucktes oder Geschriebenes bei einem Kandidaten, so erhält er eine Prämie von drei Taels, der Unglückliche wird dagegen sofort seines

durch die frühere Prüfung erworbenen Knopfes für verlustig erklärt, muß während der Aufnahmeformalitäten mit dem Kang um den Hals an der Thür stehen bleiben und wird schließlich, nachdem er die Bastonnade erhalten hat, hinausgejagt. Durch das dritte Thor darf nur derjenige Kandidat treten, dessen Name aufgerufen wird; man fertigt schleunigst von ihm ein genaues Signalement an und ein Beamter führt ihn dann auf seinen Platz.

Sind alle untergebracht, so kündet ein Kanonenschuß den Beginn der Prüfungszeit an. Der Oberexaminator läßt das Thor schließen und verklebt und versiegelt es eigenhändig. Vor Ablauf des neunten Tages darf selbst er unter keinen Umständen es wieder öffnen; sollte jemand sterben, so läßt er ein Loch in die Mauer schlagen, den Leichnam hindurchschieben und dann die Öffnung wieder schließen. Es werden drei Aufgaben gestellt und für jede stehen drei Tage und zwei Nächte zur Verfügung. Nur während der dritten und der sechsten Nacht, nachdem sie die erste oder zweite Arbeit abgeliefert haben, dürfen die Prüflinge sich die Füße vertreten, während der ganzen übrigen Zeit müssen sie unbedingt in ihren Zellen verharren. Ohnmachten und selbst Todesfälle sind unter diesen Umständen keine Seltenheit. Noch vor wenigen Jahren (1897) passierte es bei der Prüfung in Jantscheou, welche bei einer erdrückenden Hitze stattfand, während gleichzeitig aus dem durch Regen aufgeweichten Boden fieberschwangere Dünste aufstiegen, daß von den 9000 Kandidaten 27 in ihren Zellen starben und 3000 erkrankten, während die Arbeiten so ungenügend ausfielen, daß nur ganz Wenigen das Reifezeugnis erteilt werden konnte.

Während der Dauer der Prüfungszeit ist eine gewaltige Küche auf dem Prüfungsterrain eingerichtet, in der oft weit über hundert Personen beschäftigt sind, um für die Prüflinge und das riesige Beamtenheer zu kochen. Die ersteren erhalten nichts als zweimal täglich Reis, der ihnen in ihre Zellen gebracht wird; für die Beamten wird je nach ihrem Range natürlich etwas Besseres zubereitet. Die Gesamtkosten, welche die Staatskasse zu tragen hat, belaufen sich für jede Provinz auf 50—80 000 Taels.

Außer der fortgesetzten Überwachung, welche darin besteht, daß niemand seine Zelle verläßt, gehen noch Kontrolleure herum, welche das Signalement mit der einzelnen Person vergleichen, um sich zu vergewissern, ob auch nicht etwa während der Nacht zwei Kandidaten ihre Plätze vertauscht haben und ein Befähigterer, der bereits seine Arbeit beendet hat, diejenige eines anderen zu Ende bringt.

Am Abend des neunten Tages werden endlich alle Kandidaten aus der Prüfungshalle herausgelassen, und nun beginnt das „Schwitzen" für die Beamten. Alle eingelieferten Arbeiten werden zunächst von Revisoren auf Äußerlichkeiten geprüft. Ist in einer Arbeit eine Zeile überschlagen, fehlt ein Blatt oder ist eins zuviel, zeigt das Papier irgend welche Flecken oder sind Veränderungen daran vorgenommen, so wird dieselbe sofort verworfen und der Name des betreffenden Kandidaten wird als „ausgeschlossen von der gegenwärtigen Prüfung" am „blauen Brett", das am Eingangsthor befestigt ist, angeschlagen.

Alle übrigen Arbeiten werden schleunigst durch Schreiber abgeschrieben, denn keine darf den Examinatoren im Original vorgelegt werden, da vielleicht sonst einer derselben die Handschrift eines Bekannten erkennen und sein Urteil zu dessen Gunsten abgeben könnte. Da kein Schreiber durchschnittlich mehr als drei Arbeiten an einem Tage abschreiben kann, so zählt das Heer derselben, obschon man meist mit der Abschrift der ersten schon beginnt, während die Kandidaten noch an der zweiten sitzen, nach vielen hunderten, ja mitunter überschreitet deren Zahl sogar ein volles Tausend. Die Schreiber arbeiten sämtlich mit roter Tusche. Jede Abschrift wandert an einen Korrektor, der sie mit dem Original zu vergleichen und etwaige Verbesserungen mit gelber Farbe einzutragen hat. Die Korrektoren sind natürlich nicht so zahlreich wie die Abschreiber, aber es sind immer noch ein paar hundert anwesend. Dann gelangen die Arbeiten in die Hände der Revisoren, die sie mit fortlaufenden Nummern in blauer Tusche versehen, die Originale in Aktenschränken zurückbehalten, die roten Abschriften aber den Unterexaminatoren zur Prüfung übergeben. Diese schreiben ihr Gutachten mit violetter Farbe darauf und überreichen die Arbeiten dem Oberexaminator, der seine Zustimmung oder sein abweichendes Urteil in schwarzer Tusche hinzusetzt. Dann gehen die Arbeiten wieder an die Revisoren zurück, die nun durch Hervorsuchen der Originale die Namen der Verfasser feststellen und in den Listen bei jedem einzelnen die Prädikate eintragen, worüber die Examinatoren Kontrolle ausüben.

Wenn auch nur eine der drei eingelieferten Arbeiten nicht genügt, so ist der betreffende Kandidat ohne weiteres durchgefallen. Diejenigen aber, deren Arbeiten sämtlich genügend waren, müssen zu einem Nachexamen antreten, in welchem fünf Aufgaben gestellt werden. Ein großer Teil fällt jetzt durch, aber auch unter denjenigen, die lauter gute Arbeiten geliefert haben, muß noch strenge Musterung gehalten

werden, denn im allergünstigsten Falle sind es zweihundert, die den zweiten Grad erhalten können, doch ist die Zahl nicht in allen Provinzen die gleiche, sondern im Verhältnis zu der durchschnittlichen Zahl der Bewerber im voraus festgestellt.

Am dreißigsten Tage nach dem Beginn der Prüfung wird endlich unter großen Feierlichkeiten das Resultat verkündet; der Name der Glücklichen wird öffentlich angeschlagen und später für alle Zeiten im Provinzialarchiv niedergelegt. Die Eltern erhalten die direkte Benachrichtigung durch den Oberexaminator und man kann sich denken, welche Freude in der Familie des so Ausgezeichneten herrscht.

In den Augen der Menge ist ein Licentiat überhaupt kein gewöhnliches Wesen mehr, sondern eine Art Übermensch, der „um Turmeshöhe die gewöhnlichen Menschenkinder überragt". Er hat das Recht, sich in seinem Heimatsort, falls er die nötigen Mittel dazu besitzt, einen Turm bauen zu lassen, der jedoch nicht über vier Stockwerke hoch sein darf; dabei braucht er nicht zu befürchten, mit den bösen Geistern, die beständig in der Luft herumschweben, in Streit zu geraten, denn Kuising, der Examensgott, ist sichtlich auf seiner Seite und dieser ist zugleich der „Teufelvertreiber". Der Kreis, in dem der neuernannte Licentiat seine Heimat hat, hat die ehrenvolle Pflicht, demselben ein Galaamtskleid zu verehren, während ihm die Provinz zwanzig Taels zahlen muß, damit er an einem ihm passenden Orte innerhalb derselben sich entweder eine Gedenktafel oder eine Ehrenpforte errichten lassen kann, auf welcher jetzigen und künftigen Geschlechtern kund gethan wird, daß N. N. an dem und dem Tage Licentiat geworden ist. —

Bei dem dritten Examen, das mit der Erlangung der Doktorwürde verbunden ist, können wir uns kürzer fassen. Da alle drei Jahre zweitausend bis zweitausendfünfhundert Licentiaten hinzukommen, aber bei den Doktorprüfungen nur zweihundert bis dreihundert bestehen, so ist der Andrang verhältnismäßig genau so stark wie bei allen vorgehenden Prüfungen; unter achttausend Bewerber treffen wohl nie ein, zuweilen ist die Zahl aber fast doppelt so groß. Sie sind fast alle in gesetzten Jahren und ein großer Teil so alt, daß er in Europa längst pensioniert worden wäre, und doch wollen alle diese Leute erst Beamte werden.

Diese Prüfung findet für das ganze Reich nur in Peking statt und die Bewerber erhalten daher Reisegelder, die sich je nach der Entfernung bis auf zwanzig Taels für den einzelnen belaufen. Zu-

nächst muß jeder ein Wiederholungsexamen machen und, wenn er das glücklich bestanden hat, vier Themata, die sich auf die Verwaltungspraxis beziehen, bearbeiten. Die gestellten Aufgaben sind nicht für alle Bewerber die gleichen, sondern für die Chinesen, für die Mandschu und für die kaiserlichen Prinzen verschieden, aber in jedem Falle steht am Schluß der Aufgaben zu lesen: „Ihr Gelehrte, die ihr euch während vieler Jahre in der Wissenschaft geübt habt, steht jetzt vor eurem Kaiser. Bringet eure besten Ideen zu Papier, aber weder weitschweifig noch weitläufig; vermeidet jede Dunkelheit im Ausdruck und braucht keine überladenen Phrasen, denn Ich, der Kaiser selbst, werde eure Arbeit lesen".

Ein Gelehrter im Hofkostüm.

Das klingt sehr schön, aber jeder Kandidat würde ohne weiteres durchfallen, wenn er seine Arbeit nicht mit den Worten „Ich, der Diener Eurer Majestät, habe die Ehre gemäß meinem armseligen Verstande zu antworten" einleiten würde und wenn er nicht an den Schluß die Worte brächte: „Ich, der Niedrigste unter allen Gelehrten, ein Neuling in der Wissenschaft, habe mich ohne gehörige Ehrfurcht der Größe Eurer Majestät genaht. Ich erzittere darob am ganzen Leibe und vermag mich nicht aufrecht zu halten. Ich, Euer letzter Diener, habe die vorliegende Arbeit mit aller Sorgfalt, deren ich nur fähig bin, ausgearbeitet".

Hat der „Neuling in der Wissenschaft" das hundertste Lebensjahr überschritten und eine „genügende" Arbeit geliefert, so erhält er den Titel eines „Vorstehers des kaiserlichen Kollegs", ist er über 95 Jahre alt, so macht man ihn zum „Mitarbeiter der kaiserlichen Akademie" und wenn er mindestens 80 Jahre alt ist, so ernennt ihn der Kaiser zum „Doktor in Gnaden"; hat er aber dieses ehrwürdige Alter noch nicht erreicht, so nützt das Prädikat „genügend" nichts, sondern es muß „wunderbar", „überraschend" oder „herrlich" lauten, sonst hat

der 79jährige bei dem nächsten Examen wieder anzutreten. Augenscheinlich will man auf diese Weise die Ältesten, die praktisch doch nicht brauchbar wären, auf höfliche Art „kalt stellen", wodurch man zugleich den Vorteil hat, ihnen für die späteren Prüfungen keine Reiseentschädigungen zahlen zu müssen.

Diejenigen, die das Examen bestanden haben, werden nach der Güte ihrer Arbeiten in vier Klassen geteilt. In die erste werden stets nur die vier Besten aufgenommen; sie werden Mitglieder der kaiserlichen Akademie, was als die höchste Auszeichnung in China gilt. Aus der zweiten Gruppe, deren Zahl aber vielleicht zwanzigmal so stark ist, werden die Mitglieder für die sechs Abteilungen der obersten Staatsverwaltung ausgewählt, doch müssen sie sich für die einzelnen Zweige vorbereiten und noch ein besonderes Fachexamen ablegen. Die der dritten Gruppe zugeteilten haben Anwartschaft auf Ministerialstellen, diejenigen der vierten können sich um Stellen in der Provinzialverwaltung bemühen.

Die Namen der vier Besten werden durch das ganze Reich bekannt gemacht. Den Eltern der übrigen wird das Glück ihrer Söhne offiziell durch die Gouverneure oder Statthalter bekannt gegeben. Sie senden ihnen eine Tafel, auf welcher der Name in goldenen Buchstaben geschrieben ist und zugleich im Namen der Provinz Geschenke mittels Staatssänften. Ein Doktor darf sich nicht mehr in Baumwolle kleiden, sondern nur noch seidene Gewänder tragen. Er erhält zu diesem Zwecke von der Provinz, in der er wohnt, ein Stück Seide für das erste Prachtgewand zum Geschenk und außerdem noch dreißig Taels, um sich dafür einen Ehrenbogen errichten zu lassen; die vier Besten erhalten aber je achtzig Taels zu diesem Zweck, damit der Ehrenbogen um so imposanter ausfallen könne. Es versteht sich von selbst, daß auch der Doktorknopf größer als derjenige der übrigen Gelehrten ist; er ist höher und mit drei Ästen und neun Blättern versehen.

Wie man zum Amte kommt.

Aus dem vorhergehenden ergiebt sich, daß außer denjenigen, die das erste Zwischenexamen bestanden und dadurch ihre tägliche Reisportion sich gesichert haben, nur die vier, welche das beste Doktorexamen gemacht und dadurch die Mitgliedschaft der Hanlin-Akademie erworben haben, von ihrer Ehre zugleich auch Nutzen ziehen.

Alle übrigen sind Anwärter und rücken vielleicht erst nach Jahrzehnten, vielleicht überhaupt nicht in einen Beamtenposten ein. Es

würden wahrlich nicht so viele, die den ersten Grad erworben haben, zeitlebens das kümmerliche Brot des Schulmeisters essen, wenn der Staat ihnen auch nur die geringste Aussicht auf spätere bessere Besoldung böte. Man sähe auch unter den Leuten, die sich zum Doktorexamen melden, die also doch das zweite Examen längst bestanden und in ihrem Heimatsort eine Ehrenpforte haben, nicht so viele überaus ärmlich gekleidete Männer, wenn es ihnen gelungen wäre, irgend eine Brotstellung zu erringen.

Geht es ja bei der Ablegung der Prüfungen auch ziemlich ehrlich zu, so daß derjenige, der ein Examen bestanden hat, im allgemeinen wohl die Kenntnisse besitzen wird, die für dasselbe gefordert werden, so bleibt es sich fast gleichgiltig, ob er es mit Glanz oder mit knapper Not bestanden hat. Hat der Stümper einen einflußreichen Vater oder genügende Geldmittel, so ist er sehr bald irgendwo in einem Amt untergebracht; der Mann mit den besten Zeugnissen wird zwar überall höflich empfangen, kann aber Jahre lang herumlaufen, bis vielleicht irgendwo eine tüchtige Arbeitskraft unbedingt gebraucht und er eingestellt wird. Selbst diejenigen, die das Doktordiplom in den Händen haben, sind nicht besser daran. Jahre lang müssen sie, wenn es an der nötigen Fürsprache fehlt, bei den Ministerien in Peking oder den Provinzialregierungen, denen sie zugewiesen worden sind, herumlaufen, ohne daß man sich um sie kümmert; sie sind und bleiben Anwärter oder, wie man dort sagt „Lückenwarter". Ihre Hoffnung besteht darin, daß durch Tod oder Absetzung eine Lücke entsteht und daß sie in dieselbe einrücken werden, aber immer und immer wieder wird ihnen ein Jüngerer, der bessere Verbindungen hat, vorgezogen. Um sie nicht allzu verdrießlich werden zu lassen, werden sie nach jahrelangem Warten gelegentlich einmal kommissarisch verwendet; vielleicht hat irgendwo eine Überschwemmung oder ein Tumult stattgefunden oder es ist eine Beschwerde eingegangen oder ein verwickelter Rechtsstreit zu entscheiden, dann schickt man sie als Kommissar an Ort und Stelle, und es ist gar kein Wunder, daß der Abgesandte nun diese schöne Gelegenheit benutzt, um einmal dem eigenen Säckel etwas aufzuhelfen.

In ganz China sind nur 2110 höhere Beamtenstellen vorhanden, zu deren Ausfüllung der Doktorgrad notwendig ist, nämlich

8 Vizekönige,
15 Gouverneure, die in zwei Klassen zerfallen,
19 Provinzialkassendirektoren,
18 Provinzialoberrichter,

19 Direktoren des Salzmonopols,
13 Zolldirektoren,
64 Stellvertreter (Vizebeamten) der vorhergehenden Ämter,
250 Obermandarine (Regierungspräsidenten),
1710 Mandarine verschiedener Arten (meist Landräte).

Studenten-Anzüge.

Da nun von drei zu drei Jahren immer durchschnittlich etwa dreihundert Leute den Doktorgrad erwerben und die Chinesen ein ganz außergewöhnlich hohes Alter zu erreichen pflegen, so ist auf eine Anstellung in absehbarer Zeit überhaupt nicht zu rechnen. Der Anwärter muß Jahre lang aus eigener Tasche leben, er soll in Seide gekleidet sein, er muß mehrere Diener halten, da sein Fuß die Erde nicht be-

rühren darf und alle Besuche in einer Sänfte gemacht werden müssen, er soll seinen Kindern einen Hauslehrer halten und hat tausenderlei Pflichten und Unkosten. Um aber Aussichten auf eine Stelle zu erhalten, muß er zahllose Leute sich durch Geschenke geneigt machen und das kostet natürlich erst recht Geld. So tritt denn der Mandarin, wenn er endlich glücklich ins Amt gelangt, dasselbe mit einer gewaltigen Schuldenlast an. Seine Gläubiger lassen ihn nicht mehr aus den Augen und aus den Händen, und wenn sich irgendwo eine Ge-

Ein „Lückenwarter" unterwegs.

legenheit bietet, dann bestürmen sie ihn „Sieh, dort ist es möglich, Geld zu verdienen". Sie wissen nämlich genau so gut wie er selbst, daß das eigentliche Gehalt, das mit dem Amte verbunden ist, nicht einmal für die allernotwendigsten Ausgaben hinreicht, denn die Amts- und Repräsentationskosten sind ganz bedeutende, da der Mandarin das Amtspersonal aus eigener Tasche entlohnen muß.

In jedem Mandarinsyamen befinden sich sechs Amtsstuben: Geschäftsbureau, Einnahmebureau, Polizeibureau, Intendanturbureau, Strafbureau und Baubureau. In dem ersteren sind alle Zivilklage-

schriften einzureichen; das zweite zieht die Steuern ein und erhebt die Stempelkosten für Grund- und Gebäudeverkäufe; das dritte erläßt alle Bekanntmachungen und überwacht die Vorschriften in Bezug auf Kleiderordnung, Prüfungen, Landestrauer u. s. w., das vierte bestimmt die Wagen und Pferde, welche für das Anfahren des Getreides und sonstige Lieferungen für das Militär Spanndienste zu leisten haben; das fünfte hat das gesamte Kriminal-Gerichtswesen auszuüben; das sechste hat sich mit der Unterhaltung der Wege, Mauern, Flußdämme und aller öffentlichen Gebäude zu befassen.

Die Kosten für das gesamte Personal hat der Mandarin zu bestreiten. Zunächst hat er die höheren Beamten zu versorgen, nämlich einen gesetzeskundigen Richter, der nicht von ihm sondern von der Justizbehörde eingesetzt wird, einen Steuereinnehmer und einen Schatzmeister, der zugleich Amtssekretär ist. Dann kommen die Sekretäre und Schreiber für die verschiedenen Amtsstuben. Ferner muß er einen Thürsteher haben, dem die Abfertigung der Schriftstücke und die Annahme von Bittgesuchen u. s. w. obliegt, sowie einen Visitenankündiger. Außerdem hat er eine ganze Schar Diener, Stallknechte, Sesselträger und Vorläufer nötig, die ihn auf seinen Wegen begleiten müssen, und endlich erfordert das Amt eine Anzahl Polizeisoldaten, Büttel und einen Scharfrichter.

Freilich bekommt der ganze Troß ein mehr als kümmerliches Gehalt und steckt in entsetzlich schmutzigen und abgerissenen Livreen, aber schließlich kommt doch ein ganz hübscher Betrag zusammen. Dann findet der Mandarin das Yamen, abgesehen von dem Inventar der Amtsstuben und des Wachtzimmers, völlig leer vor; sein Vorgänger läßt ihm nichts als die kahlen Wände, von denen möglicherweise sogar die Tapeten abgeweicht worden sind, und eines oder das andere der zahlreichen kleinen Gebäude, aus denen sich sein Yamen zusammensetzt, bedarf sicherlich einer Reparatur, wenn es nicht dem neuen Bewohner über den Kopf zusammenbrechen soll. Alles kostet Geld, und dennoch wird nur das nötigste ausgeflickt, denn länger als drei Jahre darf kein Mandarin auf seinem Platze bleiben — aus dem an und für sich ganz löblichen Grunde daß keine Kliquenwirtschaft einreißen soll.

In dem ganzen Yamen, vom Mandarin bis zum Pferdejungen, befindet sich also — vielleicht von dem Rechtskundigen abgesehen — auch nicht eine Person, die auskömmlich leben könnte, sondern jeder sucht für sich ein Trinkgeld zu ergattern. Hat irgend jemand daher

ein Anliegen, sei es berechtigt oder unberechtigt, so muß er vom Thürhüter bis zum Präfekten sich den Weg erkämpfen, denn ein jeder äußert seine Bedenken, die sich nur durch klingende Münze beschwichtigen lassen. China ist stolz darauf, daß bei ihm nur die Fähigkeiten des einzelnen maßgebend sind und daß auf die Verdienste der Vorfahren keinerlei Rücksicht genommen wird und doch sind diejenigen Mandarinen, deren Vater und Großvater schon dieselbe Würde bekleideten, meist die beliebtesten. Sie gelangen durch Fürsprache eher ins Amt, haben daher keine drückende Schuldenlast, vielmehr noch eine hübsche Erbschaft in Aussicht und weichen daher wenigstens in kleinen Dingen nicht vom geraden Wege ab, wenn sie vielleicht auch ihre Begünstigung bei größeren Unternehmungen indirekt erkaufen lassen. Der aus armer Familie stammende Mandarin befindet sich hingegen von seinem Amtsantritt ab auf abschüssiger Bahn, er ist sich nie sicher, ob nicht diese oder jene Handlung ihn stürzen wird, er sucht Geld zu raffen, wo er nur kann, denn er weiß, daß er damit sich vielleicht, wenn eine Sache zur Anzeige gebracht wird, wieder das Wohlwollen seiner Vorgesetzten erkaufen kann, und er befürchtet unausgesetzt, daß das alte Sprichwort wieder an ihm wahr werden könne „eine Generation ist Mandarin, drei Generationen formen Backsteine". Dabei machen ihm noch die verschiedenen Korporationen das Leben schwer: ist er einem Litteraten zu nahe getreten, so hat er die ganze Gelehrtenkaste gegen sich, hat er einen angesehenen Großkaufmann zu sehr geschröpft, so wird ihm der Kredit eingeengt, hat er irgend einen revolutionären Barbier zur Ruhe verwiesen, so demonstrieren dessen Kollegen, regnet es nicht oder zerreißt ein Fluß seine Dämme, so giebt ihm das Volk die Schuld; kurz, trotz des gewaltigen Ansehens, das er genießt, muß er alle Augenblicke gewärtig sein, irgendwo in Unannehmlichkeiten zu geraten.

Der Eintritt ins Amt geht ziemlich einfach vor sich; der Amtsvorgänger übergiebt in Gegenwart des gesamten Personals seinem Nachfolger das in gelbe Seide gehüllte Amtssiegel. Das Volk hält sich fern, es will erst wissen, wie der neue Mandarin sein Amt verwaltet. Dieser hat dagegen alle Ursache, sämtlichen Honoratioren in der Stadt seinen Antrittsbesuch zu machen, damit er es nicht von vornherein mit allen verdirbt, sondern möglichst immer noch einige gute Freunde hat, auf die er sich stützen kann, wenn eine Bewegung gegen ihn im Gange ist.

Der Austritt aus dem Amte erfolgt hingegen wesentlich lärmender,

denn das Volk läßt es sich nicht nehmen, dem Mandarin, der ja nun nichts mehr zu befehlen hat, offenkundig seine Meinung zu sagen.

War man mit ihm zufrieden, so thut er gut, am Tage vor seiner Abfahrt zu fasten, denn dann ist fast vor jedem Hause von seinem Yamen bis zum Stadtthor ein Tischchen gedeckt, auf dem man ihm einen Reiseimbiß anbietet, und höflicherweise muß der Mann überall eine Kleinigkeit annehmen, so daß es vielleicht einen halben Tag dauert, bis er glücklich das Thor erreicht. Dort erwartet ihn eine letzte Ehre, man zieht ihm die Schuhe von den Füßen, verehrt ihm ein paar neue und hängt die alten unter dem Stadtthore auf, zum Zeichen, daß „der Besitzer derselben gegangen ist und man sich freuen wird, wenn er zurückkehrt, seine Stiefel wieder anzieht und sie in der Stadt aufträgt". Außerdem verehrt man ihm wohl noch das Pien, eine hölzerne Tafel, auf welcher seine Haupttugenden in Goldschrift verzeichnet stehen, und den roten „Schirm mit zehntausend Namen", auf dem die Honoratioren der Stadt ihre Namen zum Andenken verewigt haben. Diese Gaben der Dankbarkeit bringt der Glückliche dann in seinem Empfangssalon unter, und je mehr solcher Andenken er im Laufe seiner Amtsthätigkeit sammelt, um so größer ist die Ehre für ihn und um so höher werden ihn einst seine Nachkommen achten.

Der Engländer Gray, der ein viertel Jahrhundert in Kanton verlebte, erzählt, daß während seines ganzen Aufenthaltes nur ein einziger Mandarin wirklich beliebt war, nämlich Acheong, der zwei Jahre hindurch das Amt eines Gouverneurs in der Provinz Kwantung bekleidete. Als er Kanton verließ, begleitete ihn eine ungeheure Menge bis an den Pier, wo er sich einschiffen wollte. In den Straßen, durch welche sich der Zug bewegte, waren viele Ehrenbogen errichtet, von denen Banner mit Goldpapierinschriften herabwehten, wie „der Volksfreund", „der Vater des Volkes", „Vater und Mutter des Volkes", „der leuchtende Stern der Provinz", „der Wohlthäter des Zeitalters". Vor den Tempeln erwarteten Deputationen den Scheidenden und riefen ihm zu „Wann wird Eure Excellenz zu uns zurückkehren?" Fast dreihundert Piens, die das Lob des Scheidenden verkündeten, wurden ihm auf dem Wege überreicht, und die Zahl der ihm gestifteten roten Seidenschirme war eine ganz beträchtliche.

So selten sind die beliebten Mandarinen, und doch ist es für einen Mann in leidlich geordneten Verhältnissen gar nicht so schwer, sich die Dankbarkeit des Volkes zu erwerben. Dieses weiß sehr wohl, daß der Mandarin auch nicht auf Rosen gebettet ist und hält es für

ganz selbstverständlich, daß er dort, wo Silber fließt, auch seinen Hut unterhält, um den Strom etwas abzufangen. Er soll es nur nicht zu arg treiben und nicht zu ungerecht wirtschaften.

Hat er aber den allgemeinen Haß auf sich geladen, dann erhält seine Abfahrt ein völlig verändertes Aussehen. Die Leute stehen auch vor den Häusern, aber sie bieten ihm keine Speise an, sondern überschütten ihn mit Schimpfworten, sie verbrennen Papier vor seinen Augen und verrichten jene Zeremonien, die gebräuchlich sind, wenn ein Leichenzug vor ihren Thüren passiert. Mit anderen Worten, sie wünschen ihm symbolisch den Tod. Hat daher ein Mandarin kein reines Gewissen, so macht er sich lieber bei Nacht und Nebel aus dem Staube, als daß er sich solchen Kundgebungen aussetzt.

Insignienträger eines Mandarins.

Am schlimmsten ist es allerdings für ihn, wenn er das Volk so aufgebracht hat, daß es sich noch während seiner Amtsthätigkeit gegen ihn empört. Es kommt vor, daß das Volk sein Yamen stürmt, ihn mit Gewalt in seine Sänfte setzt und diese nach der Hauptstadt der Provinz zum Vizekönig trägt. Dieser hat ihn geschickt, dieser erhält ihn jetzt zurück. Einer solchen Kundgebung des Volkes vermag der Vizekönig schon im eigenen Interesse nicht, sich zu widersetzen. Er dekretiert die Amtsentsetzung des Ausgestoßenen und giebt dadurch einem „Lückenwarter" Gelegenheit, einzurücken.

Im Jahre 1871 kam es vor, daß gegen zwei Polizeipräsidenten, die Amtsmißbrauch getrieben hatten und Verbrecher, mit denen sie vielleicht unter einer Decke steckten, angeblich nicht zu entdecken vermochten, sogar eine direkte Beschwerde nach Peking gerichtet wurde. Die beiden Mandarinen wurden schleunigst nach der Hauptstadt zitiert, und bald meldete die Pekinger Zeitung, daß der Kaiser folgendes verfügt habe: Der Polizeimeister von Tunping-Hin verliert seinen Rangknopf, weil es ihm in auffälliger Weise mißlungen ist, den Vollbringer eines frechen Raubes zu ermitteln. Sollte er diesen nicht innerhalb einer gewissen Frist dingfest machen, so ist er selbst in Untersuchungshaft zu ziehen und zu bestrafen. — Der Polizeimeister von Namwo-

Hin, ein „Mann von ganz geringer Begabung", ist sofort seines Amtes zu entheben und aus dem Dienst zu entlassen. Die gegen ihn erhobene Beschuldigung ist zwar nicht ausreichend bewiesen, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß er übel beleumundete Leute in seinen Dienst genommen und dadurch die Würde seines Amtes verletzt hat.

Für den Geldbeutel des Betroffenen ist so etwas natürlich sehr unangenehm, denn er weiß nunmehr nicht, wie er ihn wieder füllen soll, dagegen sind ihm — und das ist der schlimmste Krebsschaden — dadurch noch nicht die Vorrechte seines Standes aberkannt. Er behält ruhig seinen Knopf am Hut und, wenn er auch keinen Einfluß mehr hat, so genießt er doch in den Kreisen der Litteraten und in den Augen des Volkes fast dasselbe Ansehen wie früher. Hat er so viel zusammengeraubt, daß er gemächlich davon leben kann, so spielt er immer noch eine große Rolle; schlimm ist es für ihn nur, wenn er noch nicht so viel zusammengescharrt hat, um gemütlich als Rentner leben zu können.

Die Rang- und Amtsabzeichen.

Sich in Gelb zu kleiden, ist das ausschließliche Vorrecht der kaiserlichen Familie. Nur ausnahmsweise gestattet der Kaiser, daß einer seiner ersten Beamten ein gelbes Obergewand anlegen darf; ebenso ist das Tragen von Pelzwerk aus dunkelfarbigem Fuchs ausschließlich der kaiserlichen Familie reserviert.

Jeder Beamte trägt einen blauseidenen, bis zu den Knöcheln reichenden Kaftan und ein veilchenblaues Obergewand, das bis an die Knie reicht. Bei den höheren Rangklassen sind Drachen in den Stoff gewebt oder sonstige Tierfiguren, auch ist die genaue Rangstufe des einzelnen an dem auf dem Hut befindlichen Knopf und einem viereckigen Schild, der auf Brust und Rücken gestickt ist, erkennbar; der letztere befindet sich jedoch nur an den Galatrachten.

Das gesamte Beamtentum zerfällt in neun Rangklassen:

Der ersten gehören nur die Mitglieder des Kabinettsrates und die sechs Ressortminister an. Sie tragen als Knopf einen hellroten Edelstein und als Stickerei einen Kranich.

Die zweite umfaßt die Vizekönige, sowie die Statthalter und Oberschatzmeister der einzelnen Provinzen. Auf ihrem Hut ist ein rosaroter geschliffener Stein und auf ihrer Brust ein Goldfasan (Kamki).

Zur dritten zählen die Oberrichter der Provinzen und die Salzkommissare. Sie haben einen lichtblauen Seidenknopf und als Stickerei

einen Pfau. Bei besonders wichtigen Amtshandlungen tragen die Oberrichter als Stickerei aber einen „Hitschi", ein sagenhaftes Tier, das böse und gute Menschen unterscheiden kann und die bösen mit seinen Hörnern aufspießt.

Die vierte besteht aus den Oberpräsidenten und Präsidenten der Regierungsbezirke. Ihr Knopf ist dunkelblau, als Stickerei tragen sie eine Wildgans.

Der fünften gehören an die Provinzialoberregierungsräte, die Vizesalzkommissare, die kaiserlichen Leibärzte und der Vorsitzende des astronomischen Rates. Auf ihrem Hut ist ein durchsichtiger weißer Kristallknopf, auf ihrer Brust ein Silberfasan.

Zur sechsten werden gezählt der Vizepräsident des astronomischen Rates, die vier Ministerialdirektoren des Kultusdepartements, die Räte der Pekinger Regierung, die vertretenden Oberschatzmeister der Provinzen, die Landgerichtsdirektoren und die Oberexaminatoren. Ihr Hut ist mit einem Perlmutterknopf geschmückt, ihre Stickerei zeigt einen Silberreiher.

Die siebente umfaßt die Doktoren der Rechte (Mitglieder der Hanlin-Akademie), die Landräte (die eigentlichen Mandarine), die Zeremonienmeister, die Unterexaminatoren, die Palastschreiber und die Vorsteher der Provinzialregierungs-Kanzleien. Auf ihrem Hut ist ein massiver goldener Knopf, auf ihrer Brust die sogenannte Mandarinente (Kitschik).

Der achten gehören an die prinzlichen Leibärzte, die Vorsteher der Konfuziustempel, einige Oberpriester, die Direktoren der Salzmärkte und die Provinzialsiegelbewahrer. Ihr Knopf ist nur vergoldet, ihre Stickerei zeigt eine Wachtel.

Zur neunten zählen die offiziellen Dolmetscher, die Polizeipräsidenten und die Hofintendanten. Sie tragen einen silbernen Knopf und einen Seidenvogel (Limhok) auf der Brust.

Die „Lückenwarter", die mit einem Kommissorium betraut, aber noch nicht definitiv angestellt sind, lassen das Brust- und Rückenfeld mit einem gelben Vogel (Wongli) besticken. Alle diese Vögel sind mit ausgespannten Flügeln dargestellt; sie stehen auf einem Felsen mitten im tobenden Meere und blicken in die Sonne.

Außerdem trägt jeder Beamte eine Kette um seinen Hals, die aus 108 kleinen Kugeln besteht. 72 davon sollen ebenso viele in China vorhandene Metalle und Steinarten repräsentieren, die übrigen 36 beziehen sich auf ebenso viele Gestirne, die ihr Licht auf China

herabstrahlen lassen. Ferner tragen die Beamten, wenn sie in Gala sind, hinten am Hut eine Pfauenfeder, die bei den höheren Rangklassen zwei, bei den niederen nur ein Auge hat.

Auch die nicht im Amt befindlichen Gelehrten haben, wie wir schon andeuteten, eine Tracht, die ihren Stand anzeigt. Der Licentiat hat eine lange dunkelblaue Tunika mit hellblauem Besatz, die durch eine Schärpe oder einen Gürtel zusammengehalten wird; an den Füßen

Ein Mandarin-Yamen.

trägt er Atlasschuhe. Die Kleidung der Baccalaureus hat denselben Schnitt, nur ist der Stoff hellblau und der Besatz purpurrot.

Oft genug passiert es aber nun Gelehrten und solchen Beamten, die eine Stellung haben, welche nur selten einmal Nebeneinnahmen abwirft, daß ihr Gewand nicht mehr „salonfähig" ist und sie durchaus keine Mittel haben, sich ein neues zu beschaffen. Dann erscheinen sie in grauem Baumwollenzeug und reden sich damit aus, daß ein naher Verwandter gestorben ist, um den sie neun Monate lang Trauer anlegen müssen. Das hilft für eine ganze Zeit über alle Verlegen-

heiten hinweg und sollte dann auch noch nicht das nötige Geld vorhanden sein, so muß eben ein zweiter Verwandter angeblich sterben. Seiner Eitelkeit kann dann der Beamte allerdings nicht fröhnen und seine Kollegen raunen sich vielleicht unter einander den wahren Grund zu, aber in den Augen des Publikums büßt er nichts ein, denn der Knopf auf seinem Hut kennzeichnet ja zur Genüge seinen Rang.

Nicht selten kommt es übrigens vor, daß ein älterer Beamter als Auszeichnung den Rang der nächst höheren Klasse erhält; dann

Prunkmahl im Yamen eines Mandarins.

trägt er den Knopf der letzteren, behält aber die Stickerei bei, die seinem wirklichen Amte entspricht. Ein Beweis für die hohe Wertschätzung, deren sich das Greisenalter in China erfreut, ist es aber wieder, daß jeder, der das siebzigste Lebensjahr erreicht hat, einen unbescholtenen Ruf genießt und aus „ehrlicher" Familie stammt, ein der neunten, und wenn er neunzig Jahre alt geworden ist, ein der siebenten Rangklasse entsprechendes Gewand — natürlich ohne die entsprechenden Amtsabzeichen — anlegen darf. Da diese seidenen

Gewänder ziemlich kostspielig sind, so können nur wohlhabende Leute von dieser Erlaubnis Gebrauch machen, und diese haben vielfach ohnehin schon durch einen ihrer Söhne, der ein Examen bestanden hat, Anrecht auf ein seidenes Gewand.

Hierbei ist jedoch folgendes zu bemerken. Zwar gehen alle erworbenen Grade und Ehren auf die direkten Ahnen (Vater, Großvater, Urgroßvater) über, aber sie dürfen die Titel und Abzeichen nur führen, wenn der Betreffende der ersten bis siebenten Rangklasse angehört und wenn sie selbst kein öffentliches Amt bekleiden. Sie sind und bleiben dann trotzdem Privatleute und führen nur den Titel mit dem Vorwort „Jung", welches anzeigt, daß sie den Rang durch ihren Sohn oder Enkel erlangt haben. Bekleiden sie selbst ein höheres Amt als der Sohn, so werden sie natürlich nicht dessen Titel annehmen; ist aber der Rang des Sohnes höher als der eigene (beispielsweise, wenn der Sohn eines Landrats Ministerialdirektor geworden ist), so müssen sie entweder auf den Titel des Sohnes verzichten und ihren eigenen beibehalten, oder sie müssen ihr Amt niederlegen und dürfen dann den Titel des Sohnes führen. Die Väter von Mandarinen achten und neunten Ranges sowie von unbeamteten Gelehrten müssen sich aber mit der Ehre begnügen, ohne einen Titel führen zu dürfen. Bei Thronbesteigungen oder wenn der Kaiser seinen einundsechzigsten Geburtstag begeht, pflegt jedoch auch den Vätern von Mandarinen der achten und neunten Klasse die Gnadenauszeichnung zu werden, daß sie den Rang und Titel ihres Sohnes führen dürfen. —

Was die Frauen der Beamten betrifft, so erscheinen sie bei Hofe oder bei außerordentlichen Festlichkeiten in Hüten, die in Form und Stoff genau dem Amtshut ihres Gatten entsprechen, nur hängen von ihm zwei lange Seidenbänder auf die Schultern herab. Ebenso ziehen sie über ihr Kleid eine Tunika, die in Stoff und Farbe derjenigen ihres Mannes gleicht und auch mit denselben Wappentieren gestickt ist.

Etwas verzwickter ist die Sache aber mit Witwen und zweiten Frauen. Eine Witwe nämlich hat nach Ablauf der Trauerzeit das Recht, bei festlichen Gelegenheiten die Gewänder anzulegen, die ihr durch den Rang ihres Gatten zukamen; sollte sie aber zum zweiten Male heiraten, so geht sie dieses Rechts verlustig und sollte sie gar eine Mesalliance eingehen, so erhält sie achtzig Stockhiebe obenein. — Heiratet der Beamte zum zweiten Male, so hat die zweite Frau kein Anrecht auf die Titel und Rangabzeichen ihres Mannes, sondern diese

verbleiben der verstorbenen ersten Frau; erhält der Mann aber einen höheren Rang, dann ist die zweite Frau berechtigt, diesen zu führen. War die zweite Frau aber ebenfalls schon einmal verheiratet, so hat sie unter keinen Umständen das Recht, einen Titel zu führen, und einer dritten Frau steht dieses Recht ebensowenig zu. Diese Frauen können nur dann wieder zu einem Titel gelangen, wenn einer ihrer Söhne einen solchen erwirbt und dieser dann auf sie zurückwirkt. —

Ein Mandarin höheren Ranges setzt seinen Fuß selten auf die Straße, sondern benutzt fast immer die Sänfte. Die letztere war vermutlich früher nur Mitgliedern des Hofes, hohen Beamten und Offizieren gestattet, seit langem wird sie aber auch von Gelehrten und wohlhabenden Leuten in umfangreichem Maße verwendet, und in den größeren Städten giebt es sogar allenthalben Mietssänften, die man tage- oder stundenweise mieten kann. Es kommt hinzu, daß die Frauen infolge ihrer verkrüppelten Füße größere Entfernungen nicht zu Fuß zurücklegen können, aber namentlich in den Hafenstädten, wo sie das freiere Leben der europäischen Damen kennen gelernt haben, lange nicht mehr so viel zu Hause sitzen wie früher. Außerdem hat es sich in den großen Städten eingebürgert, daß wohlhabende Leute ihre Privatsänften nicht mehr durch zwei sondern durch vier Männer tragen lassen und daß noch zwei bis vier Diener ihnen in Livree folgen müssen, während hinter den Sänften ihrer Frauen ein oder zwei weibliche Dienstboten einherschreiten.

Die Sänfte eines Mandarins ist aber schon aus größerer Entfernung von einer Privatsänfte dadurch zu unterscheiden, daß sich auf ihrem Dach eine weiße glänzende Kugel befindet, die bei den höheren Klassen aus hohlem Silber, bei den niedrigeren aus Zinn besteht; außerdem sind die Fenstervorhänge und der zum Ausschlagen benutzte Stoff von grüner Farbe, während diese für alle Privatsänften verboten ist und meist durch blauen Stoff ersetzt ist. Endlich gehen den Sänften aller Mandarine zwei oder mehr Büttel mit Strafwerkzeugen voran, während solche Vorläufer den Privatpersonen verboten sind.

Wenn ein Vizekönig oder Statthalter innerhalb seiner Provinz irgendwo auf der Straße erscheint, so ist er von einem ganzen Rudel Diener umgeben. An der Spitze des Zuges marschieren Trompeter und Trommelschläger, die in gewissen Zwischenräumen durch Blasen der Posaunen und Schlagen ihrer Gongons die Annäherung verkünden, hinter ihnen rasseln Büttel mit Ketten und Peitschen und rufen von Zeit zu Zeit „Jedermann schweige!“, oder „Der große alte Großvater

kommt!" Dann kommen vier Diener, die jeder an einer Stange eine rote Tafel mit goldener Inschrift tragen, die teils Schweigen gebieten, teils die Wagenführer zum Ausweichen auffordern, darauf folgen vier Soldaten mit Speeren und acht mit Fahnen, auf denen Drachen gemalt sind. Jetzt erscheint die Sänfte, deren Tragstangen mit glänzenden Drachenköpfen versehen sind, und welche von acht Dienern fortbewegt wird. Nunmehr folgen Diener, welche die Amtsinsignien ihres Herrn

Löwe vor dem Yamen eines Mandarins.

zur Schau tragen, nämlich zwei Fahnen mit Darstellungen geflügelter Tiger, zwei Amtsszepter mit geballten Fäusten, welche die Oberhoheit über das Provinzialmilitär kennzeichnen und zwei weiße Szepter aus Tungholz, welche ihm als oberstem Zivilbeamten der Provinz zukommen, zwei Lanzen in Gestalt von Wildgansfedern und zwei mit metallenen Tierköpfen, zwei Amtsstäbe von gelber Farbe, und ein seidener Sonnenschirm, an dessen Spitze eine versilberte große Kugel befestigt ist.

Bei einem Beamten der dritten Rangklasse hat sich das Gefolge schon etwas verringert. Die Sänfte wird nur noch durch vier Mann getragen, die Tigerfahnen und die Szepter mit den Fäusten fehlen, auch sind nur noch zwei Speerträger und zwei Lanzenträger vorhanden. Ein Angehöriger des fünften Ranges hat keine Musikanten mehr, die Tragstangen seiner Sänfte zeigen Löwenköpfe statt der Drachenhäupter und seine Amtsinsignien bestehen in einem blauseidenen Sonnenschirm mit roter Kugel, vier Fahnen, einem an einer Stange befestigten Fächer und zwei weißen Amtsstäben. Ein Mandarin achten oder neunten Ranges wird aber schon ganz schlecht behandelt. Zunächst fehlen die Tafeln mit der Aufforderung, daß jeder schweigen soll, seine beiden Büttel dürfen nicht mehr mit Ketten rasseln, sondern müssen sich mit Bambusrohrstöcken begnügen, statt der Löwenköpfe zeigt der Beschlag der Tragstangen nur einfache, wolkenförmige Verzierungen, Fahnen hat er überhaupt nicht, und die ganzen Amtsabzeichen bestehen in zwei Gerichtsstäben und einem Sonnenschirm aus einfachem Zeugstoff ohne Kugel.

Für Peking sind jedoch diese Aufzüge wesentlich eingeschränkt. Nur die Beamten des ersten Ranges und die altersschwachen des zweiten dürfen sich auch bei gewöhnlichen Dienstgängen der Sänften bedienen, alle anderen müssen zu Pferde reiten, und zwar haben die der ersten Klasse zwei Vorreiter und acht Nachreiter; die der zweiten zwei Reiter vorn, sechs hinten; die der dritten zwei vorn, vier hinten; die der vierten einen vorn, keinen hinten; die der übrigen keinen vorn, jedoch einen Reiter hinten. Aber selbst, wenn bei feierlichen Anlässen die Sänften zur Verwendung kommen, dürfen diejenigen von Mitgliedern der drei ersten Rangklassen von nicht mehr als vier Mann, diejenigen der sechs übrigen Klassen sogar nur durch zwei Mann getragen werden. Als Standesabzeichen für die erste Klasse gelangen dann zur Verwendung: zwei große Fächer mit je vier Sonnen und dem Namen des betreffenden Mandarin, ein roter Sonnenschirm, vier Fahnen, von denen zwei mit Drachenfiguren, zwei mit den Worten „Machet Platz“ bemalt sind, vier Speere und vier gelbe Amtsszepter (also nicht viel mehr als ein Mandarin siebenten Ranges in der Provinz um sich hat); bei der zweiten Rangklasse fehlen zwei Speere und auf den Fächern sind nur drei Sonnen sichtbar; bei der dritten Rangklasse sind die Fächer mit nur zwei Sonnen, bei der vierten nur mit Goldflitter versehen. Die übrigen fünf Klassen haben nur einen Fächer und sonst kein weiteres Gefolge um sich. Sobald jedoch ein Mandarin Peking

verläßt, um sich dienstlich in die Provinz zu begeben, steht ihm dieselbe Anzahl Sänftenträger und die gleiche Anzahl von Trägern der Standesabzeichen (mit kleinen Abweichungen) zu, wie seinen Kollegen von gleichem Range in der Provinz, jedoch darf dieses Gefolge erst zu ihm stoßen, sobald er die Stadtthore verlassen hat.

Meist ist dann aber die Zahl seiner Begleiter noch viel größer, denn er weiß sehr wohl, daß die Herbergen auf dem Lande wenig Komfort bieten. Er nimmt daher mehrere von seinen Köchen und einen kleinen transportablen Kochherd mit auf die Reise, auf dem unausgesetzt Feuer und kochendes Wasser unterhalten wird, so daß bei jedem Halt sofort Thee serviert werden kann. Solche Reisen von längerer Dauer unternimmt der Mandarin auch am liebsten in einem Wagen, in dem er zur Not die Nacht verbringen kann. Die Überzüge der Sitzkissen und die Vorhänge dieser Wagen entsprechen in der Farbe genau denen der Sänften; außerdem sind die Räder gezackt, was ein ausschließliches Privilegium der Beamten bildet. —

Zum Schluß seien noch einige Worte über die Amtswohnungen der Beamten gesagt. Es ist schon mehrfach darauf hingewiesen, daß dieselben aus einem großen Gebäude und mehreren kleineren bestehen, in denen die Bureaus, die Beamten, die Küche, die Wächter und Diener u. s. w. untergebracht sind.

Als äußeres Abzeichen sind vor jedem Yamen zwei hohe Stangen (Mastbäume) aufgerichtet, und zu den Seiten des Haupteinganges liegen zwei steinerne Löwen, die aber meist sehr wenig naturgetreu sind. Das große Eingangsthor muß ein gewölbtes vorgebautes Dach haben und aus drei Bogen bestehen; über jedem derselben sind mehrere Reihen großköpfiger Nägel einzuschlagen und zwar müssen es bei Mandarinen ersten bis dritten Ranges sieben Reihen zu je sieben Nägeln, bei denen der vierten und fünften Klasse sechs Reihen zu je sechs, bei den übrigen fünf Reihen zu je fünf Nägeln sein, was, wie wir gleich sehen werden, sich auf die Zahl der im Innern des Hauptgebäudes befindlichen Säle bezieht. Ferner pflegen an den Seiten des Portals allerhand Waffen und Folterinstrumente aufgestellt zu sein, wie hölzerne Kangs und Käfige, Schwerter und Flinten, Lanzen und Keulen.

In den Yamen der Beamten ersten und zweiten Ranges müssen neun offene Säle vorhanden sein, an welche sich die Privatgemächer nach hinten und nach den Seiten zu anschließen. Die Säulen, welche die Saaldecken tragen, müssen aus Holz und schwarz gestrichen, die

Balken vergoldet oder mit Drachenfiguren bemalt sein. Die Felder müssen mit Drachen, Phönixen, Delphinen und Tscheluns bemalt sein, und am Dache sind Porzellannachbildungen dieser Tierarten anzubringen. Die Thüren sind grün anzustreichen und an ihnen sind zwei kupferne Löwenköpfe zu befestigen, die große Kupferringe im Maul halten.

Die Yamen von Beamten dritten und vierten Ranges haben nur sieben Säle. Die Längsbalken sind rot, die Querbalken an den Decken grün, die Thüren schwarz zu streichen. Als Dachverzierung sind porzellane Schildkröten anzubringen und an den Thüren sind Tierköpfe mit Ringen aus Zinn zu verwenden.

Die Yamen von Mandarinen der vier letzten Rangstufen enthalten nur fünf Säle; die Thür ist eine einfache große Flügelthür und an ihr sind Löwenköpfe mit Ringen aus Eisen angebracht. — Es sei dabei bemerkt, daß es Privatleuten ebenfalls gestattet ist, bis zu fünf Sälen in ihren Häusern zu haben, doch dürfen sich weder an den Decken derselben Malereien mit den genannten Tierfiguren befinden, noch dürfen an der Hausthür Löwenköpfe, Ringe oder andere Verzierungen angebracht sein.

Unendlich viele von den Yamen sind in so baufälligem Zustande, daß sie nicht bewohnt werden können, doch fehlt es der Provinz häufig an Geld, dieselben durch Neubauten ersetzen zu können. Man mietet dann für den betreffenden Mandarin ein gerade leerstehendes Haus irgend eines wohlhabenden Mannes, malt ein paar scheußliche Tierfiguren an die Decken, bringt die Löwenköpfe an das Thor an, richtet ein paar Stangen vor demselben auf und wartet ruhig so lange mit der Erneuerung des ersteren, bis auch das gemietete Haus zusammenzustürzen droht. Dann wird es allerdings die höchste Zeit, den Schaden auszubessern!

Die Rechtspflege.

Das bürgerliche Rechtsverfahren.

Mandarin in Amtstracht.

Wie sich aus der vorhergehenden Aufzählung der verschiedenen Beamtenklassen ergiebt, zerfällt das chinesische Gerichtswesen, genau wie das unsrige, in Zivil- und Kriminalgerichtsbarkeit, obschon einfache Angelegenheiten beider Arten vor demselben Richter zur Aburteilung gelangen. Geringe Vergehen können schon am Orte selbst durch den Gemeindevorsteher oder die Gemeindevertretung erledigt werden, und dort ist es auch, wo klagende Parteien bei kleineren Zwistigkeiten ihre Klage anzubringen pflegen. Kaufleute oder Fabrikanten, die in Handelssachen uneinig geworden sind, bringen ihre Sache fast immer vor das Tribunal ihrer eigenen Innung, oder wenn eine solche am Orte nicht bestehen sollte oder die beiden Gegner verschiedenen Gewerken angehören, vor den Vorstand einer anderen Gilde.

Es muß jemand schon ein gewaltiger Streithahn oder doch gar zu schlecht behandelt worden sein, wenn er sich bei dem Rechtsspruch nicht beruhigt und die Angelegenheit vor das eigentliche Gericht bringt. Denn er weiß, daß ihm das unbedingt einen Haufen Geld kostet, daß sein Gegner sich mit unglaublicher Verschlagenheit herauszuziehen suchen wird, daß auf Zeugen wenig zu rechnen ist und daß also der Ausfall der Sache sehr fraglich ist.

Trotz aller dieser Mängel, die wir noch genauer kennen lernen werden, ist es aber nicht zu leugnen, daß der Chinese als Kläger zu dem europäischen „Gemischten Gerichtshof", wie er sich in Schanghai und anderen Handelsplätzen mit starker Fremdenniederlassung befindet, lange nicht so starkes Vertrauen hegt, als zu seinem eigenen Richter.

Ein Mandarin und seine Familie.

Schon dadurch, daß die sich streitenden Parteien vor dem Mandarin knieen müssen, wird die Verhandlung feierlicher. Der Beamte ist in seine glänzende seidene Amtsrobe gekleidet, er kennt die Schliche und Spitzfindigkeiten seiner Landsleute genau und hat — wenn er nicht bestochen ist, was bei Bagatellsachen aber kaum allzu häufig vorkommt — den wahren Sachverhalt mit bewundernswertem Scharfblick bald durchschaut. Dann schlägt er plötzlich und unerwartet, wenn der Schuldige seinen Mund zu einer Lüge öffnet, das „Schreckensbrett" (tjing-paen), das er in seinen Händen hält, dröhnend auf den Tisch. Der Schuldige merkt, daß Leugnen nichts mehr hilft und daß bei

Ein Gerichtshof erster Instanz.

weiterem Beharren bei der Lüge ohne weiteres die Folter zur Anwendung gebracht wird; er giebt daher den Sachverhalt zu und bittet um eine möglichst gelinde Strafe. Schließlich ist der Richter nicht an bestimmte Gesetzesparagraphen gebunden, sondern kann sein Urteil nach seiner inneren Überzeugung abgeben, und niemand kann ihm etwas anhaben, wenn er nur nachzuweisen vermag, daß es der gesunden Vernunft nicht zuwider läuft.

Wie ganz anders ist das Verfahren vor einem europäischen Gerichtshof. Der Kläger ist gewohnt, die ganze Angelegenheit für seinen Gegner so unvorteilhaft wie nur irgend möglich darzustellen. Er

schildert den Sachverhalt in der phantastischsten Form und übertreibt derartig, daß Richter und Beisitzer seinen Worten nicht mehr den geringsten Glauben schenken. Dann kommt der Verklagte; er weiß von nichts, ist der unschuldigste Mensch von der Sonne und verdreht alles so vollkommen, daß der Gerichtshof überhaupt nicht mehr weiß, was er aus der Sache machen soll. Nun schreitet man zum Zeugenverhör. Jeder Zeuge tischt erst nach Landessitte auf, was seine Person und seine Familie angeht. Er giebt seinen Namen, sein Alter und seinen Geburtsdistrikt an, zählt alle Personalien seines Vaters, seiner Mutter, seiner Frau und seines Schwiegervaters auf, geht dann auf seine Kinder, deren Zahl und deren Alter über und entwickelt, ohne sich unterbrechen zu lassen, einen unglaublichen Wortschwall. Fragt man ihn dann aber, was er von der Sache weiß, so wird er plötzlich einsilbig. Er argwöhnt, daß man ihm selbst an den Kragen wolle und weiß nun von nichts mehr; entweder hat er überhaupt nichts davon gesehen oder gewußt, oder es muß eine Personenverwechslung vorliegen, oder er hat alles vergessen. Der Gerichtshof ist ermüdet und abgespannt; ihm ist die Sache unklarer als je zuvor; man verfügt über keine Schreckbretter und Folterwerkzeuge und muß daher, nachdem man so und so viel Zeit vertrödelt hat, den Termin mit einer Freisprechung schließen, womit natürlich dem Kläger herzlich wenig gedient ist.

Daß das gute Recht bei dem Mandarin aber auch nicht so leicht zu erlangen ist, haben wir schon gesagt. Sehr belustigend hat den Schneckengang des chinesischen Prozeßverfahrens der katholische Missionar in Südschantung, R. Pieper, in seinem Buche „Unkraut, Knospen und Blüten aus dem blumigen Reiche der Mitte" beschrieben, und wir wollen daher seine Schilderung uns zu eigen machen.

Es muß dem kaltblütigen Chinesen schon heiß auf die Haut gekommen sein, wenn er sich endlich entschließt, sein Recht vor dem Mandarin zu suchen; auch muß er ziemlich sicher sein, den Prozeß zu gewinnen. Es gilt als ein großes Ereignis, wenn es im Dorfe heißt: der A ist in die Stadt (hiermit ist immer die Hauptstadt des Bezirks gemeint) gegangen, Klage zu erheben. Dem B kommt dies natürlich bald zu Ohren und es beginnt ihm die Haut zu jucken. Er sinnt auf Mittel, dem drohenden Unheile zu entgehen. Hat er vermögende Freunde, so bittet er, sich schleunigst ins Mittel zu legen, gute Worte zu gebrauchen und den A von seinem Vorhaben abzuhalten. Wenn es sich aber um eine Schlägerei handelt und der A hat recht

viel bekommen, während B leer ausgegangen, so macht er sich falsche Wunden, geht in die Stadt, und auch er erhebt dann Klage gegen seinen Ankläger, und zum Beweise der Wahrheit zeigt er die Wunden, „welche ihm der A geschlagen hat“.

In jedem Mandarinbezirk giebt es eine Reihe von Verfassern der Klageschriften (te schou). Sie leben von dieser Arbeit, und wer das meiste bezahlt, bekommt die meisten und triftigsten Rechtsgründe. Die Klageschrift ist dann stilgerecht abgefaßt, und die vorgebrachten Gründe sind packend. Wer aber nur weniger zahlt, für den werden auch nur magere Gründe geltend gemacht, wenn er auch das größte Recht hat. Das Äußere der Klageschrift ist genau vorgeschrieben. Die Größe und Farbe des Papiers, die Zahl der Linien, die Art der Schrift, alles geht nach stehendem Muster.

Hat der Kläger seine Klageschrift in Händen, so kann er sie, falls gerade Gerichtstag ist, dem Mandarin selber überreichen; im anderen Falle übergiebt er sie einem Gerichtsdiener. Dieser erlangt dafür ein Handgeld, und wenn es gut ausgefallen ist, bringt er sie sofort zum Amtsvollstrecker, im anderen Falle wird sie einige Tage unter den Tisch geschoben. Sache des Amtsvollstreckers ist es, die Klage dem Mandarin vorzulegen. Dieser liest sie flüchtig durch und läßt sie durch einen zweiten Diener an seinen „Rechtsgelehrten“ gehen. Der Rechtsgelehrte prüft die Gründe, und je nachdem sie ihm wahr oder unwahr erscheinen, setzt er sein „zulässig“ oder „unzulässig“ darunter.

Alle Klageschriften, welche mit dem Prädikat „unzulässig“ versehen sind, kommen in den Papierkorb. Die Gründe der Unzulässigkeit werden in kurzen Worten auf einen Streifen Papier geschrieben und draußen in einem Kasten aufgehängt. Ebenso wird dort bekannt gegeben, ob die Klage ein „zulässig“ bekommen hat. In den Tagen der Entscheidung sind sowohl Kläger als Verklagter voll der Erwartung, und ist der „Aushängetermin“ herangenaht, so lassen sie sich beizeiten von der Unterschrift des Rechtsgelehrten unterrichten. Ist die Klage verworfen, so steht es dann dem Abgewiesenen frei, sich eine neue mit besseren Gründen anfertigen zu lassen, und das Verfahren ist wiederum dasselbe. Der Verklagte aber kann sich die Anklage seines Gegners abschreiben lassen, nur muß er diesen Liebesdienst bezahlen. Hat er die Gründe seines Gegners in Händen, so ist es ihm ein leichtes, Gegengründe zu finden und den weiteren Verlauf vorzubereiten.

Die „zulässig“ befundene Klageschrift wird dem Mandarin zugestellt, der sie durchliest und an sein Verwaltungsbureau (li-fang) schickt. Dort wird sie abgeschrieben, dort stellt man auch die Vorladescheine aus. Letztere werden vom Amtsvollstrecker dem Mandarin überreicht, der sein rotes Siegel darunter setzt. Hierauf werden sie stufenweise weiter befördert, bis sie sich endlich in den Händen des ersten Gerichtsschergen befinden. Seine Sache ist es, die „Glücklichen“ zu bestimmen, welche den Vorladeschein zu überbringen haben. Handelt es sich um einen Verbrecher, so gehen mehrere Häscher zusammen;

Die Bambusstrafe.

auch führen sie Waffen bei sich und vor allem Handschlösser und Ketten zum Fesseln des Übelthäters.

Hat ein Reicher einen Armen verklagt, so suchen die Schergen mit dem Vorladeschein nicht zunächst den armen Verklagten auf, sondern verfügen sich zum reichen Ankläger. Dort lassen sie sich gut auftischen, was der Reiche gerne thut, damit sie seinem „Widersacher“ recht heiß machen sollen; auch giebt er ihnen noch einen fetten Zehrpfennig mit auf den Weg. Unseren Häschern fällt es nicht ein, jetzt den armen B aufzusuchen, sondern sie ziehen zurück in die Stadt und verthun dort gemütlich ihren Zehrpfennig. Sind sie damit fertig, so geht es ein zweites Mal auf den Lauf — nicht um den Verklagten

zu holen, sondern wieder zum reichen A. Sie klagen ihre Not: „wie sie den Kerl doch gar nicht finden können; er muß wohl davon geflohen sein; sie haben ihr Geld schon längst verbraucht, haben schon Schulden machen müssen und sind in recht bedrängter Lage". Natürlich wird wieder gut aufgetischt, und ein recht reichliches Trinkgeld für den Weg bekommen sie dazu, denn A fürchtet, sein Gegenpart wäre schon geflohen und der Prozeß fiele dann ins Wasser. Er ermahnt sie recht eindringlich, sich doch Mühe zu geben; sie sollten auch eine gute Belohnung haben.

Mit den besten Versprechen verlassen sie das Haus, lachen ins Fäustchen und — wiederum gehts zur Stadt, wo sie gute Tage verleben, so lange das Geld reicht. Vielleicht versuchen sie ein drittes und ein viertes Mal ihr Glück beim Kläger, bis dieser schließlich nicht mehr auf den Leim geht. Entweder ist er der Schikane müde und läßt den Prozeß auf sich beruhen oder aber er geht zur Stadt und läßt beim Mandarin anfragen, wie es doch eigentlich mit seiner Rechtssache stehe. Natürlich hat eine solche Anfrage viele Instanzen zu machen und auf jeder Instanz muß gezahlt werden.

Es wird dann von oben herab ein Druck auf die Schergen ausgeübt, den Verklagten einzufangen. Wenn der Kläger recht gut „geschmiert" hat, wird womöglich den Häschern Strafe angedroht, falls sie den Verklagten nicht bis zu einem festgesetzten Termin in die Stadt geschafft haben.

Da bleibt ihnen nichts anderes übrig. Eines guten Morgens erscheinen sie im Hause des B, zeigen ihr amtliches Schreiben vor und der Verklagte hat ihnen zu folgen. Den Vorladeschein kann sich jeder Verklagte zeigen lassen und selber prüfen, ob es ein echter ist. Denn die chinesischen Gerichtsdiener verstehen es auch, falsche Vorladescheine zu machen. Das thun sie besonders, wenn sie schlechte Tage verlebt haben und ihr „Geschäft" nicht voran will. Haben sie sich mit einem falschen Scheine eine gute Mahlzeit und einiges Handgeld verdient, so lassen sie den „Vorgeladenen" in Ruhe. „Sie wollen dem Mandarin sagen, er sei nicht zu finden, denn sie dürften doch einen so guten Mann, der sie dermaßen freundlich behandelt hat, nicht als Gefangenen mit in die Stadt nehmen."

Statt nun dem Mandarin Bericht zu erstatten, daß der Gesuchte gefunden ist, steckt man ihn in ein Wirtshaus und überbringt dem Ankläger die freudige Kunde, „daß es nach vieler Mühe und Anstrengung endlich gelungen ist, den Kerl zu fangen". Man erzählt

von den vielen und weiten Wegen, die man zu machen hatte, um ihn zu erwischen, und zeigt als „Beweis“ die durchlöcherten Schuhe, welche man sich vorher eigens aus der Ecke geholt und an die Füße gezogen. Der reiche A muß jetzt mit der versprochenen Belohnung herausrücken, aber er freut sich, daß er seinen Gegenpart in der Stadt weiß.

B sitzt im Wirtshause, aber es kommt noch immer nicht zur Verhandlung, weil die Schergen beim Mandarin von seiner Anwesenheit keine Mitteilung machen. Auch A ist schon tagelang erschienen und harrt täglich auf Vorladung. Die Häscher entschuldigen sich, der Mandarin habe so viel zu thun, wenn A aber ein gutes Trinkgeld geben wolle, könnten sie vielleicht beim Oberthürsteher etwas erreichen und die Sache in Fluß bringen. Ist das Trinkgeld nicht reichlich genug ausgefallen, so lassen sie die Sache noch weiter auf sich beruhen, bis sich A zu einem zweiten und dritten Trinkgeld versteht; dann endlich stellt man sich im Mandarinat vor, man habe den Auftrag erledigt, der Verklagte sei eingefangen, die Gerichtssitzung könne stattfinden.

Jetzt ist es aber noch die Frage, ob es dem Mandarin paßt. Kläger und Verklagter können vielleicht noch einmal acht Tage warten, ehe sie ins Verhör kommen. Während dieser Zeit leben die Schergen natürlich auf Kosten des A, essen und trinken, rauchen Opium und lassen sichs wohl sein, denn das Bezahlen besorgt ja ein anderer.

Dasselbe Prellen und Schröpfen findet statt — nur in veränderter Form — wenn auch der Verklagte gut bei Gelde ist. Dann haben die Schergen das Vergnügen, zwei Schafe auf einmal scheren zu können, und jedes muß gut herhalten, jedes in seiner Weise.

Endlich ist die Stunde herangerückt, die Gerichtsverhandlung beginnt. Der Mandarin erscheint im Amtsornate, umgeben von seinen Schergen, Schreibern und Dienern. Kläger und Verklagter liegen vor ihm auf den Knien. An jeder Seite stehen Schergen, mit Bambusstöcken bewaffnet. Der Mandarin stellt seine Fragen oft recht schlau und verwickelt. Die meiste Aussicht, den Prozeß zu gewinnen, hat jener, der das beste Mundstück besitzt; den Advokaten muß sich jeder selber machen. Je mehr die Rechtsgründe des einen entkräftet werden, um so näher rücken die Schergen an ihn heran. Es wird jetzt die höchste Zeit für ihn, „mit den Fingern zu reden“: 80—100—120, je nachdem er zahlen will.

Die Fingersprache verstehen fast alle Chinesen. Man zählt damit von 1—100 und noch weiter. Daumen und Zeigefinger aus-

einander spreizen bedeutet 80; den Zeigefinger krümmen heißt 90; zweimal eine Faust machen ist 200 u. s. w. — Es ertönt vom Mandarin das gellende Ta t'a: „schlagt ihn!" Hat der arme Sünder mit seinen Fingern eine recht große Summe in Aussicht gestellt, so regnen die Schläge auf ihn herab, aber sie berühren nur die Haut. Um so lauter aber zählen die Schergen eins, zwei, drei u. s. w. bis 100, 200 und 500, je nachdem der Mandarin diktiert hat. Die Schläge werden nur in abgerundeten Summen verabreicht, d. h. zu Hunderten. Daß der Geschlagene sich auch hören läßt, ist selbstverständlich; einerlei ob die Schläge ihm wehe thun oder nicht. Hat der Arme aber die Sapeken lieber gehabt als seine Haut und nur wenige oder gar keine in Aussicht gestellt, dann wird unbarmherzig auf ihn losgeschlagen. Keine Seltenheit ist es, daß die Haut stellenweise an ihm herunterhängt und daß man ihn hinaustragen muß. Auch fehlt es nicht an solchen, die vor den Augen des Mandarins totgeschlagen werden. Der Mandarin berichtet dann nach oben, der Mann sei an innerer Krankheit gestorben. Hat die Haut nur blaue Striemen davongetragen, so wird sie ordentlich mit Spiritus eingerieben, das soll besonders gut sein.

Die Art der Schläge ist verschieden; es wird geprügelt mit dicken Bambusstöcken von drei Fuß Länge und drei Zoll Durchmesser oder mit dünnen Bambuswurzeln. Frauen und Gelehrte erhalten ihre Prügel in Form von Ohrfeigen, die ihnen mit ledernen Sohlen auf die Wangen erteilt werden. Den Gelehrten wird die Strafe in dieser Weise appliziert aus Ehrfurcht vor ihrer Wissenschaft. Mancher hat dabei schon einige von seinen Zähnen verloren, und es vergeht ihm für die erste Zeit alle Lust am Essen, so dick sind die Wangen angeschwollen. Auch macht das Sprechen große Schmerzen und das ärgert am meisten die Frauen, die auf diese Weise bestraft sind, denn sie wüßten so viel zu sagen über den Hundsfötter von Mandarin, der sie ungerecht hat schlagen lassen.

Wäre in China die Prügelstrafe abgeschafft und hätte man dort Gefängnisse nach europäischem Muster, so würde man schließlich nicht mehr so viele Gefängnisse bauen können, als sich Freiwillige stellten und um Aufnahme bäten. Übrigens ist die Prügelstrafe ganz dem Geiste des chinesischen Volkes entsprechend. Väter und Mütter haben die unartigen Kinder zu strafen, vor allem mit der Rute; die Mandarine als „Väter und Mütter" des Volkes haben mithin die gleiche Pflicht. Sieht man von den Betrügereien und Grausamkeiten ab, so geht es etwa so zu wie zur Zeit der Richter beim israelitischen Volke:

„Erkennen die Richter den, der fehlt, daß er Schläge verdiene, so sollen sie ihn niederlegen und vor sich schlagen lassen. Nach Verhältnis des Vergehens sei auch die Zahl der Streiche“ (5. Mos. 25, 2).

Ist der Prozeß mit einer einzigen Gerichtssitzung ins reine gebracht, so wird ein amtliches Schriftstück aufgesetzt, das Kläger und Verklagter zu unterschreiben haben. Die meisten unterzeichnen mit einem Kreuz, weil sie nicht schreiben können. Beide Teile fügen sich durch ihre Unterschrift dem weisen Urteile des Mandarins; der eine belobt seine Gerechtigkeit, die ihm zum Recht verholfen hat, der andere bekennt sein Unrecht und dankt für die Prügel. Sollten aber noch weitere Gerichtsverhandlungen notwendig erscheinen, so wird der Beschuldigte ins Gefängnis abgeführt. So lange jemand in Untersuchungshaft sitzt, leben die Schergen auf seine Unkosten, und wenn die Verwandten ihm zu essen bringen, so wandert der größte Teil in den verkehrten Mund; der Arme muß schmachten und harren und Elend leiden, und wenn die Untersuchungshaft beendet ist, kommt er meistens vom Regen in die Traufe.

Henker in Galatracht.

So lange der Mandarin die Gerichtssitzung noch nicht eröffnet hat, können sich die Parteien noch immer auf friedlichem Wege abfinden. Das Gerichtspersonal sucht dies aber zu hintertreiben, denn in diesem Falle hat es nicht mehr viel für sich selbst zu erhoffen. Der Mandarin hingegen begünstigt ein friedliches Abkommen, denn eine Gerichtssitzung macht ihm nur Arbeit, ohne etwas einzubringen. Er sucht daher „Mittelspersonen“ von imponierendem Äußeren und geläufiger Zunge, die so lange vermitteln, bis sie die beiden Parteien einander nahe gebracht haben. Oft ist es keine kleine Arbeit. Der Beleidigte will regelrecht seine Genugthuung und stellt die Forderungen sehr hoch; der Andere will sich nicht allzu sehr demütigen, auch thut es ihm nicht minder weh, wenn er zu tief in den Geldbeutel langen muß. Es bleibt nichts übrig, als daß jeder so viel nachgiebt, bis man sich schließlich geeinigt hat.

Die Hauptsache bildet dann ein Versöhnungsschmaus, woran A und B teilnehmen, den B aber zu bezahlen hat. Selbstverständlich sind auch die Mittelspersonen eingeladen, und für das beteiligte Gerichtspersonal muß ein eigener Tisch gedeckt werden. Geht es recht hoch her, d. h. hat sich B recht tief gedemütigt, so muß auch Musik gemacht werden, und Böllerschüsse und Patronengeknatter dürfen nicht fehlen. Vor dem Essen wird dann B von den Gutsprechern zu A geführt, damit er Abbitte leiste. Sobald sich die beiden Gegner sehen, stoßen sie ein erzwungenes Lachen aus. B will sich auf den Boden werfen, A aber steht schon bereit, ihn aufzuheben: „Großer Bruder, ich habe thöricht gehandelt, ha, ha, ha!" — „Ach, das war ja eine Kleinigkeit, ha, ha, ha!" — „Großer Bruder, werde mich später besser aufführen, ha, ha, ha!" — „Ja, wir wollen immer gute Freunde bleiben, ha, ha, ha!"

Dann wird gegessen und getrunken, B aber macht sich bald davon. Der Prozeß ist erledigt und der Friede geschlossen, im Herzen aber bleibt meistens doch etwas haften. —

Hinzuzufügen ist, daß in wichtigeren Fällen Berufung bei dem Regierungspräsidenten eingelegt werden kann. Die dritte Instanz bildet der Oberpräsident und als vierte kann der Vizekönig oder Statthalter einer Nachbarprovinz bezeichnet werden, jedoch nur dann, wenn die eine Partei sich in einem Bittgesuch an den Kaiser gewandt hat und der Justizminister die Frage als nicht genügend aufgeklärt erachtet.

Selbstverständlich wird nur im alleräußersten Notfalle jemand diesen Appellationsweg beschreiten, denn jeder Chinese ist ja von jung auf an das Gehorchen und das Sich-Fügen gewöhnt. Ist der Vater einerseits für den Sohn verantwortlich und zwar nicht nur bis zu dessen Großjährigkeit, sondern das ganze Leben lang, so haftet andererseits der Sohn für des Vaters Schulden. Eine ganz bestimmte Verantwortung übernimmt nach des Vaters Tode der älteste Sohn. Er wird das Haupt der Familie und erhält damit zugleich eine Gewalt über seine jüngeren Brüder und über alle anderen Familienmitglieder, die sich mit unseren Begriffen von persönlicher Freiheit durchaus nicht vereinen läßt.

Das Strafrecht.

Die chinesische Nation leidet an zwei Grundübeln, dem Lügen und dem Geiz.

Gelogen wird von Hoch und Niedrig ohne die geringste Veranlassung. Man saugt sich Unwahrheiten direkt aus den Fingern und verbreitet sie weiter. Dadurch kommt es, daß so und so viel Personen täglich verlästert und verleumdet werden, und fast immer schlägt die Sache zum Schaden der Unschuldigen aus. Ist irgendwo ein Diebstahl begangen und es hat sich die Annahme verbreitet, daß irgend eine bestimmte Persönlichkeit der Thäter ist, so ist dieselbe fast unrettbar verloren. So und so viele Leute erscheinen und bezeugen, daß sie es durch „Hörensagen" erfahren hätten; will der Beschuldigte nicht gestehen, so ordnet der Mandarin Stockprügel und vielleicht auch noch Folterung an, und der Unglückliche wird sicher verurteilt.

Will aber umgekehrt der Beschuldigte gegen seine Verleumder vorgehen, dann läßt ihn alles in Stich. Am besten fährt er noch, wenn er die Angelegenheit bei seinem Gemeindevorstande anbringt, dann erklärt dieser, daß ja alles „leeres Gerede" sei, das kein Mensch glaube, während der Verleumder beteuert, er habe die Sache auch nur gehört und sie nie für wahr gehalten. Dann ist der Unschuldige wenigstens von dem Verdachte gereinigt, wenn auch sein Gegner frei ausgeht. Ist der Verleumdete aber mit dieser Lösung nicht zufrieden, sondern wünscht die Bestrafung des Lügners und bringt die Sache vor den Mandarin, so erklärt der Rechtsgelehrte desselben, der mit solchen Anträgen überlaufen wird, die Sache zunächst sicher als „unzulässig". Es gehört also schon eine große Portion Hartnäckigkeit dazu, um die Angelegenheit wirklich zur Verhandlung zu bringen, und wenn dann der Verleumder in einigermaßen günstigen Verhältnissen lebt und sich darauf berufen kann, daß er das Gerede nicht selbst aufgebracht sondern von „Hörensagen" hat, dann geht er straffrei oder schlimmstenfalls mit der leichtesten Dosis von Bambusstreichen aus; dagegen kann es auch ganz gut vorkommen, daß dem Mandarin das „Hörensagen" als genügender Beweis erscheint und der Kläger als Dieb verurteilt wird. Sind aber beide Parteien arme Leute, so erklärt der Mandarin die ganze Sache als „Zank", läßt beiden eine genügende Anzahl Stockprügel verabreichen und sie dann, „damit sie sich bessern sollen", gemeinsam in einen Kang sperren, wie dies bei den beiden Frauen auf unserem Bilde S. 333 der Fall ist.

Der zweite Hauptfehler, der Geiz, führt aber dazu, daß die Tagelöhner, Lastträger, Knechte, Scharwerker, Dienstboten, Austrägerinnen und Flickarbeiter so kümmerlich für ihre Leistungen gelohnt werden, daß sie oft genug, wenn sie nicht verhungern wollen, zu Diebereien

gezwungen sind. Auf dem Lande, wo ja überdies die Hungersnot ein häufiger Gast ist, betrachtet man daher, nicht mit Unrecht, Mundraub überhaupt als kein strafbares Vergehen, dagegen hat sich eine andere Sitte eingebürgert, die für die Moral weit bedenklicher ist. Es giebt nämlich fast an jedem Ort sogenannte Vermittler, an welche sich Dieb und Bestohlener wenden. Der Vermittler taxiert den Wert des gestohlenen Guts und setzt einen entsprechenden Auslösungspreis fest; bezahlt der Bestohlene denselben, so erhält er sein Eigentum zurück, während der Dieb das Geld bekommt, von dem er jedoch dem Vermittler einen Teil als Gebühr überlassen muß. Es kommt also eigentlich nur darauf an, recht viel zu stehlen und sich dabei nicht abfassen zu lassen, dann erledigt sich das „Geschäft" voraussichtlich „glatt".

Wesentlich wird das Stehlen durch die Polizisten und Nachtwächter unterstützt; teils absichtlich, teils unabsichtlich. Es war ja auch in unserem Vaterlande Brauch, und ist es in vielen Dörfern heute noch, daß der Nachtwächter den Verlauf jeder Stunde durch Pfeifen oder Blasen auf einem Horn zu verkünden hat. Der chinesische Nachtwächter hat ein Gong auf der Brust hängen und muß es zum Zeichen, daß er auch brav seinen Dienst erfüllt und nicht eingeschlafen ist, in Zwischenräumen von wenigen Minuten ertönen lassen. Die professionellen Diebe, die den Bezirk des Wächters genau kennen, sind also immer genau unterrichtet, wo sich derselbe befindet und wann und wie lange sie ihre Arbeit unterbrechen und sich verstecken müssen. Das Schwierigste ist für sie das Verkaufen des gestohlenen Gutes bei den Hehlern, denn deren giebt es nicht zu viele und die Polizei kennt sie ziemlich genau. Aber die Polizisten sind auch arme Teufel, die von ihrem Lohn nicht leben können, und schließen daher bereitwilligst beide Augen, wenn ihnen ein Teil des Erlöses in die Hände gedrückt wird. Am liebsten sehen aber Diebe und Polizisten, wenn irgendwo eine Feuersbrunst ausbricht. Namentlich im Süden, wo das Holzwerk an den Gebäuden überwiegt, fällt dem entfesselten Elemente immer eine ganze Anzahl Häuser anheim, und bei dem unvermeidlichen Wirrwarr erscheinen die Diebe unter der Maske von „Rettern" und beteiligen sich an dem Bergungswerk. Der eigentliche Besitzer bekommt natürlich nie ein Stück wieder, aber er vermag auch nicht anzugeben, ob dieses oder jenes verbrannt oder gestohlen ist und kann daher auch keine Anzeige erstatten. Die Diebe können also unbesorgt die Sachen verkaufen oder verpfänden und teilen dann in aller Gemächlichkeit den Raub mit ihren Freunden, den Polizisten.

Aber jeder Krug geht eben so lange zum Brunnen, bis er bricht, und eines schönen Tages steht oder kniet vielmehr der Bösewicht doch vor dem Tische des Richters und dieser läßt ihn dann nicht nur für das Vergehen büßen, das ihm bewiesen werden kann, sondern bemißt die Strafe gleich so, daß auch ein Teil der verborgenen Sünden dadurch getilgt wird. Und hat jemand erst mal eine Strafe erlitten und ist der hohen Obrigkeit als Bösewicht bekannt, dann wird er schnell wieder einmal vor den Richterstuhl zitiert und muß leiden, selbst wenn er diesmal vielleicht unschuldig ist, denn niemand glaubt ihm und durch die Folter läßt sich schon ein Geständnis herausbringen. Ob der Unglückliche dann die Strafe als eine Ungerechtigkeit der Welt betrachtet oder ob er sie als Lohn für Schandthaten ansieht, die verborgen geblieben sind, ist seine eigene Sache — kümmern thut sich niemand darum.

Im allgemeinen geht, wenn ein Missethäter nicht gerade auf der That ertappt wird, das Kriminalverfahren genau so langsam vor sich, wie der bürgerliche Rechtsstreit. Liegt jedoch eine sehr dringende Anklage, beispielsweise ein Mord, vor, so kann sich der Kläger unmittelbar in den Gerichtshof begeben. Dort steht vor dem Haupteingang eine Trommel oder ein Tamtam. Wenn dies Instrument gerührt wird, so weiß der Mandarin, daß jemand eine schleunige Klage führen will; er hat sich dann sogleich in den Gerichtssaal zu begeben und zu Gericht zu sitzen. Der Klagende kniet vor ihm und bringt sein Anliegen vor. Wehe ihm aber, so berichtet Pieper, wenn es sich nicht um eine wahrhaft wichtige Sache handelt; dann wird er zunächst selber nach Noten durchgebläut, weil er so leichtsinnig den „großen alten Großvater" in seiner Ruhe zu stören wagte. Und der Mandarin versteht es meisterhaft, aus allen wichtigen Vorfällen weniger wichtige umzuformen, und deshalb müssen sich fast alle, welche eine solche Klage führen, auf eine Tracht Prügel gefaßt machen. Sind es Frauen, die derartige Klage anbringen, so schlagen sie nicht das verhängnisvolle Tamtam, sondern sie gehen in den Gerichtshof und schreien mit lauter Stimme: Ta lao-ie tjiu uo: „Großer alter Großvater, errette mich!" Dies Verfahren wird hen juen genannt, „um Rache schreien". Der „alte Großvater" hat dann unverzüglich zu erscheinen, um die Klage der hart Bedrängten anzuhören. Wer eine Frau hat, thut am besten, im Falle einer Expreßklage diese ins Mandarinat zu schicken, denn die chinesischen Frauen wissen im allgemeinen vorzüglich ihr Recht zu verfechten: sie haben langsame Füßchen, aber

eine um so schnellere Zunge, welche sogar der Mandarin fürchtet. „Und", sagt ein chinesisches Sprichwort, „in Frauenherzen ist das stärkste Gift verborgen."

Muß der Mandarin zur Leichenschau, so nimmt er die Beamten des Strafbureaus mit sich; außerdem begleitet ihn ein Sachverständiger und ein Schreiber. Handelt es sich um eine ermordete Frauensperson, so geht auch die Frau des Mandarin mit. Der Sachverständige (bezw.

Zanksüchtige Weiber mit dem „Kang".

die Mandarinin) hat die Wunden zu untersuchen und zu messen. Er soll große Übung in seinem Amte besitzen und auf den ersten Blick herausfinden, wo die Wunden herrühren; ja, er soll sogar verstehen, dort Wunden zu sehen, wo keine sind, und vorhandene Wunden verschwinden zu lassen. Das hängt davon ab, welcher Teil beim Zahlen am tiefsten in die Tasche greift. Der Mandarin hält sich in respektvoller Entfernung von der Leiche und hört nur auf den Bericht seines Sachverständigen; der ist ja erprobt genug, daß er sich auf ihn ver-

lassen kann. Betrug an allen Ecken und Enden, Betrug bei Toten und Lebendigen.

Hat jemand sich erhängt und kommt der Mandarin zur Leichenschau, dann bestimmt er wohl, den Baum abzuhauen, damit nicht ein zweiter sich daran aufknüpft. Ist aber jemand ohne eigenes Verschulden in einen offenstehenden Brunnen gefallen, oder ist einem andern das schlecht gebaute Haus über dem Kopfe zusammengebrochen und hat ihn erschlagen, dann fällt es dem Mandarin nicht ein, anzuordnen, daß die Häuser fester gebaut oder die Brunnen mit einem Deckel verschlossen werden, sondern „des Mannes Stunde war gekommen, deshalb fiel über ihm das Haus zusammen; es hat so sein sollen: Scheng ssü ju ming, Tod und Leben sind vorherbestimmt". —

Kleine Diebereien und andere leichte Vergehen werden gleich vom Gemeindevorstande abgeurteilt. Meist erhält der Übelthäter direkt vor den Augen desselben die zudiktierten Bambushiebe aufgezählt, deren Zahl sich weniger nach dem Gesetz als nach der augenblicklichen Laune des Ortsschulzen richtet. Will er aber ein abschreckendes Beispiel statuieren, so läßt er die Prozedur in seiner Gegenwart auf einem öffentlichen Platze zur Ausführung bringen, und der Sträfling wird dabei auf den Erdboden gelegt und durch einen oder zwei Büttel festgehalten. Oder der Dieb wird auch mit gefesselten Händen, den gestohlenen Gegenstand um den Hals gehängt, durch einige Straßen geführt. Dann geht ein Trommler voran und ein Büttel schlägt von Zeit zu Zeit auf den Schuldigen mit dem Bambus und ruft: „Dies ist die Strafe, die den Dieben gebührt!" In jedem Falle hat der „Gemaßregelte" sich nach empfangener Strafe vor dem Gemeindevater zu Füßen zu werfen und ihm für seine elterliche Sorgfalt und Mühe zu danken.

Ist die Sache etwas verzwickter, so nimmt der Gemeindevorstand nur ein Protokoll auf und sendet es mit dem Inhaftierten an den Vorstand des Pu (Amtsbezirk), zu dem das Dorf gehört. Dieser hat schon etwas größere Befugnisse und kann außer auf Prügelstrafe auch auf Tragen des Kang oder auf kurze Haft erkennen. — Der Kang ist eine viereckige Holzplatte, in welche eine runde Öffnung eingeschnitten ist, durch die der Schuldige den Kopf stecken muß; mitunter sind auch noch zwei kleine Nebenlöcher vorhanden, durch welche die Hände zu stecken sind. Das letzte bedeutet eine wesentliche Verschärfung, denn der Unglückliche vermag dann keine Speisen mehr in seinen Mund zu führen, und wenn also nicht Verwandte oder Freunde

für ihn sorgen, so stirbt er den Hungertod. Zu den Seiten des Kopfes werden Papierstreifen befestigt, auf denen Name und Stand des Sträflings angegeben sind und das Vergehen, für welches er die Strafe erleidet. Der Amtsvorsteher kann nur auf Tragen des Kang für einen bis acht Tage erkennen, während die höheren Instanzen dasselbe bis auf drei Monate ausdehnen können. Es besteht auch ein beträchtlicher Unterschied in der Schwere dieses Holzkragens, denn die leichteren wiegen nur dreißig Pfund, die schweren sechzig bis achtzig; das richtet sich nach der Größe des Vergehens und zum Teil auch nach der Körperbeschaffenheit des zu Bestrafenden, obschon Mitleid bei den Chinesen wenig zu finden ist, während ein paar Silbermünzen schnell eine Erleichterung verschaffen. Im allgemeinen gilt der Kang nicht als Körper- sondern als Ehrenstrafe, und in kleineren Orten muß daher der Bestrafte mit seinem eigenartigen Halsschmuck entweder am Thatorte oder an einem öffentlichen Platze stehen bleiben, doch ist es ihm gestattet, um sich etwas „die Füße zu vertreten", ein paar Schritte hin und her zu gehen; in den größeren Städten dagegen haben die Sträflinge mit dem Kang vor den Thoren oder auf dem Hofe des Gerichtsgebäudes auf und ab zu marschieren. Wohlhabende Leute, die zu einer längeren Kangstrafe verurteilt sind, können, nachdem sie acht Tage lang ihre Strafe wie die übrigen verbüßt haben, gegen Zahlung einer gewissen Gebühr die Erlaubnis erhalten, sich zwei hochgewachsene Kulis zu mieten, die zu ihren Seiten schreiten und den Rahmen auf ihren Schultern tragen oder sie können wohl sogar durchsetzen, daß der Rest der Strafe in eine Geldbuße umgewandelt wird. Das Schlimmste für die Kangträger ist, daß der Rahmen ihnen das Niederlegen, mithin auch den Schlaf, unmöglich macht. Handelt es sich nur um wenige Tage, so halten sie es wohl im Sitzen aus, indem sie den Rücken des Kragens an eine Wand lehnen; ja die Gefangenwärter vermieten sogar „Kangstühle" mit hohen Seitenlehnen, auf die der Sträfling seinen Kragen ruhen läßt, während er selbst auf dem Sitz Platz nimmt. Ist der Verhaftete aber für längere Dauer zum Tragen des Kangs verurteilt, so giebt es für ihn nur die einzige Möglichkeit, daß er sich ein Loch in den Erdboden gräbt, in das gerade der Hinterrand des Kang hineinpaßt, so daß er mit dem Kopf und Rücken glatt auf dem Erdboden liegen kann. Für den Wohlhabenden ist es schließlich nicht schwer, für Geld und gute Worte einen solchen Einschnitt in den Boden gemacht zu erhalten; was es aber für den Armen bedeutet, der solche Arbeit ohne

jedes Instrument mit den Händen verrichten soll, kann wohl jeder selbst ermessen. Thatsächlich sollen Leute, die diesen Kragen einige Wochen lang auf den Schultern mit sich herumgeschleppt haben, kaum mehr wissen, wo ihnen der Kopf steht, und gar nicht so unglücklich sein, wenn sie ihn ganz verlieren müssen.

Handelt es sich um ein schwereres Vergehen oder leugnet der Beschuldigte hartnäckig die That, so wandert dieser nebst den Akten zum Mandarin, der die Sache „geschäftsmäßiger" anfaßt und die

Vor dem Polizeirichter.

Mittel an der Hand hat, auch die verstocktesten Sünder zum Sprechen zu bringen. Der Mandarin steht auf dem Standpunkt, daß jeder, der zu ihm gebracht wird, auch schuldig ist; sollte er unschuldig sein, so muß er das klipp und klar beweisen können. Zur Ermittelung der Wahrheit hat der Mandarin das Recht, ein Geständnis durch Bambushiebe bezw. Ohrfeigen oder, wenn das nichts fruchtet, durch Zusammenpressen der Hände und Füße zu erzwingen. Aber dies steht ihm nicht nur dem Angeschuldigten, sondern auch dem Zeugen gegenüber zu, und

Diener des Pekinger Leichenbesorgungs-Institut.

wehe dem Armen, der etwa durch Personenverwechslung als Zeuge vorgeladen ist und nichts zur Sache anzugeben vermag; es kann ihm leicht schlimmer gehen, als dem Angeklagten.

Im Jahre 1860 kam ein derartiger Fall in Kanton vor, der zu einer Protestkundgebung der europäischen Konsuln führte und beinahe einen Aufstand der Bevölkerung gegen diese zur Folge gehabt hätte.

Folterung eines Zeugen.

Vor dem Gerichtshofe des Stadtteils Namhoi waren ein Vater und sein Sohn als Belastungszeuge vorgeladen und, da sie angeblich nichts auszusagen vermochten, geprügelt worden; der Jüngere hatte die üblichen Bambusstreiche erhalten, dem Vater waren, da er über siebzig Jahre alt war, die von uns schon geschilderten Ohrfeigen mittels Ledersohlen erteilt worden. Da die Verhandlung unter diesen Umständen nicht zu Ende geführt werden konnte, mußte sie vertagt werden,

und Angeklagter und Zeugen wurden bis zum nächsten Termin eingesperrt. Verwandte der letzteren beschwerten sich nun bei dem englischen Konsul, der — wohl ziemlich ungerechtfertigt — Einspruch erhob. Darüber erbittert ließ der betreffende Mandarin die beiden Leute bei dem nächsten Termin, als sie wieder nichts aussagen wollten, derartig züchtigen, daß der eine sehr bald, der andere nach einigen Wochen starb. Auf Vorstellung der Konsuln wurde der betreffende Beamte sowie auch dessen Amtsbruder im Bezirk Punju, der ebenfalls ziemlich scharfe Torturen hatte vornehmen lassen, in eine andere Provinz versetzt, und die Bevölkerung nahm offen für diese beiden Mandarine Partei. Da aber damals Kanton von den europäischen Mächten militärisch besetzt war, so hielt es die chinesische Regierung für vorteilhafter, nach Kräften abzuwiegeln und sich nicht weitere Unannehmlichkeiten zu bereiten.

Im allgemeinen gehen die Mandarine ja sehr freigebig mit der Prügelstrafe um und lassen sich auch sonst wohl manche Überschreitung zu Schulden kommen, doch sollen — abgesehen von einzelnen rohen Patronen — im Innern des Landes nicht allzu grausame Bestrafungen vorkommen. Die Bevölkerung in den Hafenstädten ist dagegen immer roher und mehr zu Exzessen geneigt, und die dortigen Beamten fühlen sich daher viel leichter zu härteren Maßregeln veranlaßt. Ihre Strafbefugnisse sind so ziemlich die gleichen wie diejenigen der Amtsvorsteher, nur können sie auf mehr Prügel, längeres Tragen des Kang und längere Gefängnisstrafe erkennen. Außerdem stehen ihnen noch einige besondere Strafmittel zu Gebote, von denen das Einsperren in einen Holzkäfig, der jedoch nur bei mehrfach vorbestraften Dieben und Räubern zur Anwendung gelangen darf, das am meisten gebräuchliche ist. Eigentlich soll auch dies nur eine Ehrenstrafe, ein verschärftes Ausstellen am Pranger sein, doch ist vielfach der Brauch eingerissen, Käfige zu wählen, die der Leibesgestalt des Missethäters möglichst wenig entsprechen. Man baut sie immer so kurz, daß derselbe sich keinesfalls auszustrecken vermag, sondern in sitzender Stellung verharren muß, aber zuweilen obenein noch so niedrig, daß der Oberkörper nicht gerade gehalten werden kann, sondern vorgebeugt werden muß. — Ziemlich veraltet ist dagegen der „Schandblock". Man legte dem Verbrecher eine Kette um den Hals, deren anderes Ende an einem im Block festsitzenden Ring befestigt war; aber diese Kette war so kurz, daß der Bestrafte nie stehen konnte, sondern in sitzender Stellung auf dem Block verharren mußte. — Hingegen kann man

noch überall Missethäter sehen, die mit einem Eisenkragen um den Hals und einer Kette um die Beine an einen eisernen Pfahl befestigt sind, der in einer recht belebten Gegend steht — was ungefähr unserem früheren Schandpfahl oder Pranger entspricht. Eine weitere Abart besteht darin, daß man dem Gefangenen eine Kette um den Hals windet, an deren Ende zwei ziemlich schwere Steine gebunden sind. Er muß diese Last vom Gefängnis bis an den Platz, wo er zu stehen hat, nach sich schleifen, dort den ganzen Tag damit stehen und sie am Abend wieder nach dem Gefängnis zurückschleppen. Diese Strafen sollen in erster Reihe zur Abschreckung dienen und den anderen zeigen, was sie als Folge etwaiger Missethaten zu erwarten haben, doch scheint dieser Zweck sich in China, ebenso wenig wie einst in Europa, zu erfüllen. —

Ist das Verbrechen noch schwererer Natur, so muß der Übelthäter dem in jedem Regierungsbezirk vorhandenen Landgericht zur Aburteilung überwiesen werden. Dieses erkennt meist auf langjährige Gefängnisstrafe oder auf Verbannung, von welch letzterer man mehrere Arten unterscheidet. Die leichteste Form besteht darin, daß der Verurteilte einige Jahre an einem Orte verleben muß, der mindestens 25—30 Meilen von seiner Heimat entfernt ist. Diese Strafe scheint an sich nicht schwer, da aber der Chinese an seinem Geburtsort, seinen Eltern und seinen Ahnen mit allen Fasern seines Herzens hängt und an einem anderen Orte nur schwer seinen Lebensunterhalt zu gewinnen vermag, so ist diese Strafe mit einem fortgesetzten Kampfe um das tägliche Brot, das nur durch Betteln oder härteste Arbeit erworben werden kann, verknüpft. Die nächste Stufe der Verbannung erstreckt sich ebenfalls nur auf einige Jahre (gewöhnlich drei), doch muß der Verbannte sich während dieser Zeit an einem bestimmten Orte aufhalten und dort unter Aufsicht mit seinen Mitgefangenen Arbeiten für den Staat ausführen, z. B. Wege und Dämme bauen. Die dritte Stufe besteht in einer Verbannung auf zehn bis fünfzehn Jahre, die gleichfalls mit Zwangsarbeit verbunden ist, doch darf der Übelthäter nicht in seiner heimischen oder benachbarten Provinz bleiben, sondern wird in irgend eine möglichst entfernte Strafkolonie geschickt, von denen es in jeder Provinz mehrere giebt. Die vierte Stufe ist die Verbannung auf Lebenszeit. Den Sträflingen wird mit einem glühenden Eisen das Verbrechen, wegen dessen sie bestraft worden sind, in die Wangen gebrannt und sie werden fast alle nach der Mandschurei verschickt. Teilweise müssen sie dort das Land urbar machen, teilweise

in Staatswerkstätten arbeiten; Greise, Beamte und andere Leute, die an körperliche Arbeit nicht gewöhnt sind, können jedoch mit Gartenarbeiten, Stalldienst, Säuberung der Tempel und Staatsgebäude, sowie in den Küchen beschäftigt werden.

Zur zweiten Stufe der Verbannung werden meist Hazardspieler, Kuppler und Schmuggler, zur dritten Hehler und unverbesserliche Diebe, zur vierten Falschmünzer, Bankrotteure und solche, die sich einen groben Vertrauensbruch haben zu Schulden kommen lassen, verurteilt. Die

Eskorte eines Verbannten-Transports.

zu Deportierenden werden immer in größeren Trupps an ihren Bestimmungsort gebracht; jeder trägt Namen, Vergehen und Strafe auf seinem Rücken angemalt. Soweit es angeht, werden sie zu Wasser befördert, den übrigen Teil der Reise müssen sie zu Fuß zurücklegen und zwar wird verlangt, daß sie am Tage etwa fünfundzwanzig Kilometer machen; hierbei wird weder auf Greise noch auf Frauen, die doch mitunter kleine Krüppelfüße haben, Rücksicht genommen. Eine besondere Beschwernis besteht noch darin, daß die Füße lose gebunden

und daß zwei bis fünf Sträflinge durch Stricke, die man ihnen um den Hals schlingt, an einander gefesselt werden. Jeder muß unter dem Arm eine große Matte tragen, die ihm unterwegs als Bett dient und ein Palmblatt, mit dem er sich Kühlung zufächeln und Insekten, die ihn plagen wollen, verjagen kann. Auch ist die Beköstigung auf dem Marsche so schlecht, daß ältere und schwächere Leute oft die Strapazen, wenn es sich um einen längeren Weg handelt, nicht zu ertragen vermögen und unterwegs tot umsinken. Wenn man sieht, daß die Leute, wenn sie an Ort und Stelle angelangt sind, ihrem Beruf und ihren Körperkräften gemäß zur Arbeit angehalten werden, so versteht es sich von selbst, daß kein Gesetz solche Grausamkeiten, wie sie auf dem Marsche üblich sind, vorschreibt oder billigt, vielmehr dürfen Frauen und Söhne die Verbannten begleiten. Es ist eben wieder die Geldgier der mehr als schundmäßig bezahlten Häscher an diesen Rohheiten schuld; wer noch einige Sapeken in der Tasche hat, oder für wen seine Verwandten sorgen, dem werden Erleichterungen gewährt, die anderen können umkommen, ohne daß jemand danach fragt. —

Wie wenig Mitgefühl die Chinesen haben, zeigt sich in ihrem Benehmen Leuten gegenüber, die unter irgend einem körperlichen Gebrechen leiden. Nach dem Volksaberglauben muß man Lahmen, Blinden, speziell wenn sie auf einem Auge blind sind, Krummen, Schielenden aus dem Wege gehen, da man annimmt, daß bei Leuten, deren Körper Mängel hat, auch der Charakter kein guter sein könne. Man kann zwar nicht direkt behaupten, daß solche unglücklichen Personen in China direkt grausam behandelt werden, aber man kennt durchaus kein Mitleid mit ihnen, was uns Europäern geradezu unbegreiflich erscheint. —

Ist das Verbrechen aber derartig, daß Todesstrafe darauf steht, so überweist das Landgericht den Delinquenten an den Oberrichter der Provinz, der, wenn keine Milderungsgründe vorzuliegen scheinen, auch das Todesurteil fällt. Dieses bedarf jedoch der Zustimmung des Vizekönigs bezw. des Statthalters. Der Verurteilte wird daher diesem vorgeführt, und der Missethäter hat dort sein Geständnis zu wiederholen oder es werden ihm nochmals über die wichtigsten Punkte Fragen vorgelegt. Danach bestätigt der Vizekönig entweder das Urteil oder er wandelt vielleicht die schwere Todesstrafe in eine leichtere Form derselben um, oder er setzt sogar lebenslängliche Verbannung an Stelle der Todesstrafe. Nur bei Verräterei, Empörerei, See- oder Straßenräuberei kann der Vizekönig das Urteil ohne weiteres vollstrecken

lassen, in allen anderen Fällen müssen die Akten an das Justizministerium in Peking eingesandt werden, das nun nochmals die Sachlage prüft. Der Justizminister legt den Fall dann im Kabinettsrat vor, wo eine endgiltige Entscheidung getroffen wird.

Aber selbst wenn das Todesurteil genehmigt wurde, ist das Schicksal des Betreffenden noch immer nicht entschieden. Am Schlusse jedes Jahres legt das Kabinett ein Verzeichnis aller während desselben von ihm genehmigten Todesurteile, nach Provinzen geordnet, dem Kaiser zur Bestätigung vor. Es ist ein ziemlich umfangreiches Aktenstück, in dem kurz der Name des Einzelnen nebst dem Verbrechen, das die Verurteilung veranlaßt hat, angeführt ist. Der Monarch sieht es durch und streicht auf jeder Seite drei bis vier Namen mit einem roten Bleistift an. Diese werden sofort den Vizekönigen und Statthaltern übermittelt, die nun unverzüglich die Hinrichtung der Betreffenden zu veranlassen haben. Alle übrigen wissen, daß nun wenigstens ein Jahr lang ihr Kopf noch fest auf ihren Schultern sitzt. Am Schlusse des nächsten Jahres werden nämlich die Namen der Todeskandidaten nochmals auf die neue Liste gesetzt und, wenn ihr Name wiederum nicht angestrichen wird, zum letzten Male auf die Liste des folgenden Jahres. Wer dreimal auf diese Weise entschlüpft ist, ist dem Tode entgangen und seine Strafe wird in lebenslängliche Verbannung umgewandelt.

Körper-, Tortur- und Todesstrafen.

Fast allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß in keinem anderen Lande so grausame Strafen üblich wären wie in China. Diese Ansicht beruht zum guten Teile auf Mißverständnis, indem man Abbildungen der von uns bereits besprochenen Höllenstrafen — die ja doch nur in der Phantasie existieren — als Darstellungen der im Kriminalrecht gebräuchlichen Strafen betrachtete. Es ist sogar wahrscheinlich, daß ein großer Teil des chinesischen Volkes selbst diese Ansicht teilt und daß sie von den Behörden nach Möglichkeit unterstützt wird. Das chinesische Prinzip ist es ja, durch Abschreckung zu wirken: man stellt die Sträflinge an den hauptsächlichsten Verkehrspunkten an den Pranger, man häuft Unmassen von Folterinstrumenten vor den Thoren jedes Amtsgebäudes auf und man begnügt sich nicht mit Hinrichtungen in größter Öffentlichkeit, sondern man steckt noch die abgehauenen Köpfe an den Stadtthoren zur Schau aus. So findet man auch Abbildungen der Höllenstrafen nicht nur in den Tempeln

gemalt, sondern auch in Handmalereien auf Reispapier überall verbreitet, und da sonst die Gelehrten Gegner des Buddhismus sind, läßt sich diese Förderung von Darstellungen der Höllenstrafen nur aus der Abschreckungstheorie erklären. Aus demselben Grunde werden heute noch in der „Pekinger Zeitung" Urteile veröffentlicht, laut denen die Todesstrafe in geradezu kannibalischer Weise vollzogen werden müßte, während thatsächlich seit mehr als hundert Jahren die grausamen Einzelheiten nicht mehr wirklich ausgeführt, sondern nur noch symbolisch angedeutet werden. Damit hat man allerdings wenig gutes angerichtet, sondern die ohnehin schon meist der Hefe des Volkes angehörenden Büttel wie überhaupt das niedere Volk völlig verroht und abgestumpft, so daß nicht nur bei Empörungen, Aufständen und Revolutionen entsetzliche Bestialitäten geschehen, sondern auch Büttel und Henker, wenn sie nicht unter Kontrolle sind, ihre Befugnisse gern weit überschreiten.

Schon unter der Tsin-Dynastie (265—420 n. Chr.) trat eine Milderung der früheren barbarischen Gesetze ein. Während man vordem die ganze Verwandtschaft eines Aufrührers ausrottete, durften von da ab nur noch die direkten Familienmitglieder bestraft werden. Unter der Sui-Dynastie (581—618) wurde bereits jegliche Körperverstümmelung verboten, doch ist bekannt, daß noch während des letzten Taipingaufstandes die Empörer den Anhängern der Regierung das linke Ohr abschnitten und daß dann die Regierungstruppen in der gleichen Weise mit den Rebellen verfuhren. Die Gesetzgeber sind dann stets auf weitere Milderungen bedacht gewesen, und namentlich hat der von uns schon vielfach erwähnte, um sein Reich so verdiente Kaiser Kanghi den Beamten Milde eingeschärft. Er verbot beispielsweise, daß Bambushiebe den Oberkörper treffen dürften. „Unmittelbar unter der Oberfläche", sagte er zur Begründung, „liegen Leber und Lunge, und durch eine ganz geringfügige Verletzung kann ein Mann so geschädigt werden, daß sich diese Organe von den Folgen der Schläge nie erholen würden."

Es wird das höchste Erstaunen unserer Leser hervorrufen, wenn sie jetzt erfahren, welche eingehenden Vorschriften die „Anweisung für Regierungsbeamte" bezüglich der einfachsten Strafe erteilt, damit nur gar niemand dauernden Schaden nehme, und wie in den Erläuterungen zu den Vorschriften unausgesetzt auf Milde hingewiesen wird:

„Die Bambusstrafe kann auf verschiedene Art mißbraucht werden. Die Knoten im Holze können beispielsweise nicht geglättet sein, die

Schläge in die Gelenke statt oberhalb der Knie gegeben, und das spitze statt des flachen Endes des Bambus gebraucht werden. Jeder Schlag kann ferner von einer ziehenden Bewegung der Hand begleitet sein oder es kann auf eine Stelle geschlagen werden, die schon blutrünstig ist, wodurch sich die Schmerzen des zu Strafenden außerordentlich vergrößern. Auf solche Punkte muß der Beamte selbst genau achten und sie nicht seinen Untergebenen überlassen.

Fünf Klassen der Menschen müssen von der Strafe des Bambus ausgeschlossen werden:

„Kü-ling" vor einem Gerichtsgebäude.

1. Greise.
2. Kinder. (Das Gesetz bestimmt daß Greise und Kinder auf solche Weise nicht zu Zeugenaussagen gezwungen werden dürfen, doch wird das vielleicht in der Erregung übersehen.)
3. Kranke.
4. Hungrige und Nackte. (Einen vor Kälte und Hunger halbtoten Bettler so zu strafen, würde für ihn mit der Todesstrafe gleichbedeutend sein.)
5. Solche, die schon geschlagen worden sind. (Sei es in einem Streit oder durch einen Beamten; das zweite Schlagen könnte einen tödlichen Ausgang haben, und der vorsitzende Beamte wäre dafür verantwortlich.)

Fünf Klassen von Menschen dürfen nicht übereilt zu Bambusstrafe verurteilt werden:

1. Mitglieder der kaiserlichen Familie. (Die Verwandten Sr. Majestät, gleichviel ob sie ein Amt bekleiden oder nicht, sollen, wie das Gesetz vorschreibt, nicht voreilig auf solche Weise bestraft werden, sondern die Angelegenheit ist den geeigneten Behörden zu unterbreiten.)

2. Beamte. (Wie niedrig auch ihr Amt sein mag, so bilden sie einen Teil der Regierung Sr. Majestät und ihr guter Name wird dadurch für alle Zeiten beschimpft.)
3. Gelehrte.
4. Die Amtsdiener deiner Vorgesetzten. (Achte auf das Gefäß, wenn du nach einer Ratte wirfst. Du magst im Rechte sein, aber die Würde deiner Vorgesetzten darf nicht bloßgestellt werden. Der Thatbestand ist vielmehr genau aufzuklären und die Sache privatim dem betreffenden Beamten zu übergeben.

Sitzung des Obersten Gerichtshofes einer Provinz.

Es würde aber Schwachheit sein, wolltest du aus Furcht vor den Folgen vor einem solchen Verfahren zurückschrecken.)
5. Frauen.

Es giebt ferner fünf Fälle, in denen eine Aufschiebung der Strafe notwendig ist:

1. Wenn ein Gefangener unter dem Einfluß der Erregung oder
2. der Angst steht. (Die arbeitenden Klassen sind eigensinnig, so daß sie Schläge nur in ihrem Trotz bestärken und sie eher sterben als nachgeben würden. Man muß daher zunächst versuchen, sie durch Vernunftsgründe von ihrem Irrtum zu über-

führen und kann dann die Körperstrafe ohne Bedenken anwenden.)

3. Wenn ein Gefangener betrunken ist. (Ein Betrunkener kann den Himmel nicht von der Erde unterscheiden; wie kann man von ihm erwarten, daß er Recht von Unrecht unterscheidet? Überdies fühlt er keinen Schmerz, und es ist zu fürchten, daß er den Beamten beleidigt. Man soll ihn deshalb einsperren, bis er nüchtern geworden ist — jedoch nicht in einen kalten Ort, damit sein Leben nicht gefährdet wird — und ihn dann bestrafen.)
4. Wenn jemand gerade von einer Reise zurückgekehrt ist, oder
5. wenn er sich außer Atem gelaufen hat.

Außerdem giebt es fünf Fälle, in denen es in deinem eigenen Interesse liegt, die Bestrafung für einen kleinen Zeitraum auszusetzen:

1. Wenn du in Wut,
2. wenn du betrunken,
3. wenn du unwohl bist. (In letzterem Falle ist das Blut erhitzt und du wirst nicht nur zu einer ungerechten Strafe geneigt sein, sondern dich auch der Gefahr aussetzen, deine Mäßigung zu verlieren, also nicht nur den Gefangenen, sondern auch dich selbst zu schädigen.)
4. Wenn dir der Thatbestand des Falles nicht klar geworden ist.
5. Wenn du über die angemessene Strafe im Zweifel bist. (Denn in verwickelten Fällen, zumal wenn der Gefangene ein verlodderter Mann ist, wirst du besser einen gewissen Zeitraum verstreichen lassen, bevor du den Bambus anwendest. Du thust nie gut, in solchem Falle ohne reifliche Überlegung zu handeln, da du sonst befürchten mußt, daß du zur Verantwortung gezogen werden könntest.)

In drei anderen Fällen dürfen Menschen deswegen nicht geschlagen werden, weil sie noch andere Strafen zu erleiden haben, nämlich:

1. Wenn ihnen die Finger gequetscht worden sind,
2. wenn ihre Knöchel in die Folter gespannt worden sind,
3. wenn sie den Kang tragen sollen. (Denn, wenn sie vorher geschlagen werden, so sind sie vielleicht nicht imstande, sich zu bewegen oder ihre Wunden heilen nicht und sie sterben möglicherweise. Das Gesetz schreibt in diesem Falle vor, daß sie erst bei der Entlassung geschlagen werden sollen, doch kann dies in einem Augenblicke der Erregung leicht vergessen werden.)

In drei Fällen sollte man aus Mitleid die Gefangenen von der Bambusstrafe befreien:

1. Wenn das Wetter außerordentlich kalt oder heiß ist.
2. Wenn ein Fest gefeiert werden soll.
3. Wenn der Gefangene kürzlich einen Trauerfall erlitten hat. (Ein Mann, der um Vater, Mutter, Weib oder Kind trauert, sollte nicht körperlich gestraft werden, denn es könnte sein Leben gefährden.)

In drei Fällen sollten die verdienten Schläge nicht vollstreckt werden:

1. Wenn bei einem Streite der eine bedeutend älter als der andere ist, so sollte der ältere von der verdienten Prügelstrafe verschont bleiben.
2. Wenn einer der Streitenden dein oder eines anderen Beamten Diener ist, so sollte sein Gegner nicht geschlagen werden. (Denn wenn letzterer auch im Unrecht ist, so soll man ihn doch mit Milde behandeln, damit die Leute nicht sagen können, du beschützest deine Yamendiener, und niemand mehr einen solchen anzuklagen wagt, wenn er in Zukunft Unrecht thun sollte.)
3. Wenn der Schuldige bei einer Behörde angestellt ist, so sollte er von ihr nicht zum Bambus verurteilt werden, selbst wenn er es verdient.

Drei Arten des Bambusschlagens sind untersagt:

1. Mit dem größeren Bambus. (Ein Schlag mit dem größeren Bambus gilt soviel wie zehn mit dem kleineren; drei mit dem mittelgroßen so viel wie fünf mit dem kleinen. Beamte sind häufig zu freigebig, nie zu sparsam mit ihren Strafen. Selbst durch übermäßige Anwendung des kleineren Bambus wird aber das Leben nicht gefährdet, und wenn sich die Strafe über einen längeren Zeitraum erstreckt, hat der Beamte überdies mehr Gelegenheit, über das Strafmaß in Ruhe nachzudenken. Welchen Schaden aber selbst wenige Streiche mit dem schweren Bambus anrichten können, läßt sich gar nicht vorhersehen.)
2. Es ist untersagt, zu niedrig zu schlagen.
3. Es ist untersagt, niederen Beamten die Anwendung ungesetzmäßiger Strafinstrumente zu gestatten.

Die früher erwähnten Einschränkungen treffen solche Fälle, in denen zwar die Strafe unzweifelhaft vollzogen werden sollte, aber von den Beamten leicht ohne vorherige genügende Aufklärung der Umstände angeordnet wird, wodurch dann zweifellos ein Gefühl der Unzufriedenheit und Empörung erweckt wird. — In jenen Fällen, in denen die Strafe zwar verdient, aber auf einige Zeit verschoben ist, kann sie nach dem Ermessen des Beamten ganz oder zum Teil erlassen werden. — Die Hauptsache bleibt, daß jeder das Mitleid in sein Herz einziehen läßt, denn dies allein sichert die richtige Anwendung der Strafe". —

Leichenzug eines Mandarin.

Aus der vorstehenden Verfügung ergiebt sich also — genau so wie aus der Umständlichkeit, mit der die Bestätigung eines Todesurteils zu erlangen ist — daß man in den höchsten Instanzen Chinas sehr milde denkt und das Möglichste thut, um die Grausamkeit aus der Rechtspflege zu verbannen. Sonderbarerweise hat man sich jedoch noch nicht dazu entschließen können, zur Erlangung von Geständnissen die Folter vollständig zu verbieten, obschon die nachstehende Vorschrift, die wir ebenfalls der „Anweisung für Regierungsbeamte" entnehmen, zeigt, daß man dieselbe sehr bedeutend eingeschränkt hat:

„Die durch die „Quetschstrafe" verursachten Schmerzen richten sich nach der Festigkeit des Riemens und der Länge der angewandten Stöcke, und ob diese naß oder trocken sind. Bei Anwendung dieses

Mittels sollen zur Verhinderung eines Unglücks die größten Vorsichtsmaßregeln getroffen werden. Das Pressen der Kniee auf den Boden, das Knieen der Gefangenen auf Ketten oder das Brennen ihrer Beine mit heißen Eisen und ähnliche Strafen, die unter dem Vorwande verhängt werden, daß die „Quetschtortur“ ohne Erfolg geblieben sei, gehören zu den grausamsten der verbotenen Maßregeln und sind unter keinen Umständen gestattet.“

Was die Quetschstrafe anbetrifft, so kommt die leichtere Form, die Fingerfolter, in folgender Weise zur Anwendung. Der Sträfling muß knieen und seine Hände über dem Kopf zusammenhalten; dann drücken zwei Schergen ein Bambusrohr in sein Genick, während ein dritter das Folterinstrument über die ausgespreizten Finger streift. Dies besteht aus fünf Bambusstäbchen, deren Enden an Riemen befestigt sind. Indem der Henker nun diese Riemen mit aller Kraft nach den beiden entgegengesetzten Richtungen anzieht, drücken sich die Stäbchen in das Fleisch der Finger ein und verursachen ein sehr schmerzhaftes Gefühl. Da dieses Instrument jedoch nur durch Menschenkraft gehandhabt wird, so kann, namentlich wenn die obigen Vorschriften beachtet werden, wenigstens kein dauernder Nachteil für den Gefolterten entstehen. Früher wurde diese Tortur besonders gegen liederliche Weibspersonen als Strafe zur Anwendung gebracht.

Eine Erdrosselung
nach einer chinesischen Tuschzeichnung.

Eine andere Art, die jetzt aber nicht mehr angewendet werden darf, ist das „Ohrenquetschen“ — eine ebenso einfache als schmerzhafte Prozedur, welche darin besteht, daß zwei Büttel gleichzeitig mit geschickten Griffen dem zu Befragenden die Ohrenknorpel umdrehen. Früher fand dieses Verfahren auch als Strafe gegen Verleumder, die sich auf „Hörensagen“ beriefen, Anwendung.

Die zweite gesetzlich gestattete Folterstrafe ist, wie wir bereits wissen, das Pressen der Fußknöchel — und es ist nicht zu übersehen, daß fast in ganz Europa die Daumenschrauben und Spanischen Stiefel ebenfalls den niedrigsten Grad der Tortur bildeten. Thatsächlich ist auch zwischen den Spanischen Stiefeln und der chinesischen Knöchelfolter wenig Unterschied. Bei der letzteren muß sich der Häftling lang auf den Boden legen und seine Hände werden zusammengebunden. Dann werden seine Fußknöchel in eine Art hölzernen Doppelschraubstock gesteckt, der aus einem festen Klotz in der Mitte und zwei beweglichen Backen an den Seiten besteht. Nun wird ein Strick um die Backen herumgelegt, damit die Maschine fest zusammenhält, und dann durch Eintreiben von Holzkeilen der Zwischenraum verengt und ein allmählich immer stärker werdender Druck auf die Knöchel ausgeübt. — Es ist jedoch längst angeordnet, daß, wenn diese Foltermaschinen durch Alter unbrauchbar geworden sind, keine neuen beschafft werden sollen, sondern die Knöchel nur durch den Büttel mit einem kurzen Bambusstock geschlagen werden sollen.

Was die übrigen Folterstrafen anbetrifft, so wollen wir nur einige der ehemals verbreitetsten — die auch heute vielleicht noch hin und wieder im Geheimen Anwendung finden mögen — beschreiben. Das „Pressen der Kniee" geschieht in der Weise, daß der Häftling niederknien muß und daß man einen starken, etwa zwei Meter langen Bambusstock zwischen seine Kniekehlen legt. Zwei Büttel treten dann von beiden Seiten auf die Enden des Stockes und der Schmerz steigt, je mehr sie sich seinem Körper nähern, läßt aber nach, wenn sie sich wieder entfernen. Eine besondere Verschärfung war das „Knien auf Ketten": man schob eiserne Ketten unter die Knie des zu Marternden, so daß seine Qualen und Schmerzen sich vervielfachten. — Als schwerere Tortur war namentlich die Reck- oder Schaukelfolter in Gebrauch, welche besonders gegen Kaufleute zur Anwendung gelangte, die sich bei ihrem Geschäft mehrfacher Betrügereien schuldig gemacht haben sollten. Man hängte sie an einem Reck mittels zweier Stricke auf, deren einer die Füße zusammenschnürte und hoch hielt, während der andere um die Schultern gelegt war und den Oberkörper festhielt, aber so niedrig, daß sich das Blut nach dem Gehirn drängen mußte. Gab der Gemarterte ein Zeichen, daß er bekennen wolle, so schoben zwei Büttel einen Bambusstab unter die Armhöhlen hindurch und hoben Brust und Kopf so viel empor, daß er genügende Erleichterung fand, um reden zu können. — Über das „Brennen mit Eisen"

brauchen wir nicht viel zu sagen, denn es ist aus dem europäischen alten Gerichtswesen zur Genüge bekannt. Auf unserem Bilde (S. 337) brennt ein Henker die linke Hand des Angeschuldigten, während ihm ein zweiter den Mund zuhält, um die Klageschreie zu ersticken. — Noch schändlicher war das „Blenden der Augen", was in der Weise geschah, daß man auf die Augen kleine Leinwandbeutel drückte, in denen sich ungelöschter Kalk befand. — Ein unschuldigeres Mittel, jemand zum Sprechen zu bringen, bestand darin, daß man ihn auf der „Strafpritsche" übernachten ließ. Er mußte auf einem Brett liegen, als Kopfkissen diente ihm ein viereckiger Block und seine Füße, seine Hände und sein Hals wurden durch so kurze Ketten an die Wand geschlossen, daß es ihm kaum möglich war, sich zu bewegen. — Es ist ein Glück, daß diese Strafen bis auf die „Quetschstrafen" nun untersagt sind; aber daraus, daß sie einstmals nicht nur geduldet, sondern sogar angeordnet waren, dürfen wir den Chinesen keinen Vorwurf machen, denn in Europa waren noch härtere Foltern üblich. —

Die Todesstrafe gelangt in drei Arten offiziell zur Anwendung, nämlich in der leichtesten Form „Namkau" (Erdrosselung), der mittleren „Chan" (Enthauptung) und der schwersten „Lingtschi" (Zerstückelung). Nach unseren Begriffen müßte die Erdrosselung eine sehr unangenehme Todesart sein, aber die Chinesen sind — wenn die Todesstrafe nicht mehr abwendbar ist — sehr damit einverstanden, da sie dann sicher sind, wieder aufzuerstehen, während derjenige, dessen Kopf vom Körper getrennt wird, dieses Bewußtsein nicht hat. Wer daher irgendwie die Mittel hat, beauftragt den Henker, ihm den abgeschlagenen Kopf wieder anzunähen und es ist daher auch verständlich, warum es als besondere Strafverschärfung gilt, wenn der Kopf eines Enthaupteten als Warnungszeichen auf der Stadtmauer oder einer Stange öffentlich ausgestellt wird.

Die Erdrosselung trifft im allgemeinen Diebe, die mehr als fünfhundert Dollars gestohlen haben, Kinderentführer, Verführer von Frauen, Kirchhofsräuber und Mitglieder von Räuberbanden. Die Enthauptung tritt bei Einbrechern, Notzüchtigern, fortgesetzten Verbrechern, Raub- und Meuchelmördern, Seeräubern, Feiglingen und Empörern ein; zur Zerstückelung dürfen nur die Mörder von Vater, Mutter, Geschwistern, Ehegatten, nächsten Verwandten und eigenem Lehrer sowie die Hochverräter verurteilt werden.

Sobald der Statthalter oder Vizekönig die Liste derjenigen erhalten hat, deren Hinrichtung durch die roten Bleistiftstriche des Kaisers

genehmigt worden ist, begiebt sich der Oberrichter in voller Amtskleidung in das Gefängnis und verliest in Gegenwart aller, über welche von der Provinzialbehörde das Todesurteil ausgesprochen worden ist, die Namen derer, die nun die Strafe erleiden sollen. Die Betroffenen sind im allgemeinen sehr gefaßt und nehmen die Verkündigung ihres Schicksals in Ruhe entgegen. Sie werden dann in einen Korb, Käfig oder auf einen Karren gesetzt, der durch zwei Büttel bis an das äußere Gefängnisthor gebracht wird, wo der oberste

Im Namen eines Vizekönigs.

Sekretär des Vizekönigs jedem einzelnen folgende Fragen vorzulegen hat: „Wie heißt du? Welchen Namen führt deine Familie? In welchem Kreise bist du geboren? Wie lange bist du schon in diesem Gefängnis? Welches Verbrechens bist du überführt worden? Wann und wo hast du dieses Verbrechen begangen? Hattest du Mitschuldige? Wie heißen sie? Fühlst du dich schuldig?“ Ist durch die Beantwortung dieser Fragen die Persönlichkeit identifiziert worden (einzelne Chinesen sind so gleichgiltig gegen den Tod, daß es vor-

gekommen ist, daß ein Armer gegen eine Geldentschädigung, die seiner Familie gezahlt wurde, sich an Stelle eines Wohlhabenden ruhig hinrichten ließ), so steht der Exekution nichts mehr im Wege.

Man gönnt ihnen noch eine kurze Spanne Zeit, um von ihren Freunden und Verwandten Abschied zu nehmen, die ihnen Kuchen, Suppe, Wein oder Schweinefleisch, besonders aber Betelnüsse zum Kauen bringen, da diese eine betäubende Wirkung haben und dem armen Sünder über sein letztes Stündchen in halber Bewußtlosigkeit

Gemahlin eines Vizekönigs.

hinweghelfen. Dann werden die Todeskandidaten gefesselt, nochmals vor den Oberrichter geführt, der auf ihre Stirn mit Hilfe eines Bambusreifens ein rotes Blatt Papier befestigt, auf dem ihr Name und ihr Verbrechen angegeben ist, und darauf wieder in ihre Körbe oder Karren gesetzt.

Nun begiebt sich der Zug in feierlicher Prozession nach dem Richtplatz. Voran schreitet ein Haufen Diener, Wächter und Büttel mit Speeren, dann kommen die Todeskandidaten auf ihren Wagen

oder Körben, darauf Soldaten mit allen möglichen verrosteten Waffen. Nun folgt der Vizekönig, von seinen Dienern umgeben, in seiner Staatssänfte, nebst zwei höheren Beamten, von denen der eine die Aufgabe hat, den „fünf Genien" Huldigungen darzubringen, damit nicht etwa die rachsüchtigen Geister der Hingerichteten den Richtern und anderen Beamten Schaden oder Schabernak zufügen, und zuletzt reitet ein Beamter zu Pferde, der eine kleine Fahne von gelber Seide hält, auf der die Worte stehen „Auf Befehl des Kaisers!"

Lautet das Todesurteil auf Erdrosselung, so wird der Delinquent an ein leichtes Bambuskreuz geführt, vor dessen Fuß eine kleine Granitplatte liegt. Auf diese tritt der arme Sünder, dessen Zopf etwas oberhalb des Kopfes um das Kreuz geschlungen wird, während die Arme mit einer dünnen, festen Schnur an den Querbalken befestigt werden. Dann nimmt der Henker eine zweite Schnur, bindet zunächst mit dem einen Ende die Füße an das Kreuz, schlingt das andere Ende um Unterleib und Brust, legt es dann plötzlich um den Hals und zieht es nun mit aller Kraft zusammen, so daß nach zwei oder drei kurzen Atemzügen das Bewußtsein schwinden soll. Bevor der erste Beamte des Vizekönigs den Richtplatz verläßt, legt er das Amtssiegel an den Knoten der Erdrosselungsschnur und der Leichnam bleibt vierundzwanzig Stunden lang am Kreuze.

Bei der Enthauptung muß der Verbrecher mit auf dem Rücken gefesselten Händen frei auf dem Erdboden knien. Ein Büttel ergreift den Zopf des Delinquenten und zieht damit dessen Kopf ein wenig nach vorn über; in demselben Augenblick saust schon die Waffe — ein halblanges, mittelbreites Schwert, dessen Klinge derjenigen eines Rasiermessers ähnelt und in seiner ganzen Form am meisten dem ehemaligen böhmischen Dusak entspricht — durch die Luft, und der Büttel hält das abgetrennte Haupt am Zopf in der Hand. Er schreitet damit vor den Vizekönig und sagt „Befehl Eurer Exzellenz!", worauf dieser antwortet „Befehl Seiner Majestät!" — In den größeren Hafenstädten ist die Zahl der durch das Schwert Hinzurichtenden oft so bedeutend, daß man sie in Gruppen zu vier oder fünf Mann reihenweise ordnet und mehrere Henker in Thätigkeit treten läßt. Die Schnelligkeit und Geschicklichkeit dieser Leute ist so groß, daß jeder für seine Gruppe nicht mehr als zwanzig bis fünfundzwanzig Sekunden braucht, so daß der eigentliche Hinrichtungsakt — wenn auch noch so viele arme Sünder auf dem Platze knieen — kaum eine halbe Minute währt.

Wohlhabende Leute, z. B. Oberste und Generale, die wegen Feigheit vor dem Feinde diesen Tod erleiden mußten, sind von Dienern in Livree begleitet, die sofort auf den Leichnam ihres Herrn zustürzen, Fackeln anzünden, Todtenopfer bringen und den entseelten Körper nebst dem Haupt in einen mitgebrachten Sarg legen. Die übrigen Köpfe, sofern sie nicht öffentlich ausgestellt werden müssen oder von Freunden und Verwandten — natürlich gegen ein entsprechendes Trinkgeld an den Scharfrichter — reklamiert worden sind, werden in große, Ätzkalk enthaltende irdene Gefäße geworfen, — um die Körper kümmert sich niemand. Aber, wenn der Abend sich niedersenkt und des Tages Arbeit zu ruhen beginnt, dann erscheinen die Ng-Socks (die hauptsächlich bei den Totenzeremonien der Armen thätig sind), heben die Leichname auf und überführen sie nach dem Verbrecherfriedhof, der, „die Grube für zehntausend Menschengebeine" heißt.

Ist auf „Zerstücklung" erkannt, so kann das Urteil auf Zerreißung in acht, vierundzwanzig, sechsunddreißig, zweiundsiebzig, ja sogar hundertundzwanzig Stücke lauten, d. h. der Deliquent soll — wie dies auch früher in Europa bei schweren Verbrechern angeordnet wurde — so viel verschiedene Folterqualen erleiden, bis er durch den eigentlichen Todesstreich vom Leben zum Tode gebracht wird. In der Wirklichkeit kommt diese Exekution nur in ganz außergewöhnlichen Fällen zur Anwendung, und zwar soll sie zuletzt der bekannte Anführer der Hakkarebellen, Tai Tschi-kwei, am 14. Dezember 1864 zu Kanton erlitten haben. Er war ursprünglich noch strenger verurteilt, doch wurde die Strafe auf achtfache Zerreißung ermäßigt. Diese besteht darin, daß zunächst die Augenbraunen ausgeschnitten werden, dann die Schultern, die Brust auf beiden Seiten und das Herz mit einer Zange gezwickt werden und schließlich der Kopf vom Rumpfe getrennt wird.

Für gewöhnlich spielt sich diese Exekution aber wesentlich einfacher und viel weniger grausam ab. Der Henker bringt zwar einen großen Kasten mit Folterwerkzeugen auf den Richtplatz — da so ziemlich für jede Todesfolter ein besonderes Instrument vorgeschrieben ist — aber er macht keinen Gebrauch davon. Der Hinzurichtende wird zunächst, nachdem der Oberkörper entblößt ist, leicht an ein Kreuz, wie wir es bei der Erdrosselung kennen gelernt haben, mit einer Schnur gefesselt, dann nimmt der Henker ein haarscharfes Messer und ritzt damit leicht in chinesischen Zahlzeichen auf dem Bauch des Missethäters die Ziffer der Zerstückelungen ein, zu welcher der Betreffende

verurteilt ist und die er eigentlich erleiden sollte. Darauf wird der Verurteilte schnell losgebunden, muß niederknieen und erleidet sofort den Todesstreich. Die eigentlichen Folterqualen werden also nur symbolisch angedeutet, die Schmerzen sind unwesentlich größer und der ganze Vorgang erfordert kaum eine Minute mehr Zeit als eine einfache Hinrichtung.

Neben diesen gesetzmäßigen Todesstrafen soll es aber auch außergesetzliche geben, für die, zum Teil wenigstens, es sicherlich keine Entschuldigung giebt. Zunächst soll der Kaiser, wenn ein höherer Beamter zum Erdrosselungstode verurteilt wird und ihm das Urteil gerechtfertigt erscheint, er aber doch dem Betreffenden die öffentliche Schande ersparen möchte, ihm eine seidene Schnur zuschicken, mit der dieser sich dann selbst erdrosseln darf. Ebenso sollen die Verwandten von wohlhabenden Leuten, die zum Tode verurteilt sind, die Wächter bestechen, daß sie ihnen Papier in Mund und Nase stopfen, damit sie an Erstickung sterben, aber angeben, daß sie eines natürlichen inneren Todes gestorben wären. Endlich sollen Beamte ohne jegliche Berechtigung Leute, die ihnen unverbesserlich erscheinen, auf einem ziemlich unauffälligen Wege aus der Welt schaffen. Es giebt nämlich in einzelnen Landesteilen eine Abart der Prangerkäfige, welche aus einem zylindrischen Lattengestell bestehen, auf dessen oberem Ende ein Kang befestigt ist. An sich ist dieses Instrument eines der denkbar mildesten, denn das Gestell trägt den Kang, so daß der Ausgestellte nur den Kopf durchzustecken braucht, und er leidet also durch nichts als durch die Schande — vorausgesetzt, daß die Höhe des Gestells auch seiner Körperhöhe entspricht. Es wird nun aber behauptet, daß Mandarine, um sich lästige Thunichtsguts vom Halse zu schaffen, dieselben in ein Gestell stecken lassen, das für sie zu hoch ist und dessen Boden sie nur mit den Fußspitzen berühren können. Auf die Dauer halten sie das natürlich nicht aus, sondern nach einigen Stunden tritt durch den Kang, der ein weiteres Herabziehen des Kopfes verhindert, eine langsame Erdrosselung ein, und wenn die Schergen abends kommen, um

Sekretär in Gala.

den Mann aus dem Pranger herauszulassen, finden sie ihn — angeblich zu ihrem größten Erstaunen — als Leiche vor.

Zu Zeiten von Krieg oder Empörung pflegt der Vizekönig der betreffenden Provinz, um ein schnelleres Verfahren zu ermöglichen, dem Magistrat in größeren Städten und den Landräten das ihm zustehende Recht, Räuber und Rebellen ohne weiteres hinrichten zu lassen, zu übertragen. Da nun aber geschickte Henker nur in den Provinzialhauptstädten zu finden sind, so lassen die Gemeindevorstände den durch sie zum Tode Verurteilten Hände und Füße zusammenbinden und sie dann einfach in den nächsten Fluß oder Teich werfen. Das ist eben Kriegsrecht!

Gefängnisse.

Wie bei allen Martern und Strafen, die wir bisher kennen gelernt haben, so ist auch bei dem Gefängniswesen — so weit es sich um die höchsten Instanzen handelt — ein Zug des Mitleids nicht zu verkennen. In der Praxis aber läßt sich von demselben in den Gefängnissen leider auch nicht die geringste Spur entdecken.

Mädchen, das ein Mittagessen sucht.

Ist diese Thatsache auch betrübend genug, so läßt sie sich doch aus den ganzen chinesischen Verhältnissen erklären. Die Armut dort ist schrecklich — so entsetzlich, daß sie kaum eine Feder zu schildern vermag. Wer eine Hufe Landes besitzt und sie zu bestellen vermochte, darf, wenn die Saat heranreift, seinen Acker keinen Augenblick unbewacht lassen, denn sonst würde ihm die Ernte bis auf den letzten Halm gestohlen. Wieviel Leute giebt es auf dem Lande, die mit einer einzigen Mahlzeit am Tage zufrieden sein müssen? — und worin besteht diese? — in Baumblättern, die die Kinder gesucht haben, in Blättern von Rüben oder anderem Gemüse, die sie aufgelesen haben, in etwas Sorghomehl oder Hirse, das sie gestohlen haben. — Wir haben schon die elende Lage der Schifferbevölkerung geschildert — und doch ist der Schiffer ein Herr im Vergleich zu dem Kuli, den er mietet, damit er mit so und so viel Kollegen an einem

Tau angeschnallt, den Kahn stromaufwärts zieht. — Auf jedem Schritt in den Großstädten begegnen uns Lastträger und Karrenschieber, die nur aus einem Knochengerüst und einer sonnenverbrannten Haut zu bestehen scheinen und augenscheinlich gerade so viel zu verzehren haben, daß sie nicht Hungers sterben, und doch sind diese Leute schon an der Arbeit, wenn das erste Frührot das Firmament zu färben beginnt, und finden keine Ruhe, bevor nicht die Silbersichel des Mondes erscheint. Und dieser Kuli wiederum ist ein Krösus im Verhältnis zu den Bettlern und Kranken, die wohl gern arbeiten möchten, wenn es ihre Kräfte zuließen, denn das Betteln bringt nur ein paar Casch am Tage ein. Wer aber kann es dem Wohlhabenden verdenken, daß er hartherzig wird, da unausgesetzt an seine Thüre gepocht und um eine milde Gabe gefleht wird. Halten doch schon unsere europäischen Reisenden, die nur ein paar Tage dort sind, um Land und Leute kennen zu lernen, vorsichtig ihre Taschen zu, denn man hat ihnen gesagt, daß, wenn sie irgend einem Armen gegenüber Mitleid zeigen würden, sie das Bettlervolk nicht mehr von ihren Fersen abschütteln könnten. Wer einmal in China krank und Bettler geworden ist, der stirbt unfehlbar den Hungertod — die Frage ist nur, ob er sein Elend etwas länger mit sich herumschleppen muß oder ob ihn sein gütiges Schicksal früher abruft.

Wenn es in China keine Prügel gäbe und die Gefängnisse den unsrigen auch nur annähernd gleich wären, dann würden von den 432 Millionen Einwohnern zweihundert Millionen sich danach drängen, in den Gefängnissen Unterkunft zu finden — mithin müssen die Gefängnisse abschreckend sein! Allerdings giebt es noch einen Ausweg — und früher oder später wird ihn die Regierung auch beschreiten müssen — nämlich die Erschließung des kolossalen mineralischen Reichtums, den der Boden dort birgt. Es giebt riesige Kohlenlager, Eisenerze aller Art, Gold, Silber, Zinn, Kupfer, Quecksilber, Jaspis, Achat, Bernstein, Schwefel, Porzellanerde, Petroleum und wer weiß, was noch alles. Aber, wenn man mit der Hebung dieser Schätze beginnt, dann mag auch leicht der europäische Arbeiterstand unter der Rückwirkung zu leiden haben, und, da uns nun einmal das Hemd näher als der Rock ist, so liegt eine Überstürzung in dieser Richtung schwerlich im Interesse der Kulturstaaten.

Wir müssen den gegenwärtigen Zustand der chinesischen Gefängnisse also als einen betrübenden, aber auch als einen einstweilen unabänderlichen und durch die Verhältnisse gebotenen betrachten, und

wollen nunmehr hören, was John Henry Gray darüber im einzelnen zu berichten weiß.

Die Zahl der Flügel, aus denen jedes chinesische Gefängnis besteht, richtet sich nach der Klasse, der es angehört. Beispielsweise bestehen die Regierungsgefängnisse der Kantoner Bezirke Namhoi und Punju, weil sie zur ersten Klasse gehören, aus sechs Flügeln mit je vier großen Räumen und einigen kleineren Zellen für Untersuchungsgefangene. Ähnlich sind alle Regierungsgefängnisse eingerichtet. Die Mauern der Flügel grenzen aneinander und haben die Form eines Parallelogramms, um dessen Außenseite herum ein gepflasterter Fußweg führt, in den die Thore der Flügel münden, und der von einer zweiten Außenmauer eingefaßt wird.

Die Räume, die zum Aufenthalt der Gefangenen dienen, sind sehr groß, gleichen sonst aber vollständig Viehställen; die nach dem Flur zu gerichtete Wand besteht aus einem starken Pfahlgitter, das vom Erdboden bis an das Dach reicht. Der Boden der Räume ist mit Granitplatten gepflastert; in der Mitte erhebt sich ein niedriges Holzgerüst, auf dem die Häftlinge am Tage sitzen und in der Nacht schlafen. Sämtliche Gefängnisse wimmeln von Ungeziefer und sind unsäglich schmutzig; selten oder nie haben die Gefangenen Gelegenheit, sich zu waschen oder zu kämmen, denn Wasser ist in chinesischen Kerkern eine Rarität und Kämme kennt man daselbst kaum. In jedem Raum steht zwar eine große Wanne mit wasserartigem Inhalt den Häftlingen zur Verfügung, aber sie giebt einen so entsetzlichen Geruch von sich, daß man nicht begreifen kann, wie menschliche Wesen, namentlich im Sommer, eine so verpestete Luft einzuatmen vermögen.

Die vier Räume eines jeden Flügels zerfallen in zwei, durch einen freien Platz geschiedene Teile, in dessen Mitte ein Altar mit dem Bilde des Gottes Hongkungtschuchau ist, welcher als Patron der Gefangenen gilt und dem man die Macht zuschreibt, die verstockten Herzen der Sünder zu erweichen und zur Reue zu stimmen. Der Geburtstag dieses Götzen wird von den Gefangenen durch eine Art Festmahl gefeiert, dessen Kosten der Gefängnisdirektor zu bestreiten hat. Freilich hält sich dieser brave Mann dadurch schadlos, daß er in gewissen Zeiträumen einen Teil des für den Unterhalt seiner unfreiwilligen Gäste bestimmten, ohnehin mehr als jämmerlichen Betrages in die eigene Tasche gleiten läßt.

Den Eingang in das Gefängnisgebäude bildet eine kleine, auf einen schmalen Gang führende Thür. Über dieser erblickt man einen

Tigerkopf mit großen starren Augen und weitgeöffnetem Rachen gemalt. Tritt man ein, so sieht man einen Altar, auf dem ein steinerner Tiger steht, der die Kerkerthore bewachen soll. Um ihn günstig zu stimmen und zur Wachsamkeit anzuspornen, beten ihn morgens und abends die Wärter an, denn sie sind für den sicheren Gewahrsam der ihrer Obhut anvertrauten Sträflinge verantwortlich. Es kommt sogar oft vor, daß die Schließer dem steinernen Tiger Schweinebraten vorsetzen und Weihrauch opfern.

Prunkgefäß mit Drachen.

Das Gefängnis birgt auch außer den großen, für die Männer bestimmten Räumen kleinere Zellen, in denen die weiblichen Häftlinge untergebracht sind. Auch jene Familien, die von dem Mandarin als Geiseln in Haft genommen worden sind, müssen in solchen erbärmlichen Zellen schmachten. Das Gesetz gestattet nämlich, wie zum besseren Verständnis hier bemerkt sei, daß eine ganze Familie eingekerkert werden kann, wenn sich ein Mitglied derselben seiner Verhaftung durch die Flucht entzogen hat; und da ihre Freilassung erst dann erfolgt, wenn der Gesuchte eingebracht worden ist, so muß sie oft viele Jahre lang, unter Umständen sogar ihr ganzes Leben in der Haft verbringen. War die Missethat des Flüchtigen besonders schwer — handelt es sich beispielsweise um ein Attentat auf den Kaiser — so pflegt man dessen nächste Verwandte, und wären sie noch so unschuldig, hinzurichten, die entfernteren in die Verbannung zu schicken. Im Jahre 1803 wurde

ein Angriff auf das Leben des Kaisers Kiakhing versucht; der Attentäter wurde, nachdem man seiner habhaft geworden war, zur Zerstückelung verurteilt und seine Söhne, obgleich noch kleine Kinder, wurden erdrosselt.

In den chinesischen Kerkern ist die Sterblichkeit so groß, daß Leichenhallen daselbst unentbehrlich sind. Stirbt ein Gefangener, so wirft man seinen Körper zunächst in die Leichenhalle, wo er bleibt, bis die höchst einfachen Vorbereitungen für die Beerdigung getroffen sind. Die Leichen bieten einen ekelerregenden, empörenden Anblick dar. Einigen sieht man es an, daß der Tod durch häufige und grausame Bambusprügel veranlaßt wurde oder durch eine Krankheit, die infolge des Ungeziefers, der Unreinlichkeit und der verpesteten Gefängnisluft entstand; wieder andere sind anscheinend dem Hungertode zum Opfer gefallen. Der Thür der Leichenhalle gegenüber findet sich in der äußeren Gefängnismauer eine verschließbare Öffnung, durch welche die Leichen in die angrenzende Straße geworfen werden, von wo aus sie Kulis nach dem Friedhof tragen. Man will den toten Gefangenen nicht die Ehre anthun, sie durch die Thore des Yamens, zu dem das Strafhaus gehört, tragen zu lassen (die Gefängnisse sind nämlich zumeist an die Paläste bezw. Amtsgebäude des höchsten Bezirksbeamten angebaut); auch würden die Thore nach Ansicht der chinesischen Behörden dadurch verunreinigt werden. (Bekanntlich berichtet auch Livius, daß im alten Rom die Leichen der Gefangenen in die an die Gefängnisse angrenzenden Straßen geworfen wurden.)

Töchterchen eines hohen Mandarin.

Dem Aussehen nach dürften die unglücklichen Insassen der chinesischen Strafanstalten an Schrecklichkeit und Elend nicht ihres Gleichen auf der Erde haben. Mit ihren totenähnlichen Zügen, ihrer abgezehrten Gestalt und ihrem langen schwarzen Haar, daß sie nach der Hausordnung nicht abschneiden dürfen, gleichen sie eher Teufeln als Menschen. Mit Ausnahme eines einzigen sind alle Gefangenen gefesselt. Diese Ausnahme bildet in jedem Flügel derjenige Sträfling, der sich am gesittetsten benimmt; er darf sich frei bewegen und genießt so viel Vertrauen, daß er über seine Genossen eine Art Aufsicht führt. Nach der Bibel scheint ähnliches im alten Egypten der Fall gewesen zu sein, denn Joseph wurde von seinem Gefängnisdirektor mit der Überwachung seiner Kerkergenossen betraut.

Die Kleidung der Inhaftierten besteht aus Röcken und Hosen von grobem roten Gewebe. Auf dem Rücken des Rockes ist in großen Schriftzeichen der Name des betreffenden Gefängnisses zu lesen, damit Entweichende sofort als solche kenntlich sind und leichter erwischt werden können.

Zuweilen werden Gefangene vom Kaiser begnadigt, namentlich bei Thronbesteigungen und Vermählungen, sowie wenn der Kaiser ein volles Jahrzehnt älter geworden ist oder einen solchen Zeitraum regiert hat. Am 12. Februar 1872 enthielt die Pekinger Zeitung einen Annestieerlaß des damaligen Kaiser Tungschih. Er begann mit der Bemerkung, daß die chinesischen Kaiser allezeit barmherzig und milde gewesen seien, und Tungschih stehe ihnen an Liebe für sein Volk keineswegs nach. „Jeder der letzten vier Mandschukaiser hat bei dem Antritt seines elften Regierungsjahres ein Begnadigungsedikt erlassen. Der gegenwärtige Kaiser wünscht, dieses erlauchte Beispiel nachzuahmen und fordert die Zentralstrafbehörde auf, ihm einen Entwurf für die teilweise Strafbefreiung aller Gefangenen zu unterbreiten. Inzwischen sollen alle, die wegen geringfügiger Vergehen verhaftet sind, unverzüglich freigelassen werden."

Mitunter stiften Menschenfreunde einen Geldbetrag, um das Los der Gefangenen zu erleichtern. So hinterlegte im zehnten Jahre der Regierung des Kaisers Taoukwang der Oberschatzmeister der Provinz Kwangtong zehntausend Dollars bei der Verwaltung des Salzmonopols, damit aus den Zinsen dieser Summe den Häftlingen der großen Kantoner Gefängnisse einige Vergünstigungen gewährt würden. Angefeuert von dem edlen Beispiele wendeten noch viele andere hohe Beamte dieser Provinz größere Summen dem gleichen Zwecke zu, wofür da-

mals eine Zeit lang den Gefangenen Kantons Arzneien, sowie im Sommer Fächer und im Winter warme Unterkleider verabfolgt wurden. (Mittlerweile scheint allerdings das Kapital andere Verwendung gefunden zu haben, denn heute hört man von derartigen Liebesgaben nichts mehr.)

Jedem Gefängnis steht ein Direktor vor, dem eine beträchtliche Zahl von Schließern unterstellt ist. Jedes Kantoner Gefängnis zählt vierundzwanzig Gefangenwärter, siebenunddreißig Aufseher und fünfzehn mit Lanzen bewaffnete Wächter; außerdem befindet sich in der Nähe jedes Gefängnisses ein Wachgebäude mit zehn Soldaten. Das Gesetz schreibt auch vor, daß ein Arzt, sechs Wasser- und Holzträger und fünf Schreiber vorhanden sein sollen, doch ist es sehr fraglich, ob dieser Vorschrift in allen Gefängnissen Folge geleistet wird. Die Wärter, Aufseher und Wächter werden durch das Elend, das sie täglich mit ansehen müssen, hartherziger als die unverbesserlichsten Verbrecher. Auch die im Yamen stationierten Polizisten sind von höchst verworfenem Charakter, denn es kommt täglich vor, daß sie mit Dieben unter einer Decke stecken und die Richter entweder täuschen oder mit ihnen die Beute teilen.

Die Gefängnisdirektoren beziehen nicht nur kein Gehalt, sondern müssen ihre Stellungen obenein von den Provinzialregierungen kaufen. Sie sind daher gezwungen, sich dadurch zu entschädigen, daß sie von den Freunden und Verwandten wohlhabender Häftlinge Geld erpressen und dafür versprechen, diese gut zu behandeln. Merkwürdigerweise herrschte auch einst in Großbritannien die Sitte, daß die Gefängnisdirektoren kein Gehalt bezogen und die Stellen überdies kaufen mußten, und auch sie ließen sich von den Verwandten und Freunden der Gefangenen Geld geben; wer von diesen keine bemittelten Fürsprecher hatte, wurde vernachlässigt und starb aus Mangel an den unentbehrlichsten Nahrungsmitteln. Dasselbe geschieht in den chinesischen Gefängnissen. Die Direktoren ziehen den wesentlichsten Teil ihres Einkommens aus dem Verkauf von Reis, Gemüse und Brennholz an die Gefängnisinsassen. Den ordinärsten und billigsten Reis, den sie in angrenzenden Speichern vorrätig halten, geben sie zu hohen Preisen ab. Da jeder Häftling täglich nur fünfundzwanzig Casch vom Staate erhält, von welcher Summe er sich völlig beköstigen muß, so bietet sich dem Gefangenen, der keine Freunde hat, kaum je die Möglichkeit, Holz oder Gemüse zu kaufen, denn er braucht so viel für die zum Leben unbedingt nötige tägliche Reisportion. Es kommt daher vor,

daß Gefangene ihren rasenden Hunger mit rohem Reis zu stillen versuchen, da sie außer stande sind, das zum Kochen desselben nötige Brennholz sich zu kaufen.

Das Gesetz verordnet — und nun kommen wir auf den einzigen Lichtstrahl zu sprechen —, daß jedes Gefängnis allmonatlich durch einen Regierungsvertreter zu inspizieren ist, damit er feststelle, wie viele Gefangene im Laufe des Monats gestorben sind, und wie sich die Angestellten benommen haben. Hierüber muß er dem Vizekönig oder Statthalter Bericht erstatten. Stellt es sich heraus, daß durch Verschulden des Gefängnispersonals zwei Prozent der Häftlinge gestorben sind, so wird in den Personalakten des Direktors sowie des Richters, zu dessen Sprengel das Gefängnis gehört, eine ungünstige Note eingetragen. Hat die Sterblichkeit während eines Monats drei Prozent erreicht, so erhalten sie eine doppelte schlechte Note, und wenn sie bis auf vier Prozent gestiegen sein sollte, so werden beide abgesetzt. Sollte die Zahl der Todesfälle aber auf sechs Prozent gelangt sein, so wird außerdem noch der betreffende Mandarin (Landrat oder Regierungspräsident) um einen Rang degradiert. Sind dagegen die Ergebnisse der Inspektion befriedigend ausgefallen, so erhalten die in Betracht kommenden Beamten gute Noten, die ihnen, nachdem sie in größerer Zahl erworben sind, gewisse Belohnung sichern.

In Untersuchung befindliche Gefangene werden gewöhnlich nicht in dem eigentlichen Gefängnisgebäude untergebracht, sondern in einem kleineren, minder stark beaufsichtigten Untersuchungsgefängnis, das sich bei jedem größeren Gerichtsgebäude befindet. Es enthält zwei Räume, von denen der eine für diejenigen Häftlinge bestimmt ist, deren Verwandte oder Freunde sich mit dem Gefängnisdirektor verständigen und eine gewisse Pension für den Tag sich zu zahlen verpflichtet haben. Die hier untergebrachten Gefangenen entgehen dem in den Kerkern herrschenden Schmutz und Gestank, der Unreinlichkeit, den Krankheitskeimen und dem Umgang mit den gemeinsten Kerlen. Dieses Extrazimmer ist so groß, daß die anderen Untersuchungsgefangenen, welche keine Kostgelder zu zahlen vermögen, sehr übel daran sind. Oft ist der für sie bestimmte Raum so überfüllt, daß sie sich nicht einmal zum Schlafen niederlegen können. Würde man so viele Europäer in ein einziges Zimmer zusammenpferchen, so würden in kurzer Zeit alle zu Grunde gehen, und dieser Übelstand wird durch die Langsamkeit des chinesischen Gerichtsverfahrens und der dadurch bedingten langen Untersuchungshaft noch wesentlich verschlimmert. —

Sind diese regulären Verhältnisse in den Gefängnissen der Großstädte schon entsetzlich genug, so treten in den Provinzialkerkern, namentlich zur Zeit von Hungersnot und Empörung, mitunter Dinge ein, wie sie die tollste Phantasie sich nicht grausamer auszumalen vermag. Der schon für gewöhnlich stark beschränkte Raum reicht dann absolut nicht mehr aus und wenn die Gefangenen auch so eng zusammengepfropft werden, daß sie sich gegenseitig ersticken und erdrücken. Der Gefängnisdirektor läßt dann einige Bäume fällen und in den

Eine Schuhmacherwerkstatt.

Gefängnishof werfen und kettet die Häftlinge mit kurzen Stricken oder Ketten, die ihnen um den Hals, mitunter sogar noch um die Füße gelegt werden, daran. Da diese Baumstämme am Boden liegen, so können die daran Gefesselten nur liegen oder im günstigsten Falle mit gekrümmten Rücken daneben knieen. Auf einige Entfernung macht eine solche an einander gekoppelte Menschenheerde den Eindruck, als handle es sich um einen Haufen Schweine, die sich um den Futtertrog drängen, und wohl nie hat die Rechtspflege irgend eines anderen Landes, das Anspruch darauf erhob, unter die Kulturstaaten gezählt zu werden, ähnlich grausige Bilder aufzuweisen gehabt.

Fest- und Feiertage.

Das Neujahrsfest.

Der Chinese hat Feiertage gerade so gern wie irgend ein anderer Mensch, und prächtige Aufzüge machen ihm besonderes Vergnügen, aber er muß arbeiten, um nicht zu verhungern, und deswegen stehen die meisten Feste auch nur „im Kalender“ oder werden von einzelnen Ständen oder an einzelnen Orten gefeiert.

Von dem Gottesworte „Sechs Tage sollst du arbeiten, am siebenten aber sollst du ruhen“, haben die Chinesen keine Ahnung. Sie rechnen daher auch nicht nach Wochen, sondern nach Monaten. Der Monat hat achtundzwanzig Tage und das sind lauter Arbeitstage, und daran reihen sich die übrigen elf Monate und bringen ebenfalls nichts als Arbeit. Erst wenn das alte Jahr zu Ende geht und das neue vor der Thür steht, bricht eine Festperiode an. Von dieser machen die wohlhabenden Leute und Beamten auch insofern reichlichen Gebrauch als sie sich vom zwanzigsten Tage des letzten bis zum zwanzigsten des ersten Monats Ruhe gönnen, also gerade vier Wochen Ferien nehmen, der Mittelstand verkürzt seine Ruhepause auf fünfzehn Tage, nämlich vom ersten bis zum fünfzehnten Tage des ersten Monats, der arme Mann kennt aber nur vier Neujahrsfeiertage und das Laternenfest —, die muß er wohl oder übel mitmachen, da sämtliche Geschäfte an diesen Tagen geschlossen sind, sonst würde er wohl auch dann arbeiten, denn zur eigentlichen Festesfreude läßt ihn der knurrende Magen doch nicht recht gelangen. —

Wie unsere braven Hausfrauen jedes Fest mit einer gründlichen Reinigung aller Zimmer einleiten, dann allerhand Geschenke und Lebensmittel einkaufen und schließlich mit dem Braten und Backen beginnen, als wenn eine Hungersnot in Aussicht stände, so machen es die chinesischen Frauen gerade.

Wenn am 20. des letzten Monats die Herren Mandarine ihre Bureaus geschlossen haben und die große Staatsmaschine ihre Thätigkeit auf vier Wochen eingestellt hat, dann gehen auch die Götter und

Geister in die Ferien, um im Himmel über das Haus und die Familie, bei der sie einquartiert waren, Bericht zu erstatten. Wenn die Hausfrau auch wirklich im Laufe des Jahres bemerkt hat, daß die Hausthür von Schmutz starrt und in den Winkeln der Zimmer sich Berge von Staub und Unrat angesammelt haben, so wird sie sich doch hüten, mit einem Besen oder Scheuertuch dazwischen zu fahren, denn der „Thürgott“ oder die „Staubgeister“ könnten ihr das gewaltig übel nehmen. Sie wartet also fein ab, bis der Tag herangerückt ist, an dem alle guten und bösen Geister ihr Haus verlassen haben — er wird alljährlich im Kalender besonders angegeben — und kann dann bis zur Mitternachtsstunde in der Neujahrsnacht, wo neue Geister ihren Einzug halten, nach Herzenslust scheuern, fegen und abstäuben.

Während man aber alle übrigen Geister ohne „Schönen Dank“ fortziehen läßt und sich freut, sie mal auf ein paar Tage los zu werden, veranstaltet Reich und Arm für den „Küchengott“ ein kleines Abschiedsfest. Der Magen spielt ja überall eine wichtige Rolle, die größte aber in China, und deswegen betrachtet man ihn auch als den vornehmsten von allen Hausgöttern. Wenn der Augenblick herannaht, in dem er in die Ferien gehen will, setzt man ihm Süßigkeiten und namentlich Pflaumenkuchen vor, zündet einige Weihrauchstengel an, wirft sich vor seinem Bilde auf die Kniee, und das Familienoberhaupt beginnt laut zu beten: „Guter Herr Küchengott! Wir bitten dich herzlich, doch nur gutes über uns zu berichten. Gewiß haben wir dich oft beleidigt und beim Aus- und Eingehen wenig Rücksicht auf dich genommen; aber du bist großmütig, du denkst nicht so kleinlich, wie unser einer. Auch hast du nicht bei uns gespeist, und wir haben es meist vergessen, dir etwas anzubieten. Ganz geschwärzt bist du vom Rauch des Herdes und hast keine guten Tage bei uns verlebt, aber verzeihe uns alles, lobe uns beim alten Himmelsgroßvater und verschweige unsere Fehler!“ — Nachdem man noch etwas gewartet hat, setzt man sich froh zu Tisch und verspeist die dem Küchengott geopferten Süßigkeiten und Pflaumenkuchen, denn die chinesischen Gottheiten haben die löbliche Angewohnheit, schon vom Geruch der ihnen dargebrachten Opfergaben satt zu werden.

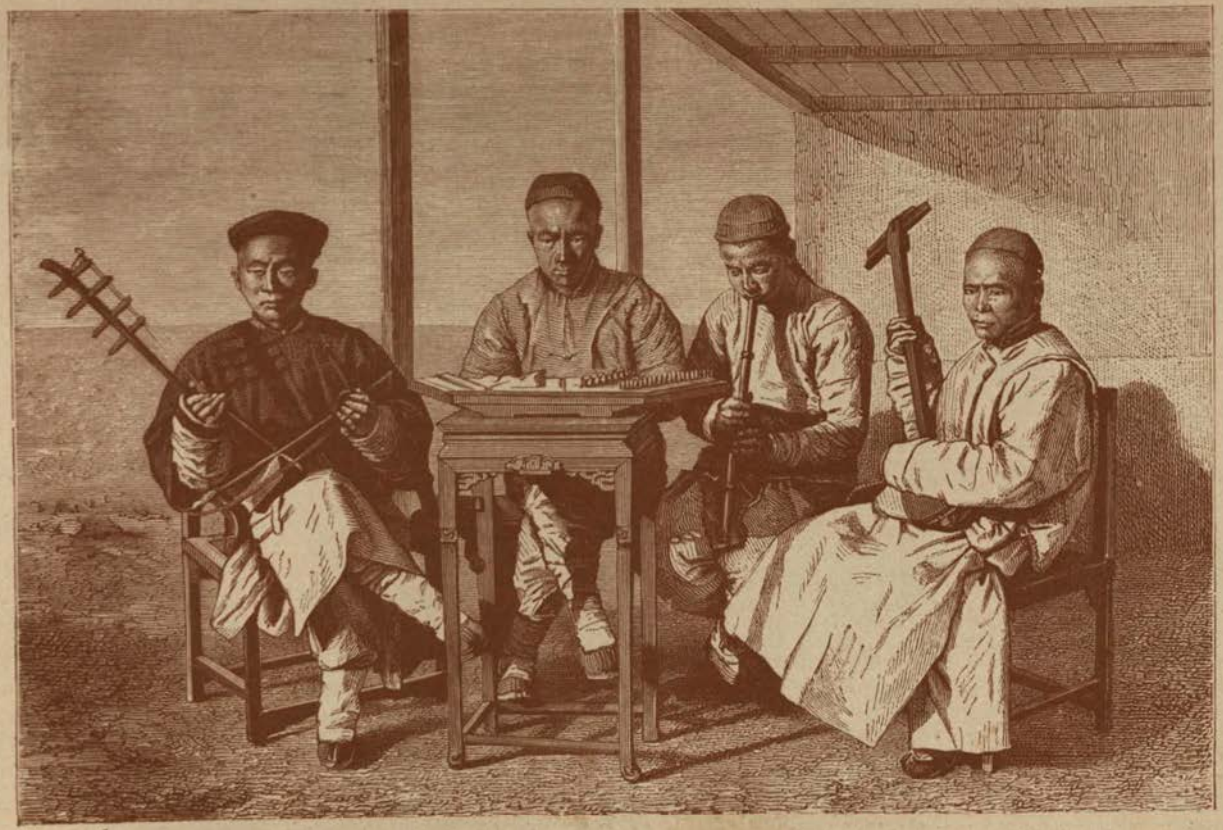
Ist man mit dem Scheuern fertig, so beginnt das Mahlen des Mehls und das Brotbacken, und das ist gar keine kleine Arbeit, denn das Quantum soll für die ganze Festzeit reichen. Wer ferner ein Schwein fett gemacht hat, für den ist der Augenblick gekommen, es zu schlachten, damit die Familie sich an einem guten Festbraten er-

laben kann, und wer zwei Borstenviehe großgezogen hat, der verkauft das andere, denn jetzt gerade steht Fleisch besonders hoch im Preise, da am Neujahrstage selbst der ärmste Kuli, der sonst im ganzen Jahre nicht an einen solchen Leckerbissen denkt, „Fleisch" zum Mittagessen haben möchte. Freilich ist er recht bescheiden in seinen Ansprüchen, denn zwei Schweinsohren oder -füße genügen ihm, wenn das Geld zu einem besseren Stückchen nicht hinreicht. Er hackt sie mit etwas Kohl oder sonstigem Gemüse klein, streut Mehl darauf und kocht sie.

Eine Neujahrsmahlzeit.

Das ist das Gericht, an dem sich mehr als hundert Millionen Chinesen am Neujahrstage erquicken, und von dem die Kinder schon acht Tage vorher den Nachbarskindern zuflüstern „am Neujahrsfeste essen wir die nämliche Speise wie der Kaiser".

Die Woche vor Neujahr hat für die Geschäftswelt aber noch eine ganz besondere Bedeutung, die für den einen gerade so angenehm wie für den anderen unangenehm ist — man reguliert nämlich seine Schulden. Wer recht viel auszustehen hat, der ist von morgens bis abends auf den Beinen, um seine Forderungen einzutreiben, und wenn



Eine chinesische Musik-Kapelle.

Ein Straßen-Barbier.

der Schuldner es mit dem Zahlen nicht so eilig hat, dann reißt er ihn am Zopf oder packt ihn an die Gurgel, denn ein Chinese fühlt sich durch nichts so gekränkt als wenn man ihn nicht bezahlt. Wem es also seine Mittel erlauben, der tilgt die Schulden vom verflossenen Jahr und macht dafür recht viel neue, denn um Forderungen, die aus der Neujahrszeit stammen, darf niemand vor dem fünften Tage des fünften Monats mahnen und — bis dahin „ist ja noch lange hin". Wer aber sein Schuldkonto nicht zu tilgen vermag, der weiß vor Angst nicht, wie weit ihn seine Füße tragen sollen, um seinen

Gläubigern zu entgehen und er verkriecht sich am liebsten irgendwo in der Einöde, bis der Neujahrstag herangebrochen ist und niemand ihn mahnen darf. Aber es genügt ja nicht, daß man dem spähenden Auge des Gläubigers entgeht, sondern man braucht auch etwas Geld, um Feste zu feiern, und so bringt dann, während der Ehemann irgendwo verborgen ist, die Gattin das nicht absolut Notwendige ins Pfandhaus, so daß man das Fest einigermaßen vergnüglich feiern kann — wenn auch zwischen kahlen Wänden und nicht gerade mit besonders günstigen Aussichten für die Zukunft.

Alle erwachsenen Leute verbringen die Neujahrsnacht mit Vorliebe wachend, wenigstens warten sie den Eintritt des neuen Jahres ab, denn, „wer viele Jahre wachen Auges hat herankommen sehen, der lebt lange". Außerdem ziehen in diesem Augenblick ja auch die neuen Geister ein und man muß sie gebührend empfangen. Der Hausherr hat bereits an einem der vorhergehenden Tage auf dem Jahrmarkt oder von einem herumziehenden Hausierer zwei buntkolorierte Holzschnitte gekauft, deren einer den „Thürgott", der andere den „Küchengott" darstellt, und er klebt sie nun mit gebührender Feierlichkeit auf ihrem Platz an der Thür und über dem Herde an, und stellt auf den letzteren eine brennende Lampe. Dann verrichten alle erwachsenen Bewohner des Hauses vor diesen neuen Götzen ihr Gebet und bringen Opfer und Weihrauch dar. Man muß sich aber sehr in acht nehmen, daß nicht ungebetene Geister mit hineinschlüpfen und deswegen Stroh und Sesamstengel in den Hof streuen. Hört man dann Knistern oder Rascheln, so muß schleunigst der Besen geschwungen werden; auch darf man weder antworten noch öffnen, wenn es an die Thür klopft.

Ist etwa eine Stunde unter den nötigen Vorsichtsmaßregeln bei einer Tasse Thee oder einem Glase Sorghobranntwein vergangen, so darf man es wagen, sich noch für ein Stündchen aufs Ohr zu legen. Lange dauert diese Ruhe allerdings nicht, denn man steht in China immer früh auf, aber ganz besonders am Neujahrsmorgen, da es ja nicht an die Arbeit, sondern ins Vergnügen gehen soll. Man wäscht sich also — für die große Masse der Chinesen schon etwas Außergewöhnliches — und legt ein Festtagsgewand an, sofern man eins hat. In den meisten Fällen muß freilich der gute Wille genügen: die Matrone hat sich aus einigen farbigen Flicken ein neues Häubchen gemacht, die jungen Mädchen schmücken ihr Haar mit Blumen und der Hausvater paradiert mit einem Paar neuer Schuhe oder einer

neuen Mütze. Dann geht er hinaus und klebt an die Pfosten der Hausthür und an die Fenster große Papierstreifen mit Sprüchen, die seiner Familie im neuen Jahre Gedeihen, Glück und Reichtum sichern sollen. Sie sind gewöhnlich auf rotes Papier geschrieben; nur wenn während des verflossenen Jahres ein Todesfall vorgekommen ist, muß blaues Papier verwendet werden. Allerdings findet der Vater meist schon einen Zettel mit den Worten „Möge beim Öffnen der Thür großes Glück in das Haus ziehen" angeklebt, denn das Rascheln auf dem Stroh rührte nicht von bösen Geistern, sondern von geschäftigen Bettlern her, die dem Hause diese Aufmerksamkeit erwiesen, um am nächsten Morgen ein Almosen einsammeln zu können.

Sind das Haus und seine Bewohner festlich geputzt, so setzt man sich zu Tisch und nimmt einen Morgenimbiß ein, und wenn dann das erste Grauen den kommenden Morgen verkündet, dann stürzt alles auf die Straße, um das neue Jahr durch Abbrennen möglichst vieler Feuerwerkskörper, die etwa unseren „Kanonenschlägen" entsprechen, doch meist von geringerer Stärke sind, zu begrüßen. Das hat einen doppelten Zweck, denn einmal verjagt man dadurch die bösen Geister, denen es noch nicht gelungen ist, irgendwo einen Unterschlupf zu finden, und zweitens kennt der Chinese kein größeres Vergnügen, als sich mitten im ärgsten Lärm zu befinden und denselben nach eigenen besten Kräften noch zu erhöhen. Selbst das ärmste Bettelweib, das sich mit Mühe und Not während der letzten Tage einige Casch für das Fest erbettelt hat und sie für eine leidliche Mahlzeit dringend nötig brauchte, glaubt, ihren Kindern das Vergnügen machen zu müssen, ihnen einige dieser Petarden zu kaufen, obschon sie genugsam weiß, daß dieses Spielzeug keineswegs ungefährlich ist, sondern außer unzähligen geringen Brandwunden doch auch alljährlich eine Anzahl schwererer Verletzungen zur Folge hat. Der Höllenlärm beginnt also am Neujahrsmorgen und hält bis zum Abend des vierten Tages ohne wesentliche Unterbrechung an; ja, vereinzelt hört man die Detonationen der Feuerwerkskörper bis zum zwanzigsten Tage.

Sobald die ersten Petarden abgefeuert sind, wogt alles die Straßen entlang, um die Nachbarn zu begrüßen und ihnen ein frohes Jahr zu wünschen. Thatsächlich bildet am Neujahrstage das Chinesenvolk eine einzige große Familie. „Zu Neujahr", besagt ein Sprichwort, „ist allerwärts Friede unter dem Himmel" und selbst diejenigen, die sich als Todfeinde gegenüberstehen, lassen an diesem Tage allen Haß fahren und wünschen einander „neuen Frühling und große Freude".

Der Mann, der gestern noch seinem Schuldner mit dem Stocke drohte, um ihn zur Bezahlung zu zwingen, begrüßt ihn heute — und wenn er auch nicht einen Casch erhalten hat — genau so freundlich, als wäre nie im Leben zwischen Beiden ein Mißklang aufgekommen. Die neuen Götter sind ja eben erst eingezogen, sie wissen noch nicht, wie ihn sein Schuldner gekränkt hat, und was sollten sie wohl von ihm denken, wenn er an einem Tage, an dem jeder froh sein soll, mit seinem Nachbar zankte. Er hat ja ohnehin genug einbekommen, um das Fest zufrieden verleben zu können, und sein Schuldner wird ihm schon gelegentlich gerecht werden; sollte er es darum wagen, die Götter zu erzürnen, daß sie ihm vielleicht übel wollen und ihn viel härter bestrafen, als im schlimmsten Falle der ganze Verlust bei jenem betragen könnte? — Man sieht, daß auch der Aberglaube seine guten Folgen haben kann, und es ist durchaus nichts seltenes, daß sich am Neujahrsfest zwei Gegner völlig versöhnen und durch gegenseitige Zugeständnisse den alten Streitpunkt aus der Welt schaffen.

Einkauf zum Fest.

Hat man alle Nachbarn beglückwünscht, so begiebt man sich in das Haus zurück, um vor dem Ahnenaltar, der mit allerhand Fähnchen und Blumen ausgeputzt ist, eine Andacht zu verrichten.

Inzwischen ist die Zeit zum Fortschicken und zur Empfangnahme der Geschenke herangekommen. In der Wirklichkeit bekommen nur Kinder von ihren Eltern, Lehrer von ihren Schülern, Dienstboten von ihren Herrschaften und Beamte von ihren Untergebenen Geschenke, woneben noch in einzelnen Provinzen unter Verwandten oder eng befreundeten Familien ein Austauschen von Leckereien üblich ist. Außer-

dem erfordert es aber das Zeremoniell, daß man allen Familien, mit denen man auch nur weitläufig bekannt ist, Geschenke „anbietet", die aber regelmäßig mit der Ausrede, daß „man deren nicht würdig sei", zurückgewiesen werden. Man packt also einem Diener oder Hausknecht eine Anzahl Kistchen mit Kuchen, Biskuits oder eingemachten Früchten, ein Körbchen mit Weintrauben und einen kleinen Schinken auf und versieht ihn mit der nötigen Zahl von Visitenkarten. Der Bote wandert nun bei dem ganzen Bekanntenkreis herum, giebt überall die Karte ab und bietet die Gaben an. Die erstere wird angenommen, die letzteren werden aber höflich abgelehnt, und der Diener kehrt, nachdem er seine Wanderung vollendet hat, mit den Schätzen nach Hause zurück, wo sie schon sehnlichst erwartet werden, damit sie in dem Empfangssalon ihren Platz finden und den Verwandten und Freunden, welche persönlich ihre Glückwünsche abstatten, angeboten werden können.

Eine Geschäftsstraße am Neujahrsmorgen.

Inzwischen ist ein anderer Bote unterwegs, um nach einander die Geschenke auszutragen, auf deren Annahme man rechnet. Diese zerfallen in die „nassen" Geschenke, welche für Freunde und Verwandte bestimmt sind, und in die „trockenen", mit denen man etwas erreichen will. Äußerlich sehen beide Arten völlig gleich aus und bestehen immer aus Kuchen, Früchten oder anderen Lebensmitteln; bei den „trockenen" packt man aber auf den Boden des Körbchens ein Päckchen, in dem sich entweder einige Silberblöcke oder eine Anzahl Banknoten befinden. Natürlich sind diese Gaben umfangreicher, je

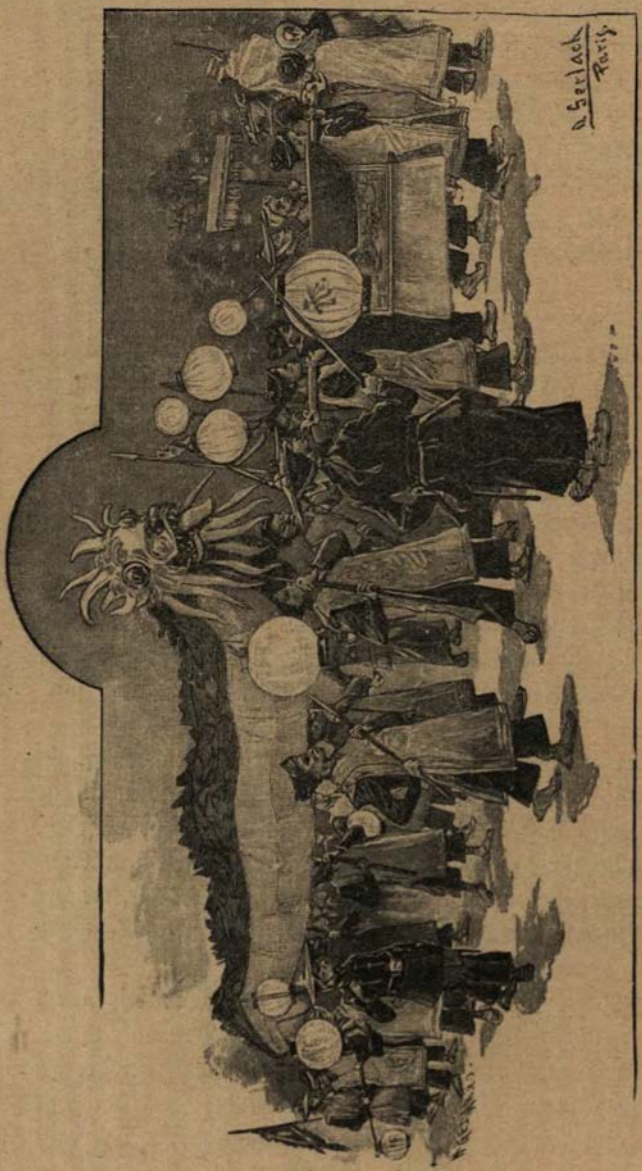
höher der Empfänger im Range steht. Der Herr Oberpräsident kann von den ihm unterstellten Beamten selbstverständlich nicht so wertvolle Geschenke erwarten, als er sie dem Vizekönig verehren muß, aber er bekommt auf diese Weise doch wenigstens einen Teil der Unkosten, in die er sich stürzen muß, wieder ersetzt. Ein Beamter weist überhaupt kein Geschenk zurück, er ist desselben immer „würdig". Wenn ein Richter oder ein Landrat von einer ihm noch so unbekannten Persönlichkeit ein Körbchen zugesandt erhält, so macht ihm das durchaus keine Sorge, denn er weiß ganz genau, daß dieselbe im Laufe des Tages persönlich ihre Aufwartung machen und dabei schon durchblicken lassen wird, was sie für sich selbst oder irgend einen Verwandten zu erreichen wünscht — außerdem ist er morgens nicht zu Hause. — Mit den „nassen" Geschenken geht man wesentlich sparsamer um. Man schickt wahre Riesenschachteln, die zwei Mann an einer Stange tragen, aber der Inhalt der einzelnen Abteilungen, der in Kuchen, Trauben, Birnen, Haifischflossen und Holothurien besteht, füllt nicht den zehnten Teil des Raumes aus; dagegen befindet sich bei jedem Gericht ein hochpoetischer Name für dasselbe auf rotem Papier verzeichnet. Man meint, daß der Empfänger das, was fehlt, sich ja hinzudenken könne; die Hauptsache bleibt, daß alles recht vornehm „aussieht".

Zur nämlichen Zeit, wo die Boten mit ihren Gaben herumlaufen und die Kinder sie ihrem Lehrer ins Haus tragen, müssen die Beamten nämlich dem Kaiser gratulieren. Dies geschieht in der Weise, daß sie sich in größter Galauniform in dem Konfuziustempel der betreffenden Kreis-, Bezirks- oder Provinzialhauptstadt versammeln und vor einem zu diesem Zweck extra aufgebauten Drachenthron, der mit der Inschrift „Zehntausend Jahre und zehntausendmal zehntausend Jahre dem höchsten Herrscher" versehen ist, in den Staub werfen und dreimal mit dem Kopfe den Boden berühren. Ist diese Zeremonie beendet, dann begeben sie sich in einen Buddhatempel und bringen dem Schutzgeiste der Stadt gleichfalls ihre Glückwünsche dar, worauf die Bonzen dem Gott zu Ehren ein so gewaltiges Feuerwerk abbrennen, daß nach wenigen Minuten es niemand mehr vor Rauch im Innern aushalten kann und alles sich vergnügt nach Hause begiebt. — In Peking selbst bleibt es nicht bei der Zeremonie, sondern die kaiserlichen Prinzen und die höheren Beamten werden vom Kaiser persönlich mit außergewöhnlicher Leutseligkeit empfangen, um ihm ihre Glückwünsche darzubringen.

Nachdem man dann zu Mittag gegessen hat, beginnen die persönlichen Besuche, die aber fast nur in den besseren Kreisen üblich sind. Man sieht zahllose Sänften, die durch die Straßen getragen werden, welche im übrigen aber auffallend menschenleer sind. Während in den frühen Morgenstunden die Straßen kaum die Menge des Volkes zu fassen vermochten, hält sich nachher fast jede Familie im eigenen Hause oder bei Verwandten auf. Man hat an den übrigen Tagen des Jahres soviel auf der Straße zu thun und im Schweiße seines Angesichts dort sein Brot zu verdienen, daß man es als die größte Erholung betrachtet, einen Tag im Hause zu verleben. Und was sollte die Leute auch zum Ausgehen reizen? Alle Läden, alle Werkstätten, alle Theehäuser sind geschlossen; es giebt nichts zu sehen und nichts zu genießen; also überläßt man den reichen Leuten die Straße. Diese, in ihre besten Gewänder gekleidet — Herren sowohl als Damen — haben es aber auch eilig genug, um die Dutzende von Besuchen erledigen zu können. Bei den allermeisten Besuchen geht es zum Glück schnell ab; der Besucher läßt seine Karte — und mitunter gleichzeitig eine besondere Glückwunschkarte — abgeben, und der Herr oder die Dame des Hauses lehnen die zugedachte Ehre dankend ab, mit der Begründung, daß „man im Glanze eines so hohen Besuches erblinden würde". Dann kann die Sänfte ohne Zeitverlust ihren Weg fortsetzen.

Was die eben erwähnten Neujahrs-Glückwunschkarten betrifft, so sind sie in der Regel mit den drei Symbolen der chinesischen Glückseligkeit: Nachkommenschaft, hoher Rang und langes Leben, versehen. Das erste Sinnbild besteht in einem Kinde, das zweite in einem Mandarin, das dritte entweder in einem Greise oder einem Storche, welcher Vogel nach chinesischer Ansicht von dem ganzen befiederten Geschlecht das längste Leben erreicht. —

Der zweite Neujahrstag ist namentlich für die Mandarinen mit Arbeit verknüpft. Sie müssen zunächst das Fest der Vermählung von Himmel und Erde feiern, das in einer Zeremonie besteht, bei der sie dreimal niederknieen und neunmal mit dem Kopf die Erde berühren müssen; ferner haben sie den Wind- und Feuergöttern ein Opfer zu bringen. Ist das erledigt, so gilt es, dem Vizekönig zu Neujahr zu gratulieren. Das ist für diejenigen Beamten, die in der Provinzialhauptstadt wohnen, nicht schwer; aber die anderen, die in abgelegenen Bezirken angestellt sind, brauchen teilweise drei Tage, bis sie in ihren Sänften oder zu Wasser an Ort und Stelle angelangt sind, und für



Der große Umzug am Laternenfeste.

sie ist der Besuch bei dem Vizekönige mit dem Verlust einer vollen Woche gleichbedeutend.

In den meisten Teilen Chinas ist der erste Neujahrstag nur der eigenen Familie und den allernächsten Verwandten, der zweite dem größeren Verwandten- und Freundeskreise gewidmet, und man sieht daher an letzterem auch viel mehr Menschen auf der Straße als am vorhergehenden Tage. Zahllose Frauen, die sogenannten „Neujahrsthee-trägerinnen", sind emsig beschäftigt, allerhand Leckereien, die namentlich in Apfelsinen, Wein, gebackenen Kokosnüssen und kugelförmigen Kuchen bestehen, zwischen den Verwandten und Freunden hin und her zu tragen,

während diese selbst von dem ältesten oder wohlhabendsten unter ihnen zu einem festlichen Bankett eingeladen werden, bei dem vornehmlich der Fisch Liju und Strahlmuscheln als glückbringende Speisen dargeboten werden.

Am dritten und vierten Tage halten es die Leute nicht mehr in ihren Wohnungen aus. Alt und Jung treibt sich auf der Straße herum, brennt Feuerwerkskörper nach Herzenslust ab, sieht den Schauspielern, Akrobaten, Musikern und Sängern zu, die wieder auf allen

Gaukler am Laternenfest.

Plätzen ihre Künste zum Besten geben, und vergißt namentlich nicht, sich von den Wahrsagern Auskunft geben zu lassen, welches Schicksal ihnen in dem eben begonnenen Jahre bevorsteht.

Am fünften Tage beginnt für Viele schon wieder das Leben in dem gewohnten Geleise sich fortzubewegen. Herbergen, Wirtshäuser und Theestuben öffnen wieder ihre Pforten, und wenn die Kaufleute und Krämer damit noch einen Tag zögern, so bereiten sie sich doch schon auf die Geschäfte vor, indem sie dem Gotte des Reichtums huldigen und ihm Opfer darbringen. Fast in jedem Stadtteil befindet

sich ein Tempel, der diesem Gotte geweiht ist, oder doch ein ihm gehörender Altar, und zu diesem wallen am fünften Neujahrstage die Kaufleute in Scharen, um Glück und Segen für sich herabzuflehen, denn für den Chinesen giebt es kein höheres Ideal als den Reichtum. Es giebt zwar manchen wohlhabenden Mann, der öffentlich über das ganze Götzenwesen spottet und sich zur reinen Lehre des Konfuzius bekennt; er würde es natürlich tief unter seiner Würde betrachten, wenn man ihm zumuten würde, sich mit dem Schwarm der Übrigen zu dem nächstbelegenen Altare des Tse-schenn zu begeben, aber in einem Winkel seines Hauses hat er ganz im Geheimen das Bild des Gottes aufgehängt und dort kniet er ebenso inbrünstig nieder, als irgend ein anderer im Tempel angesichts der großen Menge, denn es ist doch gar zu schön, ein reicher Mann zu sein und — man möchte es doch auch bleiben, und deswegen ist es für alle Fälle das Sichere, den Tse-schenn nicht zu erzürnen.

An einigen Orten wird das Fest des Gottes des Reichtums als Tu-ti-fest, jedoch erst am zweiten Tage des zweiten Monats begangen. Namentlich in den südchinesischen Städten sieht man allenthalben Altäre, die diesem Gott errichtet sind und auf denen dessen Bildsäule in reichem Gewande mit Goldbarren in der Hand aufgestellt ist. Fast immer sind dort frische Blumen, Opferspeisen oder Kerzen zu sehen, die irgend ein Kaufmann aus der Nachbarschaft gebracht hat, dem ein gutes Geschäft gelungen ist oder der sich nach einem solchen sehnt. Am Tage des Tu-ti-festes wird nun vor dem Hauptaltar eine hölzerne Kanone aufgestellt und aus dieser eine Palmriedkugel abgeschossen, die eine Höhe von zwölf bis fünfzehn Meter erreicht. Demjenigen, dem es gelingt, die niederfallende Kugel aufzufangen, stellt der Gott für das begonnene Jahr seine besondere Unterstützung in Aussicht, und man kann sich denken, wie das gewinnsüchtige chinesische Volk sich danach drängt, stößt und schiebt, um dieses Glückes teilhaftig zu werden. Die Kugel wird ihm durch besondere, rotgekleidete Tempeldiener nebst einem für seinen Ahnenaltar bestimmten Zierrat aus künstlichen Blumen unter Trommelschall und Trompetengeschmetter ins Haus getragen und er gilt als der beneidenswerteste Mann der Stadt. Thatsächlich pflegt er auch ein glänzendes Geschäft zu machen, da sich alles nach seinem Laden drängt, um womöglich einen kleinen Teil des dort ausgestreuten Glückes für sich selbst zu erhaschen. Um dem mit Lebensgefahr verbundenen Drängen wenigstens etwas abzuhelfen, hat man sich in mehreren Städten entschlossen, hinter einander dreißig Kugeln

und noch mehr abzufeuern, damit mehrere des Glückes teilhaftig werden könnten, aber der Gewinner der ersten Kugel gilt doch als der bei weitem Glücklichste und auch ihm allein wird die seinige unter feierlichen Zeremonien überbracht. —

Den siebenten Tag des ersten Monats nehmen die Frauen für sich in Anspruch; es ist der Festtag der Apo, der Schutzgöttin des Ehebettes. Keine Frau, kein Mädchen wird es versäumen, ihr an diesem Tage je nach Vermögen ein Opfer zu bringen; kann sie auf ihren kleinen, verkrüppelten Füßchen nicht bis zum Tempel hintrippeln, so läßt sie sich entweder in einer Sänfte oder, wenn ihr eine solche nicht zur Verfügung steht, von einem Dienstmädchen auf deren Rücken dahin tragen. Die Wohlhabenden bringen Schweinebraten, gekochte Hühner und ein Gemüse namens Tzeku, die ärmeren begnügen sich mit saurem Ingwer und rotgefärbten Eiern. Hat man der Göttin gehuldigt, so besucht man einander, hält Theekränzchen ab und macht, wenn es das Wetter irgendwie zuläßt, Spazierfahrten auf den Flüssen und Seen der Umgegend. Kurz, so gedrückt im allgemeinen die Stellung der Frau in China zu sein scheint, so unbeschränkt herrscht sie an diesem Tage.

Das Laternenfest.

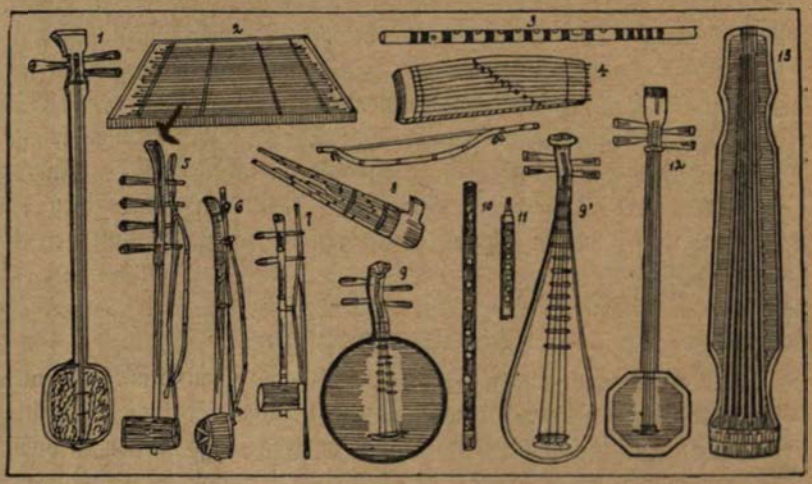
Wie wir schon sagten, findet die Festperiode mit dem fünfzehnten Tage des ersten Monats, dem Laternenfest, ihren eigentlichen Abschluß, und zwar sind die Chinesen an keinem anderen Tage im ganzen Jahre so fröhlich, wie an diesem.

Es handelt sich um ein Fest, dessen Bedeutung dem acht Tage früher gefeierten Apofeste etwa gleichkommt, nur sind heute nicht die Frauen, sondern die Männer die Feiernden. Wir wissen schon, wieviel den Chinesen daran liegt, eine recht zahlreiche männliche Nachkommenschaft zu besitzen, und nun haben die einen dafür zu danken, daß sich dieselbe während des letzten Jahres vermehrt hat, während die anderen bitten, daß ihnen dieses Glück in dem begonnenen Jahre zu teil werden möge.

Vom frühen Morgen bis zur anbrechenden Nacht sind die Buddha- und namentlich die Taoistentempel mit Betern überfüllt, und alles hat zu Ehren des Tages, gerade wie am Neujahrstage, seine Festgewänder angelegt.

Wem das Schicksal im verflossenen Jahre einen Erben beschieden hat, der pflegt seine ganze männliche Verwandtschaft zu einem Fest-

essen einzuladen; hierbei wird die Ahnentafel auf das prächtigste ausgeschmückt und oft wird vor derselben ein vielverästeter Baum (gewöhnlich aus Wurzelwerk bestehend), als Sinnbild der Hoffnung aufgestellt, daß es dem Geschlecht nie an einer reichen Nachkommenschaft fehlen möge. Vielfach veranstalten auch wohlhabende Leute, denen ein Erbe geboren wurde, in dem Tempel ihres Bezirks ein großes Gastmahl, zu dem sie die Armen durch Trommler und Ausrufer einladen lassen. Das Hauptgericht besteht in einem eigentümlichen, eigens für diesen Tag zubereiteten Kuchen, der aus Zucker oder süßem Mus bereitet und dann in Reismehl kugelrund bis zur Größe eines



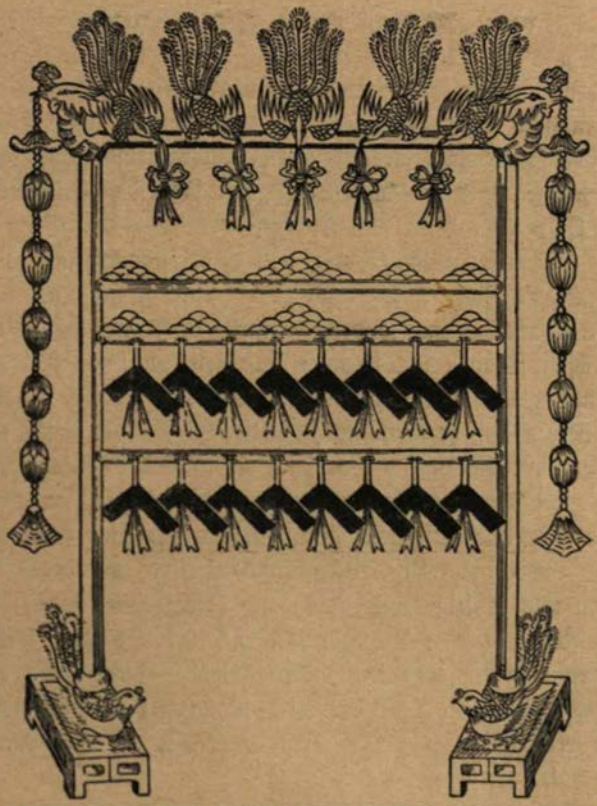
Musikalische Instrumente.

Hühnereies gewälzt wird. Diesen Schmaus läßt sich niemand, der es irgendwie ermöglichen kann, an diesem Tage entgehen.

Reges Leben herrscht in allen Straßen. Musikanten, Sänger, Seiltänzer, Schauspieler und Schaubudenmänner haben sich allenthalben aufgestellt, und eine schaulustige Menge umringt sie. Da sieht man in Binsenhütten allerhand Raubtiere, Stachelschweine, vierfüßige Enten, sechsfüßige Ferkel und sonstige Monstrositäten. Daneben sind Suppen-, Thee- und Obstbuden errichtet und etwas weiter haben Spielhöllen ihren Platz gefunden. Eine eigene Art des Glücksspiels besteht darin, daß ein lebender Fisch oder ein großes Stück Schweinefleisch am oberen Ende einer Stange befestigt und ausgelost wird. Jeder macht einen Einsatz und schätzt gleichzeitig das Gewicht des ausgebotenen

Fleisches oder Fisches; sind genügend Schaulustige zusammen, so wird der Gegenstand herabgenommen und gewogen und dann demjenigen ausgeliefert, der das wirkliche Gewicht am annäherndsten erraten hat.

Aber das Publikum selbst, namentlich das junge Volk, wirkt auch selbstschöpferisch und veranstaltet allerlei Mummereien und Aufzüge. An einer Stelle findet ein Wettlaufen auf Stelzen statt und die Läufer haben sich als Greise, Frauen, Mandarine, Bonzen, Drachen ꝛc. verkleidet, an einer anderen wird von übermütigen Burschen eine Gerichtssitzung mit nachfolgender Hinrichtung zum Besten gegeben, an einer dritten erscheint ein Wahrsager, der alles mögliche Glück und Unglück den Vorübergehenden verkündet, an einer vierten sucht ein Bonze die Welt zu bekehren, und dazwischen treiben sich unzählige Kinder herum, die sich in allerhand phantastische Papierkostüme verkleidet haben und ihre noch kleineren Gefährten zu erschrecken versuchen. Kurz, überall herrscht der fröhlichste Jubel.



Das Musikinstrument „Klingende Steine".

Der Hauptspaß beginnt aber erst, wenn der Abend hereinbricht, denn dann erstrahlt das ganze weite Reich in einem Meer von Lichtern.

Es giebt keinen Chinesen, sei er noch so alt oder noch so jung, der nicht seine Laterne trüge, keinen Tempel, keine Pagode, kein Haus, kein Zimmer, keinen Mastbaum, ja keine Stange, die nicht durch Kerzenlicht erhellt wäre. Es giebt Laternen für Reiche und Arme, für jung und alt, für Gute und Sünder, für Götter und Teufel, und in allen nur erdenklichen Formen. Der chinesische Laternenmacher arbeitet das ganze Jahr und trotzdem passiert es, daß er am Laternenfest gar nicht seine Werkstatt zu öffnen braucht, da er am vorhergehenden Tage schon seinen gesamten Vorrat verkauft hat. Und welche unendliche Mannigfaltigkeit in den Formen und Farben giebt es: runde und cylinderförmige, ovale und rautenförmige, vier-, sechs- und achteckige, korb- und tulpenartige, und dann die zahllosen Scherzlaternen in Obst- oder Blumen-, Drachen- oder Vogelform.

Wem ein Kind geboren wurde, der schmückt nicht nur sein eigenes Haus mit Lichtern aus und zündet eine große kunstvolle Laterne vor der Ahnentafel an, sondern er stiftet auch eine als Dankopfer in dem nächsten Tempel und begnügt sich meist nicht mit dieser einen, sondern hängt gleich noch ein halbes oder ein ganzes Dutzend mehr von denselben auf, je nach der Zahl der Söhne, die er sich für die Zukunft wünscht. Die größte Sorgfalt wird auf die Ahnenlaterne verwendet; es giebt davon kostbare Exemplare, die aus sogenanntem „Eisenholz" oder gar aus Elfenbein geschnitzt, mit gemalten Glasscheiben versehen und mit Glasperlen-Ketten behangen sind und deren Preis zwischen zehn und fünfzig Dollars schwankt. Wesentlich billiger und mehr eine Spielerei ist eine Art Hängelaterne, die aus zwei Teilen besteht, in deren unterem mehrere Lichter brennen; durch die entstehende Hitze wird der obere Teil, der mit allerhand buntkolorierten Figuren wie Reitern, Kriegern und Tieren geschmückt ist, fortwährend im Kreise bewegt.

Wiederum eine besondere Art bilden die Laternen für diejenigen, die noch keine Nachkommen haben, sondern sich dieselben erst wünschen. Sie kaufen eine Laterne, lassen sie mit ihrem Namen versehen und schicken sie einige Tage vorher nach dem Tempel ihres Bezirks. Dort zündet sie am Abend des Laternenfestes ein Priester an einer vor dem Altar des Jü-huang brennenden Opferlampe an und sendet sie den Betreffenden durch einen Boten zu. Dieser ist von mehreren Musikanten begleitet und überbringt gleichzeitig eine Lattich-Frucht, in deren Mitte eine Kerze brennt. Die letztere wird dann vor den Hausgötzen gestellt, die Laterne dagegen vor der Ahnentafel aufgehängt.

Mitunter wird ihm auch von wohlmeinenden Freunden gleichzeitig eine kleine in Seide gekleidete Wachsfigur, der „Samsing“ zugeschickt, der ebenfalls auf dem Ahnenaltar seinen Platz findet. Er soll Glück, Rang und langes Leben in das Haus bringen, entspricht in seiner Bedeutung also den schon geschilderten Neujahrskarten.

Die Hauptsache bildet aber der „Umzug des großen Drachen“, der in jedem Dorf und in jeder Stadt vor sich geht. Er nimmt seinen Anfang vor dem Haupttempel des Distrikts, vor dessen Pforte zunächst ein möglichst glänzendes Feuerwerk abgebrannt wird; man sieht dort feuerspeiende Löwen, Tiger, Schiffe, Räder, Seeschlachten, Türme mit läutenden Bonzen, Weinberge und andere kunstvolle Dinge, wie sie nur die Chinesen mit ihrer Geduld und ihrem großen Geschick fertig bringen. Dann öffnet sich das Thor und in schnellem Schritt unter Vorantritt von Reitern, Musikern und Lampionsträgern erscheinen die Leute, welche das Bild des großen Drachen tragen. Es ist ein langer, wurstartiger Leib aus gelber Gaze mit aufgemalten Schuppen, phantastischem aus Flicken zusammengesetzten Kopf, aus Hanfstengeln gebildetem rasselnden Schweif und im Innern durch buntfarbige Laternen gespensterhaft erleuchtet. Meist wird dieses Ungetüm auf Stangen getragen, aber mitunter hat es auch lebendige Beine, nämlich Knaben, die es auf dem Kopf und den Händen tragen und dabei unausgesetzt im Bogen laufen, so daß es sich in Schlangenwindungen vorwärts zu bewegen scheint. Dieses Ungeheuer kriecht durch fast sämtliche Straßen des Ortes, und sein Erscheinen wird überall durch Raketen, Feuerfrösche, Feuerkugeln, Kanonenschläge, bengalische Lichter und Freudengeschrei begrüßt. An keinem andern Tage im Jahre ist das Volk so froh wie an diesem und an keinem andern wird auch der Fremde so sehr an die alten Erzählungen von dem „Märchenlande China“ erinnert.

Besondere Erwähnung verdienen noch die Laternen, die für die „armen Seelen“ aufgestellt werden. Wer durch Selbstmord oder gewaltsamen Tod sein Ende gefunden hat, dessen Seele muß noch eine Zeit lang auf der Erde umherirren, bis sie am Tage des Laternenfestes ihren Eingang in die Unterwelt zu finden vermag. Damit ihr dies aber auch möglich ist, werden allenthalben am Rande von Gräben, an den Flußufern, an Kreuz- und Hohlwegen, bei tiefen Brunnen und an sonstigen gefährlichen Stellen an hohen Stangen Laternen aufgehängt, damit sich die Seele nicht verirren kann und außerdem zündet man Sandelholz an, damit die Seelen etwas von dem Geruch derselben

annehmen und dadurch den Göttern der Unterwelt angenehmer werden. Dies führt uns auf den Ursprung des Festes zurück.

Das Laternenfest stammt aus den Zeiten der Han-Dynastie, ist etwa zwei Jahrtausende alt und wurde ursprünglich als Fest des Urwesens durch feierlichen Gottesdienst begangen. Es fiel damals auf die Mitte des ersten Monats, und da der Monat in China noch heute sich nach dem wirklichen Mondwechsel richtet und jeder Monat mit dem Neumond beginnt, so war also an diesem Tage immer Vollmond, und die Andächtigen verrichteten ihr Gebet im Glanze desselben. Erst vor etwa neunhundert Jahren kam man der Natur durch Anzünden von Papierlaternen zu Hilfe und gab so dem Fest seinen heutigen Charakter.

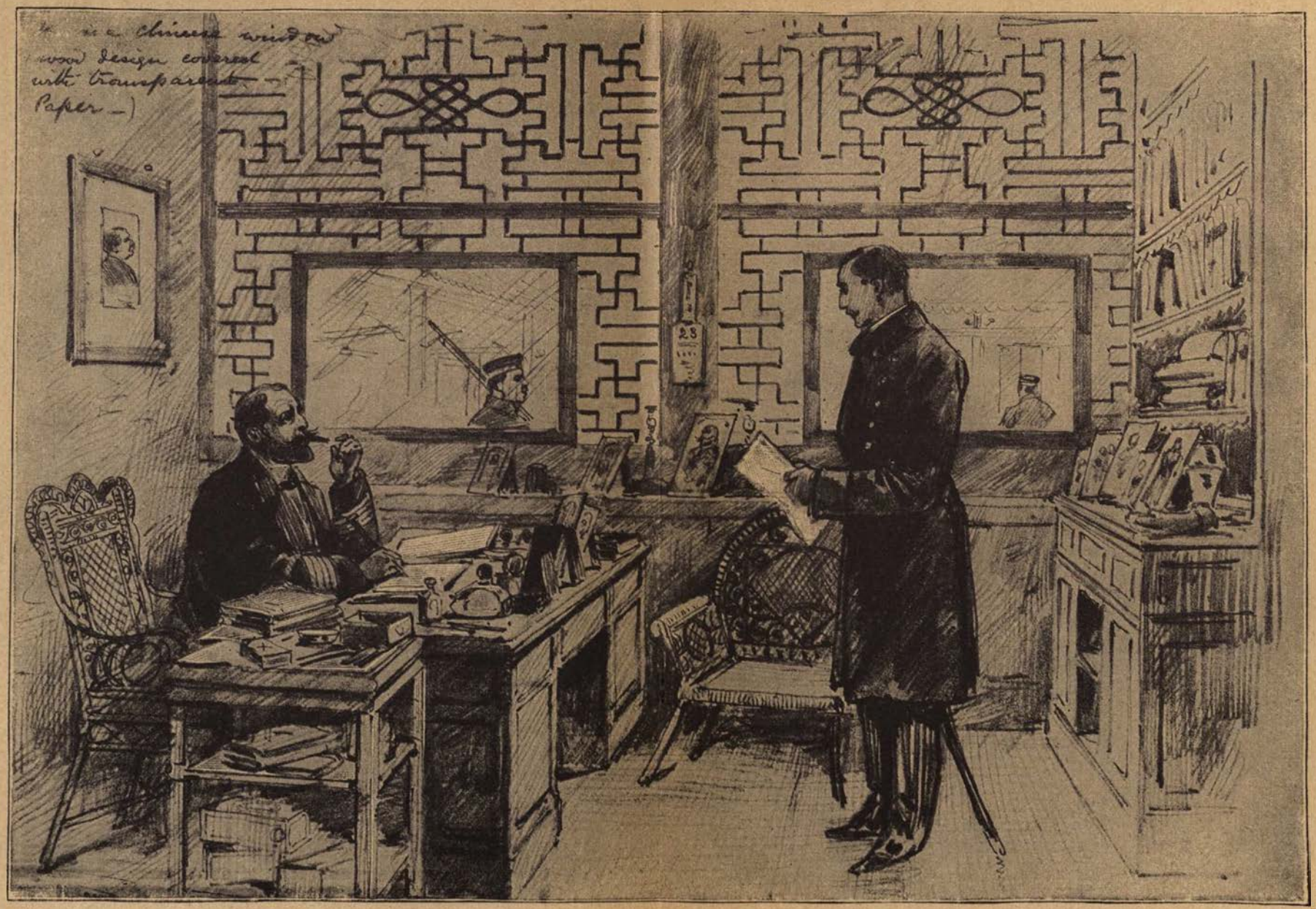
Junge Braut.

— Ende des ersten Bandes —

Expamersche Buchdruckerei in Leipzig.

Der Krieg in China

1900—1901.



Im Büreau des deutschen Gouverneurs zu Kiautschou.

4114